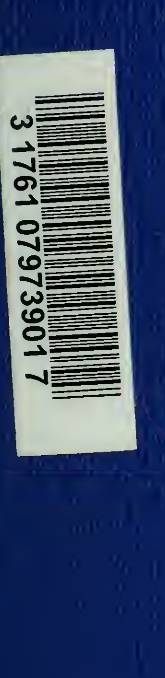
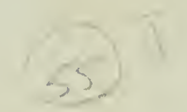

3 1761 07973901 7



Preußens
ältere
Geschichte.

Von

August von Kotzebue,

Mitgliede der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Dritter Band.

Hamburg, 1811.

Preußens ältere Geschichte.

Von

August von Kotzebue.


LIBRARY
NOV 24 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

Erstes Kapitel.

Conrad von Jungingen.

So hieß der edle Ritter, den, gegen seinen Wunsch, 1393.
der Brüder einstimmige Wahl zu Wallenrods Nachfolger kohr.

„Ein wohlgestalter Mann von Angesicht, wer ihn sah, hatte Lust und Liebe zu ihm. Demüthig, weise, vorsichtig; keusches Lebens, von züchtigen Geberden, friedsam, nüchtern, gütig gegen Freund und Feind.“ Dieses schöne Lob, von einem mit Schmeichelworten kargen Biedermanne freygebig ausgespendet, verdiente Conrad größten Theils. Man darf selten vom Ruhme der Großen so viel behaupten. Sicher wäre es unverkürzt ihm zu Theil geworden, hätten die Ordensbrüder, von seinem Geiste beseelt, seine milden Befehle treuer vollstreckt. Ihm gebührt noch ein seltner Ruhm: er war ein redlicher Staatsmann, seine Politik nicht verlarvt noch zweyzüngig. Was er für gut und recht hielt, sagte er stets dem Feinde gleich und rund; nichts blieb im Hinterhalte; aber seine ersten Worte waren auch die letzten.

Zweytes Kapitel.

Litthauen und Samayten.

Nicht nach dem Augenmaße einer gierigen Staatskunst, nur auf der Wage strenger Sittlichkeit, soll die Geschichte Lob und Tadel wiegen; denn was bleibt Eroberern zu fürchten übrig, wenn, gleichsam während sie noch leben, schon die Nachwelt ihnen schmeichelt, indem sie unterlassenen Mißbrauch der Gewalt an einem Fürsten der Vorwelt tadelt? — Darum soll mit Unwillen jeder Rechtliche den Vorwurf lesen: Conrad von Jungingen habe günstige Gelegenheiten zu Litthauens Unterjochung sich entschlüpfen lassen.

Gelegenheit! — möge dieses Wort im Rathe der Fürsten jeden Raub bemänteln, und den triegerischen Schein der Klugheit um das Böse ziehen; die Geschichte soll es nicht irre leiten. Das Gerechte ist auch weise. So verfuhr der neue Hochmeister, als er den Wünschen seiner Brüder, Wallenrods Niederlage zu rächen, widerstand, und lieber unterhandeln als fechten wollte.

Freylich benutzte Witold die willkommene Ruhe zur Befestigung seiner ungetheilten Herrschaft, indem er Litthauens Fürsten einzeln unterjochte, wodurch dem Orden jede Hoffnung schwand, künftig durch erregte Zwietracht zu siegen. Conrads redlichen Bemühungen
1395. um Frieden setzte er nichtige Ausflüchte entgegen, sich berufend auf ein Verboth des Königs von Pohlen. Des

Ordens Feinde in Liefland stärkten seine Waffen, und als Swidrigal, sein vertriebener Vetter, Schutz unter dem Ordensschilde fand, da rächte Witold sich durch Verheerungen in Liefland, die nicht unvergolten blieben. Es gelang ihm endlich, den minder Glücklichen zu fangen; in Fesseln geschlagen sandte er ihn nach Pohlen. 1396.

Aber eine Begebenheit, der Ruhmsucht wie der Kriegsbegierde schmeichelnd, flößte dem Großfürsten plötzlich Friedensneigung für den Orden ein. Toktamysch, ein tatarischer Fürst, von dem Weltstürmer Timur verjagt, floh zu Witold Hülfe suchend. Der Beherrscher von Litthauen säumte nicht, die russischen Fürsten zu einem Bündnisse gegen den gefürchteten Eroberer einzuladen; weil aber Klugheit geboth, in einem so ernsten Kampfe den Rücken frey zu halten, so trat er endlich mit dem Hochmeister in freundliche Unterhandlung.

Manches Hinderniß erhob sich. Der Orden forderte Schwur und Geißeln. Witold verweigerte jenen, und des pohlnischen Königs Hohn sprach: „wir haben Geißeln genug aus Litthauen, die der Christenheit Ruhe verbürgen. Hat doch der Bischof von Wilna dem Papste geschworen, und wird die wenigen noch übrigen Heiden wohl bekehren, ohne daß den Orden es kümmern darf." Nur ein Waffenstillstand war die Frucht aller Mühe; nach Ablauf desselben, wurde man einig, sollten beyder Fürsten Räthe auf der Dobys Frieden unterhandeln.

Der Versuch mißlang, denn Witolds Räthen mangelte Vollmacht. Ihm lag ja bloß daran, während seines Zuges gegen die Tatarn der Ritter Schwert in der Scheide zu halten; diesen Zweck erreichte er schon durch Waffenstillstand, ohne für die Zukunft sich die Hände zu binden. Darum schuf er selbst manche

Hindernisse; mischte fremde Händel ein; wollte den widerspänstigen Bischof von Dorpat, seinen Schützling, zugleich mit dem Orden versöhnen; und blieb gelassen, als die Samayten, für deren Angriff er die Bürgschaft übernommen, Preußens Gränzen verheerten. Da erhob sich Conrad mit drohendem Ernste. Er liebte Frieden, ohne Krieg zu fürchten. Er verwarf die Aussöhnung mit dem Bischofe von Dorpat, „dem nie am Rechte gnügt;" er forderte Samayten, dessen Bewohnern, Trotz Witolds Zusage, der Orden nicht mehr trauen dürfe. „Nimmer," sprach er, „ist dieses Land, sammt den Wildnissen, von Euch oder Euren Aeltern ruhig besessen worden, das bekannet ihr selber. Uns haben vor langen Jahren Papst und Kaiser es geschenkt. Geißeln begehren wir von Euch; doch nicht länger, bis Ihr, sammt den Eurigen, vom heiligen Vater und dem Reiche, zum Christenglauben bestätigt und verleibet worden, auch die Festen wieder bauen helfen, die ihr verrätherisch verbrannt."

Witold, dessen ganze Seele jetzt nur der Feldzug gegen Timur füllte, sah Conrads Ernst und gab nach.
1397. Sein eigener Bruder Sigmund bürgte für ihn als Geißel. Den forderte der römische König, vermeinend, er wäre sicherer bey ihm, als in Preußen, aufgehoben. Allein der redliche Conrad weigerte sich ihn auszuliefern, sprechend: „er wurde uns übergeben zu getreuer Hand."

Kaum verdiente Witold diese Schonung, denn er fuhr fort, den Hochmeister unrühmlich zu täuschen. So, zum Beyspiel, sandte er ihm einen Friedebrief, mit einer falschen Jahrzahl bezeichnet, den folglich Conrad zurück wies, auch fernere Unterhandlungen abbrach, auf den Spruch des Kaisers und der Churfürsten sich berufend.

Zu gleicher Zeit erhob er laute Klagen am Hofe des Königs von Ungarn: Witold unterjoche, während des Beyfriedens, die Heiden oder Russen, lasse sie im Unglauben, und, wenn er sie bezwungen, verbinde er sich mit ihnen gegen den Orden. Jetzt wolle er die Nowogoroder angreifen, „die da große Lande ha„ben und reich sind, und ob er das Glück hätte, da „möchte er einen großen Raub hohlen, mit dem er ge„gen uns sich stärken möchte."

Die Churfürsten thaten nichts, denn der Kaiser blieb aus. Der König von Ungarn hingegen erboth sich zum Schiedsrichter, und rühmte, daß auch Pohlen bereits willfährig sey, ihn als solchen zu erkennen. Dankbar nahm der friedliebende Hochmeister das Erbiethen an, wollte selbst nach Gnesen kommen, verlängerte die Waffenruhe, und befragte Witold, ob auch er geneigt sey, ihren Streit auf solche Weise zu schlichten?

Der Großfürst wich aus. Doch um den Hoch- 1398.
meister hinzuhalten, entwarf er einen Vergleich auf seinem Schlosse Grodno, den auch des Ordens Gebiethiger, nach seinem ursprünglichen Inhalte, genehmigten. Das lag nicht in Witolds Plan. Schnell fügte er neue Bedingungen hinzu, das Herzogthum Dobryn betreffend. „Herr!" schrieb ihm Conrad zornig, „das rühret Euch nicht an." — So zerschlug sich alles.

Indessen war Swidrigal seiner Haft entwichen oder entlassen, und hatte sich nach Ungarn gewendet. Von dort aus sprach er aufs neue den Orden um Hülfe an. Sie wurde ihm nicht verweigert. Conrad verwies ihn an die Ordensgesandten, die noch in Ungarn waren, mit denen möge er sich besprechen. Doch blieb es vor der Hand bey höflichen Worten und Beyleidsbezeigungen.

Ganz Deutschland suchte der Hochmeister gegen Pohlen und Litthauen aufzuwiegeln, durch Gründe, die in jenen Zeiten für wichtig galten. Viele Litthauer, schrieb er, begeben sich zum russischen Glauben, (den man immer noch nicht als christlich erkennen wollte) die Festen werden mit ungläubigen Russen besetzt; man schließt Bündnisse mit Türken und Tatarn; man will sich dem Reiche nicht unterwerfen; ja es verlautet sogar, man wolle für Litthauen und Rußland vom Papste eine Königskrone erwerben, und das Land als Lehen vom päpstlichen Stuhle empfangen, „da Gott vor sey! denn alsdann werden alle Heiden „und Russen sich zu ihnen schlagen, und sicher vor dem „Orden bleiben." Auch der jüngste Herzog von Stettin habe sich mit Witold befreundet und eine Russinn zum Weibe genommen.

Eine merkwürdige Verhandlung vor dem Kaiser, bey welcher vier Nationen gegen einander auftraten, ereignete sich um diese Zeit. Der Kaiser fragte die Pohlen: ob sie das Reich und ihn für ihren Oberherrn erkennten? — Sie erwiederten kühn, der Beherrscher Pohlens sey ein freyer König. Zu des Ordens Gesandten sprach der Kaiser die wahren Worte: „man beschuldigt Euch, daß Ihr nirgend zu Rechte stehen wollt. Ladet man Euch vor den Kaiser, so sprecht Ihr, Ihr gehört vor den Papst, und verklagt man Euch bey dem, so wollt Ihr unter das Reich. Redet klärlich und offenbar."

Da begaben sie sich unter die Kirche, das Concilium und das Reich. „Das ist eine kluge, weise, heilige Antwort," sagte der Kaiser, und alle Herren mit großen Freuden hoben auf ihre Hände und dankten Gott. Im Grunde hatte doch, wie immer, der Orden seine Nebenthüren auf jeden Nothfall offen gelassen,

und überhaupt scheint diese Begebenheit auf die Gesinnungen der zwistigen Nationen unwirksam geblieben zu seyn.

Schwerlich würden Klagen und Vorwürfe dem stolzen Witold einen Frieden abgedrungen haben, wie der Orden ihn begehrte; ein Mahnbrief der Königinn Hedwig machte ihn geschmeidiger. Sie schrieb: ihr habe Jagello die Lande der Russen und Litthauer zur Morgengabe bestimmt, und ersuchte ihn daher, als ihren lieben Bruder, ihr einen jährlichen Zins zu übersenden. Da versammelte Witold die Edelsten des Landes, trug ihnen die Zumuthung vor. Wir sind frey, erklärten alle, nie haben unsere Aeltern den Pohlen Zins gegeben, dabey wollen wir bleiben. Deß war Witold heimlich erfreut, und wandte sich vielleicht zum Orden, um einen Bundesgenossen zu erwerben, im Fall die Königinn ihre Bitten in Drohungen verwandeln möchte. Doch war es auch wohl minder diese Furcht, als die kriegerische Sehnsucht, die ihn zum Frieden stimmte, denn er hatte sein Schwert nun einmahl gegen die Tatarn gezückt.

Vergebens rieth ihm Jagello, den schrecklichen Timur nicht zu reitzen, sondern lieber seine Waffen gegen die Ritter zu kehren. Vergebens weissagte die Königinn einen schlimmen Ausgang, und entzog ihm, durch dieses laut geäußerte Besorgniß, manchen vornehmen Pohlen, der schon gerüstet stand, mit ihm ins Feld zu ziehen. Immer noch sah er sich mit Wohlgefallen an der Spitze eines furchtbaren Heeres, in welchem funfzig Fürsten dienten. Immer noch sammelten sich viele edle Pohlen unter seinen Fahnen, um Lorbern oder Seligkeit in diesem heiligen Kriege zu erwerben. Darum verwandelte er endlich den zu Grodno entworfenen Vergleich in einen förmlichen Friedensschluß. Samayten und die Wildniß trat er ab; sicherte den Orden vor An-

sprache; behielt sich bloß die Jagd auf seine Lebenszeit vor (denn böse Fürsten opfern leichter Unterthanen als Vergnügen); versprach Jagello's Bestätigung auszuwirken; gelobte Hülfe zur Erbauung dreyer Festen; entsagte allen Ansprüchen auf das Pleskower Land; wollte sogar, zu dessen Unterwerfung, dem Orden Beystand leisten; bekannte sich, gleich andern christlichen Fürsten, dem Reiche und der römischen Kirche pflichtig, und erklärte, daß er am St. Michaelstage persönlich auf der Insel Sallin erscheinen, diesen Frieden mit seinem großen Insiegel bekräftigen wolle. — Dagegen lieferte der Orden seinen Bruder Sigmund aus; verzichtete auf Nowogorod; vereinigte seine Waffen mit denen Witolds, um dieß fette Land dessen Zepter zu unterwerfen. Beyde Theile gelobten gegenseitig Schutz dem Handel; sie wollten neuer Zölle sich enthalten; keine zinshaftige Leute abspänstig machen; keinen Feind des Andern durch ihr Land ziehen lassen; keine Miss thäter hägen. Zur bestimmten Frist wurde dieser Friede vom Herzoge und dem Hochmeister mit großer Feyerlichkeit auf Sallin besiegelt, und herrliche Gastmähler sollten das Vertrauen zu der neuen Freundschaft stärken.

Man muß erstaunen, daß der mächtige Witold hier freywillig einräumte, was man nur immer von dem Besiegten hätte fordern mögen. Der romanhaften Kriegsbegierde allein, die ihn ergriffen hatte; der Hoffnung auf den glänzenden Ruhm, den Welterschütterer Timur zu bekämpfen, verdankte der Orden jene großen Vortheile. Die brennenden Blicke gegen die Ufer des Don gewendet, erkaufte Witold um jeden Preis den Frieden am Ufer der Weichsel.

Das Glück begünstigte seine Kühnheit nicht, obgleich die Ordensfahne selbst 500 Reiter ihm zuführte.
1399. Er wurde von einem Feldherrn Timurs geschlagen.

Fast sein ganzes Heer, dessen vornehmster Befehlshaber, selbst ein Bruder Jagello's, blieben auf dem Schlachtfelde. Nur einem schnellen Rosse verdankte Witold Rettung: aber seine Länder, von Tatarn überschwemmt, entgalten ihres Herrn verwegenen Angriff. Jene Niederlage befestigte den Frieden mit Preußen, den der heim kehrende Sieger schwerlich würde gehalten haben. Jetzt hingegen vereinigte er sein Kriegsvolk 1400.
mit dem des Ordens, um die bedauernswürdigen Samayten zu unterjochen. Dieses unglückliche Volk trug den Schimpfnahmen Empörer, weil es, der alten Herrschaft getreu, einem Herrn, den es nicht erkohren, auch nicht gehorchen wollte.

Viele fremde Ritter waren zu der Heerfahrt nach Preußen gezogen, auch die Herzoge von Geldern und Lothringen. Jenen scheuchte Krankheit bald zurück; dieser trug den Ruhm der Tapferkeit davon, indem er mit Strömen unschuldigen Blutes den Staub von seinem Schilde wusch. „Mit Gottes Hülfe" so schrieb der Hochmeister dem römischen Könige, „haben wir bis in den zwölften Tag im Lande der Ungläubigen geheert und gebrannt; Geißeln erhoben und viele Gefangene zum Glauben gezwungen. Auch hat sich Witold mit dem Comthur von Ragnit, an andern Enden des Landes, getreulich bearbeitet und gebrannt, mit großer Macht seiner Leute; die Gefangenen sind uns ausgeliefert worden, also daß nun wohl zwischen ihm und dem Orden ein aufrichtiger Friede besteht." — Solch Sengen und Brennen hieß in jenen Zeiten Krieg; war ein verdienstlich Werk, zu dem fremde Fürsten aus fernen Ländern, Ablaß dürftig, herbey eilten; und das mit Gottes Hülfe vollbracht wurde; denn man versäumte nie, vor des Heeres Aufbruch, alle Klöster und Convente zum Gebethe zu ermahnen, und die letzteren mußten Arme spei-

sen, damit der Brüder Schwert der Armen Zahl mehren möchte.

Zur Erbauung der Gränzfesten wurde gleicher Maßen der versprochene Beystand von Witold geleistet. Dessen Gemahlinn wallfahrtete nach Preußen mit einem großen Gefolge, Seelentrost suchend bey der heiligen Katharina und der heiligen Barbara. Sie wurde vom Hochmeister herrlich empfangen und köstlich bewirthet. Alles schien dem Orden einen dauerhaften Frieden zu versprechen.

Doch bald bewährte sich auch dieses Mahl der alte, von Machiaveil begründete Satz: Keinem Frieden ist zu trauen, der allzu harte Bedingungen dem schwächern oder betrogenen Theile vorschreibt. Witold versuchte
1401. heimlich die Samayten wieder an sich zu locken. Es wurde ihm leicht, denn sie haßten die neue Herrschaft wie den neuen Glauben; 4000 derselben auf ein Mahl kehrten ihrem Vaterlande den Rücken und flohen nach Litthauen. Ihnen folgten andere Haufen, durch die Ausgewanderten theils verleitet, theils gezwungen.

Auf erhobene Klage antwortete Witold trocken: von zinshaftigen Leuten sey hier nicht die Rede; die Bojaren hätten ihre Freyheit, sie möchten ziehen, er wolle sie nicht halten. Tiefer Schnee und harter Frost hinderten den Hochmeister, einer verabredeten Zusammenkunft mit dem Herzoge beyzuwohnen, und man sagt, sein Schutzgeist habe über ihn gewacht, denn ein verrätherischer Anschlag sey geschmiedet worden. Seine Gesandten wurden mit gleißnerischen Worten gespeist, und fünf Tage aufgehalten. Heimlich rüstete Witold unterdessen die Samayten aus, gab ihnen erfahrene Hauptleute und schickte sie gegen Preußen, anderthalb Tage früher, als er die Sendebothen entließ.

Also fielen die erbitterten Samayten plötzlich in das Ordensgebieth, rächten, mit ihres Gottes Hülfe, was sie gelitten, verbrannten die neuen Festen, schleppten viele Gefangene nach Litthauen, hätten sie gern erschlagen, zitterten aber für ihre Geißeln, und bewahrten jene, um diese zu lösen.

Noch hatte wohl der Großfürst von seiner schweren Niederlage an den Ufern der Worskla sich nicht so viel erhohlt, daß er solchen Trotz dem Orden zeigen durfte, wenn er nicht an Pohlen einen mächtigen Rückenhalt sich erworben hätte. Denn in diesem Jahre kam Jagello selbst nach Wilna, wo auf einem Reichstage die gänzliche Vereinigung von Litthauen mit Pohlen nach Witolds Tode beschlossen und besiegelt, wechselseitiger Beystand in allen Kriegen angelobt wurde. Auf diesen, wie auf die Verzweiflung der unglücklichen Samayten durfte der Großfürst bauen, denn ihre Geißeln mißhandelte der Orden mit unerhörter Barbarey. Zwar ließ Conrad Ermahnungen zu sanfter Behandlung fleißig ergehen, und gern bewahrt die Geschichte den Nahmen von Anderlau, eines redlichen Vogtes, der milde regierte, Bojaren-Kinder nach deutscher Sitte erziehen ließ, und sich durch Wohlthaten ihre Treue sicherte; aber die Nachfolger traten nicht in seine Fußstapfen, das Joch wurde unleidlich. Der armen Geißeln bediente sich ein jeder, wozu er wollte, sie mußten sogar das Vieh hüthen, die Ställe reinigen. Ihrer waren wohl 200, meist angesehener Bojaren-Kinder, die, sammt ihren Aeltern in der Heimath, zuvor dem Orden still gehorchten und sich willig taufen ließen. Als sie aber spürten, welch ein schimpfliches Loos man ihnen bereite; als ihre Vögte sie immer härter durch Frohnen und Verachtung drückten; da bewaffnete Verzweiflung sie gegen ihre Henker. Durch Strenge wollte Conrad den so genannten Aufruhr däm-

pfen, er befahl die Geißeln in Ketten zu schmieden. Diesen Schimpf konnten manche nicht überleben, sie erhingen sich an ihren zerrissenen Kleidern.

Der Hochmeister hatte falsch gerechnet. Statt Gehorsam zu erzwingen, entflammte er nur Wuth,
1402. und Witold schürte den Brand. Schlösser, an deren Mauern noch die Seufzer der Frohnarbeiter hingen, wurden erstürmt; Priester und Mönche, ausgesandte Bekehrer, als Geißeln verhaftet; Skirwailo, der vertriebene Fürst, zurück gerufen.

Eine Fehde mit dem Fürsten von Smolensk hinderte den Großfürsten, diese Unglücklichen, die um ihre heiligsten Rechte kämpften, so kräftig zu unterstützen, als Mitleid, Haß oder Eigennutz ihn eingaben. Allein er suchte wenigstens dem Orden die fromme Hülfe abzuschneiden, die jedes Mahl aus Deutschland herbey zu strömen bereit war, so oft der Nahme Heide dort erscholl. In Briefen an alle deutsche Fürsten schilderte er die Grausamkeit der Edelmönche, die ihre neuen Unterthanen zu Leibeigenen herab würdigten. Viele habe die Verzweiflung zu ihm getrieben, und sein Mitleid ihre Auslieferung verweigert. Schiedsrichter wollte der Orden nicht erkennen, darum bitte der Großfürst, den halsstarrigen Brüdern keinen Beystand zu verwilligen, ihm aber Nothwehr nicht zu verargen.

Schneidender noch tönte das Jammergeschrey der Samayten selbst an allen christlichen Höfen, erreichte das Ohr des römischen Königs und drang bis zu den Stufen des päpstlichen Thrones. In einer rauhen, aber kräftigen Sprache hoben sie an: „Höret! Höret ihr Fürsten! beyde geistlich und weltlich, nehmet sanftmüthig auf die Vorlegungen der Betrübten, den Ruf der Unterdrückten. Wir sind eines freyen, edlen Ursprungs, dessen der Orden uns berauben will. Er

hat

hat nicht gesucht unsere Seelen dem wahren Gott zu gewinnen, sondern allein für sich unser Land und Erbe. Wir müssen betteln, stehlen, rauben, todtschlagen, um unser dürftiges Leben zu erhalten."

„Wie dürfen die sich Brüder nennen? wie mögen sie taufen? Wer andere waschen soll, muß selber rein seyn. Wohl sind die Preußen getauft, aber unwissend im Glauben wie zuvor. Wenn die Brüder fremde Lande überfallen, so schicken sie die Preußen vor sich her, um Menschenblut zu vergießen. Diese säumen auch nicht, verbrennen Kirchen, hausen ärger als Türken, und je schlimmer sie es treiben, je wohlgefälliger dem Orden. Darum haben wir der Taufe uns entzogen, wir mochten nicht werden wie die Preußen."

„Langsam hat das Unheil mit uns begonnen, täglich ist es gewachsen. Alle Früchte und Bienenstöcke haben die Brüder uns genommen; fügten unsere Hälse, die von Natur frey waren, zu nächtlichen Werken; beschwerten unsere Knechte, Eignen, Bauern und Zinsleute mit mancherley unerträglichen Bürden; entzogen uns Jagd und Fischerey, verbothen uns Handel zu treiben in den nächsten Landen."

„Am härtesten kam uns an, daß sie jährlich unsere Kinder als Geißeln entführten, zwangen, wider alle menschliche Barmherzigkeit, unsere Weiber von uns, begehrend uns zu scheiden von unsern Weibern, und ließen sich nicht gnügen an 200 Kindern."

„Wir bitten, höret uns! höret! die ihr Gerechtigkeit lieb habt! Wir sollten billiger weinen als reden. Unsere Mächtigsten haben sie zur Dienstbarkeit gebunden nach Preußen geführt; etliche mit ihren Weibern im Feuer verbrannt, weil sie ihre Kinder nicht von sich lassen wollten; unsere Schwestern und jungen Töchter mit Gewalt genommen, diese, die das Kreutz auf dem Rocke tragen, und, wir sagen es mit bittern Schmer-

zen, haben sie geschmäht; das ist offenbar und wir können es beweisen. Denn ein Mann, von den mächtigen Bojaren unsers Landes, Kircutis genannt, der hatte eine gar schöne Tochter, die ihm von denselben Brüdern freventlich geraubt wurde. Solches mochte der Jungfrau Bruder nicht erdulden, und als er sehen mußte, wie einer vom Orden seine Schwester beschämte, da erstach er ihn mit seinem Schwerte. Einen großen und edlen Bojaren, genannt Wyssygynn, schleppten sie mit Weib und Kindern gefangen nach Preußen und tödteten alle. Dem Bojaren Swolken verbrannten sie Haus und Dorf, ermordeten die Einwohner, er selbst entfloh mit Noth. Aber einen andern, Sungalo, enthaupteten sie und führten die Seinigen in Knechtschaft."

„Höret ihr christlichen Fürsten! Wir haben nichts zu hoffen, als den gar mordlichen Tod, und daß ihre Schwerter sollen durstig roth werden von unserm Blute. Mit der Taufe haben sie gezögert, keine Kirchen in unserm Lande erbaut, keine Priester gesetzt. Nur die edlen Fürsten, Witold und Jagello, haben manche der Unsrigen im Glauben freundlich unterwiesen. Erbarmt Euch unser! wir bitten um die Taufe. Bedenkt aber, daß wir Menschen sind, nicht unvernünftige Thiere, die da werden verschenkt, gekauft, verkauft, sondern wir sind Creaturen Gottes nach seinem Bilde gemacht, in Freyheit der Kinder Gottes, die wollen wir behalten und gebrauchen. Darum rufen wir den heiligen Vater an, daß er durch die pohlnischen Bischöfe in den Schooß der Kirche uns aufnehmen lasse; denn wir wollen gern getauft seyn, nur nicht mit Blut."

Die Menschheit schaudert vor diesem Gemählde. Manche Ordensfreunde sandten Abschriften nach Preußen, und was erwiederten die Edelmönche? —

„Das samaytische Volk ist gar eines harten Hauptes und gar mortlich allezeit gewesen. Darum haben wir Geißeln genommen, die wurden getauft, und besser als im Hause ihrer Aeltern gehalten. (Diese Lüge durfte man wagen, Trotz der Amtsberichte eigener Brüder, die, obschon an Gräuel aller Art längst gewöhnt, durch der Geißeln schimpfliche Bedrückung dennoch sich empört fühlten.) Auch wohl 80 alte Samayten, die ihre Kinder nach Marienburg brachten, haben wir getauft; in einer Hungersnoth ihnen Korn und Vieh gesendet für 40,000 ungarische Gulden. Immer sind wir süß, freundlich und sanftmüthig mit ihnen umgegangen, sie mögen sagen, was sie wollen. Die alte Schlange, der Teufel, hat sie verhetzt. (Man nannte den Teufel, aber man meinte Witold.) Schlösser und Kirchen haben sie verwüstet, das Bild des heil. Nikolaus im Felde zu einer Zielscheibe gemacht. Ihr Ungehorsam hat des Ordens Strenge geweckt, ihnen ist überall Recht geschehen."

Auf manche Klagen ließ jedoch der Orden sich gar nicht ein, besonders überging er schweigend seiner Edelmönche weltkundige Tiegerwollust. Er hatte wohl Recht, sich der Worte zu bedienen: „sie mögen sagen, was sie wollen," denn niemand nahm sich ihrer an! ihre Jammertöne verhallten an den christlichen Höfen, und nun ergriff Conrad die Waffen gegen Witold, eigene Rache knüpfend an Swidrigalls Beschützung, der als Kaufmann verkleidet nach Marienburg schlich. Freylich hatte man, in dem vor wenigen Jahren geschlossenen Frieden, seiner nicht erwähnt, sondern ohne Bedenken, unedelmüthig, ihn seinem Schicksale überlassen; allein so bald sich neuer Zwist entspann; so bald man ihn als Schreckbild nutzen konnte, vergaß man seiner nicht. Es wurde jetzt ein förmlicher Bund mit ihm geschlossen, in welchem er gelobte: „wenn ihm Gott

zu seinen väterlichen Gütern helfe," Alles zu erfüllen, was Witold nur versprochen aber nicht gehalten hatte. Die ausgewanderten Samayten auszuliefern, war ein Artikel des Vertrags.

Ehe noch die Schwerter klirrten, fochten Zungen.
1403. Marquard von Salzbach, Comthur zu Brandenburg, schalt den Großherzog laut einen Bösewicht und Verräther, sich erbiethend, nebst fünf andern Rittern, zu einem Zweykampfe mit sechs Bojaren. Die Ausforderung ward angenommen, doch der Kampf verschoben; denn Swidrigall und Conrad, an eines mächtigen Heeres Spitze, hausten schon in Litthauen „mit Gottes Hülfe."

Witold, entkräftet durch kaum verschmerzte Niederlagen, und selbst durch neuliche Siege über den Fürsten von Smolensk, war allein zu schwach zum Widerstande. Klagend wandte er sich an den römischen König, doch vergebens. Der heilige Vater nahm seine Bothen willfähriger auf; denn niemand sprach für den Orden, dessen Anwald gestorben war. Eine päpstliche Bulle geboth den Rittern Friede zu halten. Sie aber sagten: die Bulle sey nicht redlich erworben, und thaten, was ihnen gut dünkte. Litthauen wurde gräßlich verheert.

Da begehrte der bedrängte Großfürst, Zeitgewinn suchend, eine persönliche Zusammenkunft mit dem Hochmeister, um Frieden zu schließen. Jagello unterstützte das Gesuch. Conrad, in dessen Ohren, selbst unter dem Geräusche siegreicher Waffen, das Wort Friede stets lieblich tönte, war augenblicklich dazu bereit. Er kam zu Schiffe mit vielen Prälaten, Gebiethigern und fremden Rittern; am jenseitigen Ufer stand Witold mit seiner ganzen Macht, Tatarn, Litthauer, Russen, „als ob es ihm Trotz wäre, und sich nicht zur Freund„schaft ziehen sollte." Auch der König hatte verspro-

chen, sich persönlich einzufinden, oder Vollmacht zu senden. Statt seiner jedoch erschienen nur zwey Bothen, mit Credenz-Schreiben, ohne Vollmacht, und behaupteten trocken: die letztere dem Hochmeister mitzutheilen, sey überflüssig; genug, daß man dem Großfürsten sie vorgezeigt habe.

So bedenklich diese Weigerung, jene drohende Stellung schien, so brach Conrad die Unterhandlung doch nicht ab. Samayten forderte er zurück nebst Schadenersatz. Witold erklärte ausweichend: ohne des Königs Bewilligung dürfe er solches nicht zugestehen. „Diese unbefriedigende Antwort hättet Ihr uns wohl schreiben mögen, meinte der Hochmeister, so hätten wir die Reisekosten erspart.“ Statt freundlicher Gespräche, zum Frieden führend, wurden höhnische Ausforderungen wiederhohlt; Ritter und Bojaren vertrieben sich die Zeit mit Zweykämpfen in geschlossenen Schranken.

Daß der Großfürst nur Aufschub suchte, offenbarte sich noch deutlicher, als er zwar einen neuen Tag zu halten begehrte, aber diesen weit hinaus schob. Conrad, mißtrauend, verkürzte die Frist. Indessen ruhten die Waffen. Bothen und Briefe wurden hin und her gesandt, Vorwürfe gewechselt. Besonders klagte Witold, daß man seinen ärgsten Feind, Swidrigall, mit zu dem Tage genommen, und dieser gegen ihn Mörder gedungen. Davon wußte der redliche Conrad nichts. „Er ist,“ so schrieb er, „in Treuen zu uns gekommen, die wir auch an ihm beweisen, und wollen noch mögen ihn von uns nicht lassen, ihm widerfahre denn ein Mögliches. Nur um Versöhnung zu stiften, brachten wir ihn mit.“

Blutig würden diese Neckereyen geendigt haben, hätte nicht ein neuer Krieg mit Moskau den rastlosen Witold beschäftigt; der König selbst trat ins Mittel.

Eine Friedensunterhandlung zu Raziantz ward eröffnet, von der man endlich Früchte hoffen durfte. Jagello, Witold und Conrad fanden sich persönlich ein, von ihren Bischöfen und Räthen begleitet. Von Swidrigalls Ansprüchen war weiter nicht die Rede. Diesen herum irrenden Fürsten hatte der Orden ja nur geschützt, so lange sein Nahme Vorwand lieh, und abermahls ließ er ihn sinken, so bald er nicht mehr nützen konnte.

Ein so genannter ewiger Friede wurde geschlossen, welcher den alten Vertrag fast in allen Puncten erneuerte. Witold gelobte, den Ungehorsam der Samayten länger nicht zu begünstigen. Wortbrüchigkeit von seiner Seite, die Ritter abermahl zum Kriege nöthigend, sollte den Orden mit Pohlen dennoch in keinen Zwist verwickeln.

Die unglücklichen Samayten wurden preis gegeben. Den neuen Freunden schmeichelnd, schnitt Witold ihren Schlachtopfern alle Zufuhr ab an Korn, Eisen, Salz; hemmte den Handel in das geächtete Land, und gewann auf diese Weise Conrads Vertrauen wieder. Es schien ihm jetzt auch wirklich ein ganzer Ernst, den Frieden ehrlich zu halten, ja fast mehr zu
1405. thun, als dieser ihm auflegte. Samayten übergab er feyerlich, verbriefte die Entsagung lateinisch und deutsch, zog sein Kriegsvolk aus allen Schlössern und räumte sie dem Orden ein.

Aber die Samayten, das fremde Joch verabscheuend, konnten oder wollten sich nicht überzeugen, daß ihr Landesherr sie ungefragt verhandeln dürfe; sie erwürgten und ersäuften ihre neuen Vorgesetzten heimlich; die Thäter blieben verborgen. Ein strenger Land-Comthur, Martin von Helffenbach, ließ verdächtige Bojaren hinrichten. Allgemeine Gährung war die Folge. Um die Gemüther zu besänftigen, versammelte der Comthur des Landes Edle auf seiner

Burg Friedberg; in ihrer Mitte führte er den Beweis, jene Enthaupteten habe bloß ein verdientes Schicksal getroffen. Allein die Sprache war ihm fremd, der Mund eines Dolmetschers mußte zwischen den Herrn und die Unterthanen geschoben werden. Dieser Dolmetscher — so wird behauptet — verkehrte des Comthurs glimpfliche Worte in häßliche Schimpfreden, vorgebend, jener drohe mit Kerker und Tod. Die erbitterten Samayten bestanden auf Hinrichtung der Ankläger ihrer unschuldigen Brüder. Helffenbach schlug das Begehren rund ab. Der Dolmetscher fügte eine harte Rede hinzu, die, wenn er sie erfand, wenigstens Bekanntschaft mit dem Geiste des Ordens verrieth. „Man wird kein Christenblut vergießen," sprach er, „um ungläubiger Hunde willen." Da brausten die Beleidigten auf, und wurden so verwegen, daß der Comthur, aus Zorn oder Furcht, sie alle verhaftete. Aber der Kerkermeister, ein getaufter Samayte, öffnete bey Nacht seinen Gefangenen die Pforten, bewaffnete sie und zeigte ihnen den Weg zu ihrem schlafenden Tyrannen. Helffenbach verlor sein Leben, sammt der ihm anvertrauten Burg. Alsobald loderte die Flamme des Aufruhrs abermahls empor. Die Feste Tobischaym wurde überrumpelt, und ganz Samayten schüttelte die Waffen. Doch kein Verdacht traf Witold, als begünstige er im Stillen die Empörung; denn er zog mit seiner ganzen Macht dem Orden zu Hülfe; auch Pohlen sandte einiges Volk, und bald traten die Ritter den Samayten siegreich auf den Nacken.

Witold that noch mehr, indem er durch die Seinigen dem Orden, mit schwerer Arbeit, eine Feste erbauen half; und da sie nicht Raum genug hatte, die angehäuften Lebensmittel zu bergen, so verwahrte er diese treulich auf seinem eigenen Schlosse Kauen. Eine Unterredung zwischen ihm und dem Hochmeister

wurde zwar durch des letzteren Krankheit verhindert, allein Witold suchte wenigstens durch kostbare Geschenke sein freundliches Gemüth zu beweisen, und selbst die Großherzoginn wetteiferte darin mit ihrem verwandelten Gemahle.

Conrad, durchdrungen von Dankbarkeit, begnügte sich keineswegs, diese Empfindung bloß mit feurigen Worten auszudrücken — (er wünschte unter andern, den Tag nicht zu erleben, an dem es Witold übel ginge —) sondern er bethätigte auch, daß er dachte, wie er sprach. Fürst Georg von Smolensk, durch Witold entsetzt, wandte sich nach Preußen und Liefland. „Zwischen euch und unsern Vorfahren," hob er an, „ist Friede beschworen; dennoch habt ihr euch mit Witold vertragen, wodurch ich meines Hauses verlustig worden."

„Durch den Vertrag mit Witold," versetzte der Hochmeister, „ist der Friede mit euch nicht gebrochen, und was kümmert uns der Verlust eures Hauses?"

„Bittet den Großfürsten," verlangte jener, „daß er mein Weib mir wieder gebe."

„Es soll geschehen," versprach Conrad, „doch können wir uns auch nicht hoch darein mischen."

„Ich will selber zu euch kommen," schrieb der bedrängte Fürst, „um Rath zu hohlen."

„Es kann nicht seyn," erwiederte der Hochmeister, „denn wir leben mit Witold in Freundschaft."

„Wollt ihr gegen mich ihm helfen?" fragte Georg. „Seine Feinde," war die Antwort, „sind auch die unsrigen."

Von dieser ganzen Verhandlung unterrichtete Conrad schleunig seinen Bundesgenossen. Mit gleicher Freundschaft und großem Ernste verwandte er sich bey dem Herzoge von Stolpe für eine Forderung Witolds, ein Leibgedinge seiner Nichte betreffend, die Herzog Ba-

nims Bettgenossinn war. Einen Beweis von zarter Achtung gab er ferner seinem Freunde, indem er, ohne dessen Vorwissen, keine Geißeln aus Samayten nehmen wollte, obschon dieses Landes unbeschränkte Herrschaft ihm zugefallen war. Streitigkeiten zwischen Bürgern 1406.
von Krakau und Thorn überließ er Witolds Entscheidung. Gegen die Russen ließ er Ordensvolk unter Witolds Fahnen fechten; und als mit Pohlen ein Zwist wegen Driesen in der Neumark sich erhob, schrieb Conrad an Witold: er wolle ihm gerne folgen, „und lieber, denn keinem Herrn, der itzund auf Erden lebe.“ Auch noch in seiner letzten Krankheit bewies er dem versöhnten Feinde ein herzliches Vertrauen, und 1407.
nahm die Ueberzeugung von einer dauerhaften Freundschaft mit ins Grab, nicht ahndend, daß von Witolds Seite sie nur erkünstelt war, um einen lange erhaltenen Groll gegen Moskau ungehindert ausbrechen zu lassen.

Conrad hatte noch das zweydeutige Glück, die gänzliche Unterwerfung der Samayten zu erleben. Ihre Aeltesten kamen nach Marienburg und bathen um das culmische Recht. Aber auch dieser karge Ersatz für Blut und Freyheit wurde ihnen nicht verwilligt, und so verschwand abermahls, „mit Gottes Hülfe,“ ein braves, glückliches Volk aus der Reihe der Nationen.

Drittes Kapitel.

Pohlen.

Alten Groll, wegen angetasteter Würde, vergessen auch gute Fürsten nimmer, wenn sie nicht bisweilen, als die Mächtigeren, in großmüthiger Verzeihung Genugthuung finden. Sind sie aber dem Beleidiger an Stärke nicht gewachsen, oder ist ihr Uebergewicht auch nur zweifelhaft, so wäre die Staatskunst thöricht, die auf ihre Freundschaft jemahls baute.

Jagello vergaß nie, daß einst der Orden seiner Bewerbung um Hedwigs Herz und Krone widerstrebte. Auch mochte manche Tücke, von ihm selbst mit und gegen den Orden verübt, sein Gewissen belasten, den Groll mehren; denn der Mensch haßt Menschen, wenn, Unrechts gegen sie bewußt, ihr Anblick ihn zwingt, sich dessen zu erinnern; lieber setzt er das Unrecht fort, Beruhigung findend in langer Gewohnheit, die am Ende alles zu Recht stämpelt.

Aber auch Hedwig vergaß nie, daß der Gegenstand ihrer ersten Liebe, den sie vielleicht noch oft im Stillen beweinte, des Ordens Freund war und blieb. So lange sie lebte — die holde Königinn, der fromme Dankbarkeit nach ihrem Tode sogar Wunder zuschrieb — trat sie als ein Friedensengel zwischen die grollenden Mächte. Ihre kluge sanfte Vermittelung, bisweilen ihr Ernst, hielten die Schwerter in der Scheide.

Welche zweydeutige Rolle Jagello in den Händeln mit Witold spielte, ist bereits erzählt. Noch manches Andere verrieth seine Gesinnung. Mit dem Kaiser

schloß er ein Bündniß. Wenzel versprach ihm 600 Lanzen, und eben so viel Bogenschützen gegen alle seine Feinde, nur die Churfürsten ausgenommen; das hieß mit andern Worten: gegen den preußischen Nachbar. Es ging ferner ein Gerücht: Jagello sey entschlossen, Ungarn anzugreifen, das ihm verschrieben worden mit 150 Insiegeln der ungarischen Großen. „Das wolle Gott nicht!" rief Conrad aus, „daß Pohlen, Rußland, Ungarn, Litthauen eins würden, zumahl als der König ist ein neuer Christ, und, wie sie sprechen, der Papst seine Ehe noch immer nicht bestätigt hat. Pohlen und Türken beschicken sich durch Gesandten, das alles deutet auf einen argen Uffsatz." An die Churfürsten ließ er heimlich diese Besorgnisse bringen. Mißtrauen beyder Theile wurde bisweilen unter höflichen Worten versteckt, aber es glimmte fort, selbst in Zeiten, wo Ruhe täuschte. Nicht einmahl einer angestellten Jagdlust wagte Jagello in Litthauen beyzuwohnen, ohne ein förmliches Geleite des Ordens. Witold begehrte ein solches vom Hochmeister, der ihm antwortete: es sey überflüssig; habe doch der König durch seine Bothen versichert, „daß er des Ordens Gönner und gnädiger Herr seyn wolle." Darauf sey ohne Bedenken den Unterthanen vergönnt worden, hin und her zu ziehen. Man begehre niemanden Leides zuzufügen, darum sollte Witold selber das Geleite seyn. 1395. 1399.

Auch diese friedliche Aeußerung beruhigte den furchtsamen König noch nicht. Er bestand auf seinem Begehren, und Conrad sandte ihm das Geleite, mit den Worten: „es sey ihm herzlich Leid, daß Jagello ihm nicht traue, doch um seines kranken Glaubens willen erfülle er dessen Wunsch."

Ein neues Mißverständniß erhob sich wegen pohlnischer Kirchengüter des Bischofs von Wladislaw, unter Conrads Herrschaft gelegen, von welchen es hieß:

der Orden wolle ein eigenes Bisthum daraus errichten. Conrad widerlegte das Gerücht; ein päpstlicher Legat schlichtete den Handel.

Aber in diesem Jahre starb die holde Königinn Hedwig, indem sie ihrem Gemahle eine Tochter gebar. Mit ihr wich vom Könige sein besserer Geist. Er trug groß Leid um sie. Ein ganzes Jahr lang waren Tanz und Saitenspiel aus Pohlen verbannt. Der Orden verlor eine geprüfte Freundinn.

1400. Als die deutschen Reichsfürsten den verhaßten Kaiser Wenzel des Thrones entsetzten, da las man, unter andern Beschwerden gegen ihn, auch diese: er habe, aus Geringschätzung des Christenglaubens und dem Reiche zu Schaden, mit Pohlen sich verbunden, welches die Tatarn gegen den deutschen Orden unterstütze.

Pfalzgraf Rupert wurde zum Kaiser gekohren, und kaum war seine Wahl entschieden, als auch schon Jagello eilte, ihn, wie seinen Vorgänger, zu beschwatzen, indem er, in einem langen Briefe, die Ritter als Ungeheuer schilderte. Es gelang ihm nicht, denn der Kaiser bestätigte des Ordens Privilegien, fügte neue hinzu.

Auch in diesem unfürstlichen Kampfe blieb der Orden dem heimlichen Feinde nichts schuldig. Eine bittere Litaney von Klagen wurde allen deutschen Fürsten vorgesungen, und diese Klagen waren zum Theile nur Antworten auf Jagello's kund gewordene gehässige Beschuldigungen. „Seine Kirchen," hieß es, „sollen wir zerstört haben? Wir wissen von keinen christlichen Kirchen in seinem Lande. Gibt es deren hier und da, so sind sie doch ähnlicher Hütten als Kirchen. Er rühmt sich seiner neuen Christen, die doch in allem Irrsale ihres alten Lebens taumeln. Seit er König

worden, ist er ein Hammer gewesen der seligen Ritterschaft; Werkmeister, Platten, Helme, Panzer, Geschoß und Pfeile hat er den Ungläubigen ausgetheilt; läßt durch sein Land Söldner ziehen zu ihrem Beystande; übt Litthauer und Russen scharf im Kriege, also daß solche Hülfe nach seinem Tode mehr noch schaden wird als bey seinem Leben. — Er duldet Abgötterey. Wo sind die Früchte seines Christenthums? Heilige lästern; ihre Bilder zerhauen und aufhängen; Christen grausam morden; Friede brechen; Ordensbrüder ohne Absage fangen; Verräther und Abtrünnige schützen: das sind Jagello's christliche Werke. So thut er an uns, dem Frieden zum Trotze, den wir mit Witold geschlossen; uneingedenk der Hülfe, gegen die Tatarn von uns geleistet, wo auch viele unserer Brüder ihr Blut vergossen haben."

Oft mochten wohl die Reichsfürsten lächeln, oder auch ihr Gemüth gegen beyde Theile sich empören, wenn die Gräuel, deren man sich wechselseitig anklagte, kaum einen andern Schluß verstatteten, als den: beyde sind der Theilnahme unwürdig. Auch wird selten gefunden, daß jene unaufhörlichen Behelligungen fremder Fürsten besondere Wirkung hervor gebracht. Aufgefordert, redeten sie wohl einmahl darein; doch ihre Reden fruchteten so wenig als jene Klagen; ein jeder fuhr fort zu thun, was er wollte oder konnte. Viele Preußen, wallfahrtende Pilgrime zum römischen Jubelfeste, fingen die Pohlen unter nichtigem Vorwande. Kaum befreyte sie Conrads ernste Forderung. —

Als der Streit mit Witold aufs neue ausbrach, 1403.
nahm auch der König eine drohende Stellung an, und warb den Herzog von Pommern mit hundert Lanzen zu seinem Dienste. Der Friede von Razianz entkräftete 1404.
diese Maßregeln. Nicht allein das Schicksal von Samayten wurde hier bestimmt; auch Jagello und

der Orden erneuerten wechselseitig den Frieden, wel-
1343. chen einst Casimir, verzichtend auf Pommern, mit Ludolph König schloß. Conrad gelobte, keinen Bruder noch Verwandten seines Gegners, oder Mißvergnügte, in Preußen zu hägen.

Diese heilsame Auffrischung erkalteter Freundschaft wäre durch den angestrittenen Besitz eines leeren Titels fast verhindert worden. Casimir hatte, wie sichs gebührte, den Titel eines Herzogs von Pommern abgelegt, Jagello hingegen ihn wieder angenommen, und in sein großes Siegel graben lassen. Allerdings konnte das leere Wort einst wieder bedeutend werden, und jenen beliebten dünnen Firniß für Ansprüche leihen, dessen Gewaltthaber so gern sich bedienen, wenn vor ihrem Schwerte Billigkeit und Recht verstummen. Der König (wie man sagt, durch seine Räthe verhärtet), gab den Titel nicht auf, und der Friede wünschende Hochmeister ließ ihm gnügen am Wesentlichen, da wenigstens vor der Hand die Aussicht heiter blieb.

1405. Zum Zeichen aufrichtiger Versöhnung folgte Jagello der Einladung nach Thorn, wo, bey seinem Einzuge, ein böser Zufall das alte Mißtrauen leicht wiederum hätte erwecken mögen; denn, indem er durch die Straßen ritt, begoß ihn, aus dem Fenster eines Hauses, ein boßhaftes oder unvorsichtiges Weib. Dennoch blieb er wohlgelaunt; bath selbst die Verbrecherinn los, die man ersäufen wollte; genoß und rühmte Conrads köstliche Bewirthung; sah auch mit großem Behagen einem prächtigen Turniere zu, in welchem ein Pohle den ersten Preis errang.

So schien nun endlich die Friedenspalme fest gewurzelt, und, ohne jenen Titelstreit ferner aufzuregen, bewirkte Conrad, zum Besten eines neu erworbenen Landes, daß der König zwey vergessene Puncte dem jüngst geschlossenen Frieden beyfügte, kraft deren

die alte Gränze der Neumark anerkannt, und jede Gränz-Irrung freundschaftlicher Vermittelung überlassen wurde.

Nur zu bald ergab sich die Gelegenheit, an dieß Versprechen zu erinnern. Jagello begehrte Driesen 1406.
in der Neumark, weil dessen Besitzer, ein Ritter Ulrich von der Ost, jederzeit ein pohlnischer Lehensmann gewesen sey. Die Herzoge Conrad von Oels und Ruprecht von Liegnitz sollten entscheiden. Das lehnte der Orden ab, sich berufend auf seinen Bürgen, den König von Ungarn, dessen Dienstmann der Ritter selbst sich nannte. Auch die Städte der Neumark traten „mit niedergebeugten Häuptern bis zur Erde,“ vor den ungarischen Monarchen, bittend um Zurechtweisung der begehrlichen Pohlen, indem den Aldsaßen wohl bekannt, daß Driesen jederzeit der Neumark angehört. Zwar hatten schon vor 40 Jahren wirklich die Herren von der Ost ihr Lehen für abhängig von Pohlen erklärt; weil Mißvergnügen mit Otto des Baiern schwachem Regiment, oder pohlnische Geschenke sie dazu bewogen. Auch ihr Enkel Ulrich erkannte Pohlens Oberherrlichkeit, aber als ein minderjähriger, verführter Jüngling, ohne seiner Verwandten Mitwissen; ein Schritt, den er förmlich bereute und widerrief. Dagegen bewies der Orden zu Thorn durch unverwerfliche Urkunden:

Daß Markgraf Waldemar von Brandenburg das angefochtene Land dem Ritter Ulrich verliehen; daß Ludwig der Baier Privilegien darin ertheilt; daß noch neuerlich König Sigismund von Ungarn es für einen Theil der Neumark förmlich erklärt habe, und daß sich die pohlnische Gränze am Ufer der Netze hin ziehe.

Jagello's Räthen mangelte der Gegenbeweis. Statt dessen versuchte man Gewalt. Starosten, Hauptleute und pohlnische Bischöfe, sonder Zweifel nicht ohne des Königs Vorwissen, wollten Driesen überrumpeln,

Es wurde noch zu rechter Zeit verrathen. Die Besatzung des Schlosses empfing sie wohlgerüstet. „Da zogen sie unmuthig und in ungutem davon,“ so schrieb der Hochmeister an den König von Ungarn, und bath ihn dringend, vor der lästigen Ansprache den Orden zu befreyen; dem ein förmlicher Kauf endlich sein Recht auf Driesen verbürgte.

Kaum war diese Begebenheit aus dem Gedächtnisse geschoben, als Jagello schon mit einer neuen Zumuthung ihn behelligte, ein Recht behauptend auf die halbe Drewenz, deren beyde Ufer seit undenklichen Zeiten dem Orden angehörten. Auch hier entschieden unverwerfliche Urkunden, weil Pohlen seinem Schwerte noch nicht vertraute. So erprobte sich von Jahr zu Jahr die alte Wahrheit: daß kein besiegeltes Pergament feindlichen Sinn wandelt.

Viertes Kapitel.

Dobryn.

Gerechter waren Pohlens Ansprüche auf dieses Land, dessen Herzog schon seit hundert Jahren sich unter seine Vasallen zählte. Wäre nicht der Orden, gleich einem lauernden Wucherer, stets bereit gewesen auf Pfänder zu leihen, so würde seine Macht nie zu jener Höhe erwachsen, aber auch vielleicht nie untergegangen seyn. Wie manches Land und Ländchen hat er auf diese, mit seiner Stiftung unverträgliche, den Ritternahmen entehrende Weise an sich gebracht. Welche Summen mußten da nicht stets bereit liegen, um jeden geldbedürftigen Fürsten zu dem großen Leihhause in Preu-

Preußen zu locken? und woher kamen diese Summen? waren es Ersparungen oder Erpressungen? — Vielleicht beydes. Gewisser das Letztere. Statt mit diesem Ueberflusse wüste Länderstrecken in fruchtbare Gefilde zu verwandeln, wurde er bloß benutzt, um nachbarlichen Haß und Neid, oft blutigen Krieg damit zu erkaufen. Denn selten war das in der Noth versetzte Land des Verpfänders reines Eigenthum; fast jedes Mahl erhoben sich Klagen, Anforderungen, gerechte, oder so vermeinte Ansprüche; höflich vorgetragen, ernstlich fortgesetzt, drohend wiederhohlt, bis endlich Waffen entscheiden mußten, und vergossenes Blut des geliehenen Geldes Werth hundertfach aufwog.

Eine solche Quelle bittern Zwistes, der blutig zu enden drohte, war auch das Gränzherzogthum Dobryn, vormahls Masovien einverleibt, später an Pohlen abgetreten, und unbezweifelt gehörig zu diesem Reiche. Als aber Ludwig Pohlen und Ungarn zugleich beherrschte, gelüstete ihn nach großen, in Ungarn gelegenen Gütern, deren Besitzer, Uladislaus, der schlesische Herzog von Oppeln, einen Tausch gegen Dobryn und Cujavien verwilligte. Aus Achtung oder Furcht vor ihrem Monarchen schwiegen damahls die Pohlen bey dieser Absonderung ihres Eigenthums, vermittelst dessen ein fremder Staat durch Kronsgüter bereichert wurde. Sie schwiegen auch vielleicht, weil der neue Gränznachbar ihnen nicht gefährlich werden konnte. Allein der Herzog, eines wankenden Besitzes sich bewußt, verpfändete bald, um seiner los zu werden, dem Hochmeister Wallenrod die Festung Slotterie, gelegen, wo die Drewenz in die Weichsel fließt, und endlich das ganze eingetauschte Land, ja er lag dem Orden dringend an, es zu kaufen. Daß seine Schritte unrechtlich waren, bewies er selbst durch deren Verheimlichung, indem er sogar zu Verkleidungen sich

herab ließ, um mit Wallenrod unbemerkt zu unterhandeln.

Die Pohlen erlauschten es dennoch und blieben nicht gleichgültig dabey. Der vorsichtige Conrad von Jungingen ahndete wohl, daß ein förmlicher Kauf des Herzogthums in neue Händel ihn verwickeln könne, zumahl da des Besitzers Rechte ihm zweydeutig schienen; darum lehnte er den Vorschlag ab. Uladislaus rückte
1395. ihm ein älteres, von Wallenrod erschlichenes Versprechen vor. Conrad war dessen geständig, auch es zu halten erbötig, nur solle der Herzog sein Recht durch Verzeigung des Hauptbriefes begründen. Vergebens wiederhohlte er diese billige Forderung in einer Reihe von Briefen, die Urkunde kam immer nicht zum Vorscheine; und da sie wirklich nie an's Tageslicht getreten, so muß wohl eine lästige, den Verkauf hindernde Bedingung diese Lichtscheue bewirkt haben. Dagegen machte Uladislaus auf Zinsen Anspruch, die ihm Conrad verweigerte, da er, um das Land zu schützen, viele Brüder daselbst mit schweren Kosten halten müsse. Vermuthlich aber stand, nach des Ordens Gewohnheit, der Ertrag des Pfandes mit dem darauf geliehenen Gelde in keinem Verhältnisse.

Nun fing der Herzog an zu drohen, „daß er alle Fürsten und Herren mit der Sache bekümmern wolle." Conrad antwortete gelassen: das sey unnöthig, weil der Orden ohnehin sein Begehren zu erfüllen bereitwillig sey, wenn nur zuvor der Hauptbrief ausgeliefert worden. Er soll sich erinnern, wie zu Thorn, vor einem päpstlichen Legaten, die Pohlen Einspruch gethan, und wie der Orden damahls ihn verantwortet. Im Kriege wolle man durchaus darum sich nicht verwi-
1397. ckeln. Der Herzog, ausweichend, berief sich auf Urkunden, dem dobrynschen Adel vom Könige Ludwig ertheilt. Der Hochmeister wußte nichts davon.

Eine persönliche Zusammenkunft mit der Königinn Hedwig, (zu welcher sie selbst, nicht ihr erbitterter Gemahl, den Geleitsbrief ausstellte) bewirkte keine Ausgleichung. Jagello wollte Krieg. Die Königinn suchte es abzuwenden. Ernste Mißhälligkeiten entsprangen daraus, und sie erfuhr die Kränkung, daß einige ihr ergebene Hauptleute abgesetzt wurden. Dennoch blieb sie standhaft. „Sie hatte Wohlgefallen an dem Orden," wie Conrad sich ausdrückte. Allein die pohlnischen Mahnungen, nicht selten mit Drohungen verbunden, belästigten ihn. Seine Antwort stets dieselbe: wir begehren bloß unser Geld, und können das Pfand nur dem Verpfänder ausliefern. Auch nicht
einmahl einige Dörfer, von der Königinn in Anspruch 1398.
genommen, wollte er vom Herzogthume trennen.

Witold trat als Vermittler auf, ihn einladend zu 1399.
freundlicher Unterhandlung mit Pohlen. Er war bereit, doch bedingungsweise: wenn nähmlich bloß wegen Dobryn unterhandelt werden solle, so sey das überflüssig, denn man habe die Gründe bereits erschöpft.
Wolle Pohlen, mit Bewilligung des Herzogs, den Pfand- 1400.
schilling erlegen, so möge das geschehen in festgesetzten Fristen, wenn die Zahlung auf ein Mahl beschwerlich falle, nur müsse der Orden während dessen in des Landes Besitz verbleiben. — Die erbitterten Pohlen fingen den Herzog von Oppeln auf, der indessen Erzbischof von Culm geworden, als er in sein Bisthum reisen wollte, hielten ihn gefangen; nur auf des Ordens dringendes Verwenden, erhielt er seine Freyheit wieder.

Conrads Festigkeit bewirkte eine Stille von einigen
Jahren, bis der Herzog von Oppeln starb. Da regte 1403.
Pohlen sich auf's neue. Dieses Mahl erklärte der Hochmeister mit einem Unwillen, der ihn fast unbedachtsam, wider seine Gewohnheit, machte; „wir haben uns oft geweigert, Dobryn zu pfänden, bis Pohlen diesen König

erhalten; da mußten wir Krieg befürchten, und jener Gränze mangelte hinreichende Vertheidigung. Darum willigten wir endlich in des Herzogs Begehren, der es, unangestritten, tauschweise besessen, auch oft, in Gegenwart des Königs Sigismund und der Königinn Hedwig, sein gutes Recht zu erweisen sich erbothen. Nun ist er todt, und wir sind schuldig, Dobryn den Erben auszuliefern, wenn sie es lösen wollen oder können. Auch den Pohlen sey es unversagt, doch nur mit Bewilligung der Erben, und nach geleisteter Zahlung."

Diese Sprache eines rechtlichen Mannes, von der Nachwelt gebilligt, befriedigte die Pohlen nicht. Von ihnen gereitzt, neckte der Bischof von Plotzk den dobrynschen Adel, Zehnten fordernd, und als Conrad gegen diese Zumuthung sich wacker stemmte, wurde jener Adel in den Bann gethan. Es blieb beym Alten. Jagello wagte nicht das Schwert zu zücken, aber seine lauten Klagen wurden dem Hochmeister unerträglich.
1404. Das schrieb er an die Herzoge von Schlesien, die eigentlichen Erben, und forderte sie auf ihn zu vertreten, wenn er deßhalb vor den römischen König gefordert werde. „Wir wissen nicht eigentlich, sprach er, welches Recht ihr auf Dobryn besitzt. Habt ihr Schriften darüber, so theilt sie uns mit. Gern wollen wir den rechten Eigenthümern das Land erhalten."

Der Herzog von Sagan zerhieb endlich den Knoten, indem er, wider Willen seiner Mutter und Verwandten, des Ordens Verschreibungen dem Könige von Pohlen auslieferte, worauf das Herzogthum, gegen Zurückzahlung des Pfandschillings, den Pohlen friedlich abgetreten wurde. Jagello schien so überzeugt von seinem Rechte, daß er sogar die schuldlosen Bewohner von Dobryn als Aufrührer betrachtete, und seine Verzeihung ihnen weigerte. Doch auf diesem Puncte bestand der wackere Conrad. Die pohlnischen Räthe, der

Erzbischof von Gnesen, vereinigten ihre Bitten mit seiner beharrlichen Forderung, und der König gab endlich nach; hielt aber nicht Wort, denn drey Jahr später mußte der Hochmeister noch sehr ernstlich für den Marschall von Dobryn sich verwenden, den, aus dieser Ursache, Jagello's Ungnade drückte.

So verhielt es sich mit dieser, von allen Geschichtschreibern mangelhaft vorgetragenen Begebenheit, bey welcher den Orden (nicht den redlichen Hochmeister) der Vorwurf trifft, daß er, unbekümmert um die Rechte des Herzogs von Oppeln, auf die Pfändung sich einließ. Ob es klug gehandelt war, ein wichtiges Gränzland abzutreten? Diese Frage würde eine heutige, alle Moral verhöhnende Politik sicher verneinen, aber Conrad von Jungingen suchte jeder Zeit die Staatskunst mit ihrer Widersacherinn, der Redlichkeit, zu paaren.

Fünftes Kapitel.

Erwerbung der Neumark.

Die Großen der Erde genießen den Vorzug, daß immer dienstfertige Grübler bereit sind, ihren zufälligsten Handlungen wichtige Beweggründe unterzuschieben. Wie mancher Fürst, könnte er seine Geschichte lesen, würde lächeln, sich weise rühmen oder unweise schelten zu hören, wo er keines von Beyden war, sondern bloß den Zufall walten ließ. Eben so wurde bisher dem Hochmeister Conrad von Jungingen als kein geringer Beweis der Staatskunst angerechnet, daß er

die Neumark käuflich erworben; denn: dadurch wurde sein Gebieth der deutschen Gränze näher gerückt; Hülfsvölkern Durchzug erleichtert; Pohlen, im Falle eines Krieges, von neuen Seiten bedroht. Um solche Vortheile zu erringen, mußte ja der Orden diesen Kauf längst gewünscht, dessen Abschluß selbst herbey geführt haben. Dennoch irrte man. Die Neumark wurde dem Hochmeister gleichsam aufgedrungen; er schlug sie mehr als ein Mahl ernstlich aus.

Dieses schöne Land, in jenen Zeiten bis an das pommersche Gebieth bey Danzig reichend, und über zwanzig bedeutende Städte fassend, war, sammt Brandenburg, viele Jahre hindurch ein Spiel der Schicksalslaune. Was Ludwig der Baier für seines Hauses Vergrößerung unternommen, hatte geringe Dauer. Nur ein halbes Jahrhundert blieb Brandenburg in den
1363. Händen seiner Nachkommen. Ein Bruderzwist, von Kaiser Carl IV. benutzt — (denn was benutzen die Mächtigen nicht?) erzeugte einen Familienvertrag mit dem Hause Luxemburg, kraft dessen Brandenburg, der männlichen Erben ermangelnd, an des Kaisers Söhne fiel, in deren Rechte, wenn auch sie unbeerbt blieben, der Markgraf von Mähren trat. Otto, der letzte Baier, der Brandenburg besaß, war Carl des IV. Eidam. Er wünschte das Unrecht, seinem Hause zugefügt, wieder gut zu machen; allein der Kaiser, der zuvor in einem lästigen Kriege den Gemahl seiner Tochter ohne Hülfe ließ, eilte jetzt bewaffnet herbey, als
1373. es darauf ankam, ihn seines väterlichen Erbes zu be-
1378. rauben. Otto mußte Brandenburg abtreten. Carl gab es sterbend seinem zweyten Sohne Sigismund, doch mit Ausnahme der Neumark, die er dem dritten, Herzog Hans von Görlitz, vermachte. Wenzel, der Erstgeborne, folgte seinem Vater auf dem Throne, und erfüllte dessen letzten Willen.

Hier ist der Ort, wo ein leichter Umriß von Sigismunds früheren Begebenheiten Platz finden mag, denn es liegt daran, den Mann zu kennen, der auf des Ordens Schicksal in der Folge so mächtigen Einfluß hatte. Verlobt mit Marien, der Tochter des Königs von Ungarn und Pohlen, hoffte er beyde Kronen zu tragen. Die jüngere Schwester, Hedwig, entriß ihm die eine, auf Jagello's Haupt sie setzend. Die ältere, Marie, wurde als König von Ungarn gekrönt. Noch zu jung, um die Zügel selbst zu lenken, gehorchten sie und das Reich nur dem Willen ihrer Mutter Elisabeth, deren Herrschaft die mißvergnügten Ungarn abzuschütteln strebten, indem sie den König von Neapel auf ihren Thron beriefen. 1385. Er kam, doch nur um die neue Würde mit dem Leben zu bezahlen: Elisabeth ließ ihn meuchelmorden. Sie erntete keine Frucht der bösen That. Johann Hórvath, ein Statthalter in Croatien, rächte seines Königs Tod. Die Mörderinn wurde ersäuft, Marie von Croatien entführt. Jetzt flog Sigismund herbey an der Spitze eines Heeres, befreyte seine Verlobte, vermählte sich mit ihr, und blieb im gefährlichen Besitze der ungarischen Krone. Die Wallachen rissen sich los, in der Türken Arme fliehend. Sigismund wurde bey Nicopoli geschlagen, 1396. irrte Jahre lang von Reich zu Reich umher, bis die mißvergnügten Großen ihn fingen, einkerkerten, und 1401. ihre Krone abermahls einem Könige von Neapel antrugen. Aber Sigismund fand Mittel, dem Kerker zu entrinnen, besiegte seinen Nebenbuhler, und blieb, nach so manchem Glückswechsel, der unangefochtene Besitzer einer mit Blut befleckten Krone.

Brandenburg war lange ein Opfer seiner Abenteuer. Immer geldbedürftig, verpfändete er es an den Markgrafen von Mähren, und dieser wiederum an den von Meissen; die Neumark zwar stets ausgeschlossen, die

jedoch kein besseres Schicksal traf, obgleich Carl der IV. seinen Söhnen jede Veräußerung streng untersagt und hoch verpönt hatte.

1394. Auch sie wollte Herzog Hans von Görlitz dem Orden verpfänden oder verkaufen. Conrad hatte wenig Lust dazu, und da vollends Markgraf Jost von Mähren, als möglicher Erbe von ganz Brandenburg, Widerspruch laut werden ließ; gab der Hochmeister augenblicklich den Gedanken auf. Vergebens lockte ihn der
1395. Markgraf von Meissen, das unvertheidigte Land sich zuzueignen. „Mein Orden hat genug zu thun," war seine Antwort, „um gegen die Ungläubigen sich zu erhalten, die mächtig von den Pohlen gestärkt werden."

Nach Hans von Görlitz Tode erbte Sigismund
1396. auch die Neumark, und, Conrads Redlichkeit vertrauend, übergab er sie seinem Schutze. Der neue Schirmherr entsprach diesem Vertrauen, blieb noch
1397. immer so weit entfernt von eigennützigen Absichten, daß er nicht einmahl Geld darauf leihen wollte. Noch vier
1401. Jahr später wiederhohlte er diese Weigerung, entzog sogar dem Lande seinen Schutz, weil der Orden ohnehin der Kriege nicht ermangele. Allein der schlaue Sigismund ergriff jetzt andere Mittel, um zu diesem Ankaufe den Hochmeister gleichsam zu zwingen. Er ließ nähmlich, durch den siebenbürgischen Woywoden Stibor, die Neumark dem Könige von Pohlen anbiethen,
1402. und der Handel wurde geschlossen um den geringen Preis von 10,000 Mark pohlnischer Münze, die, zum Theile, der Käufer sogleich entrichtete. Ernst war es dem Könige von Ungarn nicht damit, denn er hatte gute Ursachen, lieber dem Orden das Land zu gönnen, den er, als Gegengewicht in der pohlnischen Wagschale, mehr begünstigte.

Um dieselbe Zeit feilschte der Herzog von Stettin um die ausgestellte Waare.

Jetzt erwachte Conrad endlich und begriff, daß die Neumark, in Jagello's Besitz, ganz Preußen mit pohlnischer Gränze umzingeln würde, bis an die Staaten der pommerschen Herzoge, die ohnehin den Pohlen geneigter waren als dem Orden. So oft künftig aus Deutschland Kriegsschaaren ihm zuziehen wollten, mußten sie zuvor mit gewaffneter Faust den Weg sich bahnen. Diese Betrachtung mochte ihn wohl bestimmen, endlich selbst als Käufer aufzutreten; nicht bloße Gefälligkeit gegen Sigismund, wie er vorgab. Vielleicht wirkten auch die Bitten der neumärkischen Einwohner mehr auf ihn, als die Gesetze der Staatskunst, die weder ihm, noch dem Könige von Pohlen einzuleuchten schienen; denn auch dieser beging einen unbegreiflichen Fehler, als er dieses wohl gelegene Land sich entschlüpfen, und an Zurückgabe des Vorschusses ihm genügen ließ. Vielleicht — und diese Vermuthung stimmt ganz mit Conrads Charakter — entschloß er auch nur deßhalb sich mit Widerwillen, weil er, um die Kaufsumme von 60,000 ungarischen Gulden zu entrichten, seine Unterthanen, selbst die neuerworbenen, mit schweren Auflagen drücken mußte. Er that es, bestätigte des Landes Freyheiten und empfing die Huldigung. 1402.

Noch hatte Sigismund das Wiedereinlösungsrecht sich und seinen Erben vorbehalten; doch er selbst erschwerte dessen Ausübung, indem er neue Summen so oft als möglich auf die Neumark lieh. Später, als Kaiser, übertrug er dem Hochmeister das unbeschränkte Eigenthum, weil der Orden dem Reiche wie der Kirche zum Schilde diene.

Allein der Kauf erlitt noch manche Anfechtung. Markgraf Jost von Mähren äußerte laut seine Unzufriedenheit, und widersprach förmlich. Pohlen forderte Driesen mit Trotz und Ungestüm. Der Markgraf 1403.

von Meissen machte Ansprüche auf Cüstrin, als ihm
1404. verpfändet. Otto von Kettelitz begehrte Tankow; dasselbe that ein Pohle, Wirsiband. Der Johanniter-Orden wollte nicht aus dem Besitze von Czantoch weichen. Der Herzog von Stettin beeinträchtigte die
1406. Gränze. Der Erzbischof von Gnesen maßte sich Be-
1407. sitzungen an. Die Herren von Quitzow plünderten das unglückliche Land, das zu gleicher Zeit ungewohnte Steuern trug und von seinen Vögten hart bedrückt wurde.

Alle gerechte und ungerechte Ansprüche verwies der Hochmeister an Sigismund, der hingegen die bedrückten Unterthanen in Schutz nahm, und ernste Ermahnungen dem Orden zufertigte. Freundlich und fast klagend schrieb Conrad an die Neumärker: warum habt ihr nicht zuvor euch an mich gewendet, ehe ihr Hülfe bey dem alten Herrn suchtet? Nie war mein Wille, mehr euch aufzubürden, als ihr vormahls geleistet. Der Vogt soll, nach vorhergegangener Beprüfung, euern Beschwerden abhelfen.

Ob das geschehen, ist unbekannt. Conrad meinte es redlich; aber die Regierungsform des Ordens war nun einmahl so grundfehlerhaft, daß jeder Comthur oder Vogt ungestraft den kleinen Despoten spielen durfte.

Sechstes Kapitel.

Gothland und die Vitalien-Brüder.

Die nordische Semiramis, Margarethe von Dänemark, besiegte den unglücklichen Albrecht von Schweden, der Freyheit und Krone zugleich verlor. Nur Stockholm war ihm treu geblieben. Die Dänen belagerten es. Da rafften sich die Herzoge von Mecklenburg auf, um wenigstens diese Stadt ihrem gefangenen Vetter zu erhalten. Es gelang. Mit gleichem Eifer trachteten sie nach seiner Befreyung. Der Hochmeister und sieben Hansestädte wurden aufgefordert, mitzuwirken. Die Frucht vereinter Bemühungen war ein Vergleich, kraft dessen die Pforten von Albrechts 1395.
Kerker sprangen, obschon unter harten Bedingungen.

Eine Frist von drey Jahren wurde ihm bewilligt zur Aussöhnung mit der stolzen Königinn. War diese fruchtlos abgelaufen, so sollte er als Gefangener sich wiederum stellen, oder mit 60,000 Mark Silbers die Freyheit erkaufen, oder seiner Krone gänzlich entsagen, und was ihm noch in Schweden übrig bliebe, in die Hände seiner Feindinn liefern. Dafür verbürgten sich Lübeck, Stralsund, Greifswalde, Thorn, Elbing, Danzig, Reval. Die hohe Achtung, welche die vier letztern, des Ordens Herrschaft unterworfenen Städte errungen hatten, bezeugt ihren blühenden Handel.

Lübeck und Danzig besetzten Stockholm mit ihrem Kriegsvolke. Drey Jahr verflossen. Albrecht ver-

mochte weder die herrschsüchtige Königinn zu beugen, noch das Lösegeld aufzutreiben. Seufzend willigte er in die Uebergabe von Stockholm.

Ganz Schweden huldigte der glücklichen Nebenbuhlerinn, welche nun drey Kronen auf ihrem Haupte vereinigte. In der Geschichte glänzt diese wichtige Begebenheit unter dem Nahmen der calmarschen Union.

Zu der Zeit, als die mecklenburgischen Herzoge bewaffnete Hülfe nach Schweden sandten, ahndeten sie nicht, daß ihr wohl gemeinter Versuch, einen Unglücklichen zu retten, keine andere Folge haben würde, als das Entstehen einer furchtbaren Räuberbande, die dreyzehn Jahr lang den Handel der Ostsee vernichtete, und ihre Wellen mit Blut färbte. Jene Schiffe, von den Herzogen mit Lebensmitteln für das belagerte Stockholm befrachtet, nutzten bald eine Verwirrung, die ihnen Straflosigkeit verbürgte, verwandelten sich in Seeräuber, den ehrlichen Nahmen Vitalien-Brüder von ihrer ersten Beschäftigung beybehaltend, so wie in Frankreich Söldner, zu Räuberhorden ausgeartet, den edlen Nahmen ihres ersten Anführers Armagnac noch lange mißbrauchten.

Diese Flibustier der Ostsee — weil sie Anfangs nur auf die verhaßten Dänen lauerten — fanden im Norden Deutschlands offene Häfen, Schutz bey Fürsten; denn vor dem Wunsche, einen gefürchteten Machthaber zu schwächen oder zu necken, schwieg das Völkerrecht. Dem Beobachter preßt die Geschichte aller Zeiten das Bekenntniß ab, daß zur Verbreitung des Guten strenges Geboth, zu der des Bösen nur Duldung vonnöthen ist, weil das Böse mit des Menschen Neigung im Bunde steht. Durch Duldung wuchs jene Räuberbande schnell zu einer furchtbaren Stärke heran, und vereinte Waffen mächtiger Ver-

bündeten konnten in einer Reihe von Jahren sie nicht wieder ausrotten.

Die Vitalien-Brüder, mit welchen, zu seiner Schande, sogar Prinz Erik, König Albrechts Sohn, in Verbindung trat, bemeisterten sich der Insel Gothland und machten sie zum nordischen Algier. Schiffe aller Nationen wurden geplündert; wer die Ostsee befuhr, war ihr Feind. Preußens Handel litt unsäglich. Mangelte es den Räubern an Lebensmitteln, so führten selbst dänische Unterthanen ihnen solche zu; denn Reichthum, gleichviel wie erworben, kauft ungehindert überall, wessen er bedarf, gingen auch Ehre und Treue mit in den Handel.

Endlich beschloß der Hochmeister, dem Unfuge zu steuern. Eine Flotte, wie Preußens Häfen sie noch nie erblickt, trug 4000 Krieger auf die Insel Gothland, Ritter Conrad von Biberau war ihr tapferer Anführer. Wisby, die blühende Handelsstadt, durch Gewalt zum Raubneste herab gewürdigt, wurde erobert, und seinen ehrlichen Bürgern, sammt allen bisher gelähmten Freyheiten wieder gegeben. Die Köpfe aller gefangenen Seeräuber fielen unter dem Henkerschwerte. 1397.

Dennoch wurde diese Hydra nicht vertilgt, denn die meisten Räuber schwärmten auf der See herum, entgingen dem verdienten Schicksale, und nöthigten den Hochmeister, eine starke Besatzung auf der Insel zu lassen, deren Unterhalt Bürgerschaft und Rath zu Wisby übernehmen mußten.

Conrads Vorsicht rechtfertigte sich nur zu bald. Begünstigt von der Gesetzlosigkeit, die, nach der calmarschen Union, noch in Schweden fortwährte; geschützt von Fürsten und Herren, ja sogar von Stralsund, einer Bundesschwester der Hanse; erhoben die Räuber ihr vogelfreyes Haupt kühner als jemahls.

1398. Bestürzt traten die Hansestädte zusammen, und rüsteten eine mächtige Flotte aus, die den schönen Nahmen Friedeschiffe führte, weil sie den Frieden auf der Ostsee erhalten sollte. Zwey Admirale, mit großer und kleiner Gerichtsbarkeit, ernannte der Hochmeister. Die Königinn Margarethe selbst versprach, durch einen Theil ihrer Seemacht die Bundesflotte zu verstärken. Von allen Seiten verfolgte man die Räuber mit Erbitterung. Doch eine seltsame Begebenheit verzögerte abermahls ihren Untergang.

Die Bundesgenossen hatten ihre Häfen verlassen, um Räuber aufzuspüren, und sahen nun, wie Menschen pflegen, überall nur, was sie suchten. In jedem fernen Segel erblickten sie ein Raubschiff, und bemeisterten sich desselben ohne weitere Nachfrage. Dieses Schicksal traf unter andern auch dänische Fahrzeuge, die in gleicher Absicht kreuzten, und manchen braven Edelmann trugen. Sie näherten sich den Friedeschiffen, ohne Arges zu befürchten. Ihre Besatzung wurde ermordet und über Bord geworfen.

Entrüstet verweigerte die Königinn fernere Hülfe und forderte Genugthuung. Die Verwandten der Erschlagenen empfingen 4000 Mark. Zwey hundert Arme mußten gekleidet, Seelenmessen gestiftet, fromme Pilger nach Palästina gesandt werden, ehe es gelang, den Zorn der Königinn zu entwaffnen.

Diese Begebenheit machte die Verfolger muthlos, die Verfolgten keck. Manche Räuber entwichen jetzt
1399. dem Angriffe unter dänischer Flagge. Einst geschah es, daß Lübecker und Preußen vereinigt in der Ferne zwey fremde, wohl gerüstete Schiffe gewahrten. Die Lübecker sandten ein Boot, um zu fragen: woher? was für Volk? warum bewaffnet? — Statt der Antwort gaben die Unbekannten Feuer auf das Boot. Alsobald rückten die Schiffe der Lübecker vor, und

wiederhohlten drohend ihre Frage. Wir sind Dänen, hieß es jetzt, ausgesandt, die Ostsee vor Räub:rn zu schützen. Das glaubten die Lübecker und wandten um. Aber die Preußen trauten nicht, näherten sich, erkannten Vitalien=Brüder, griffen hastig an, eroberten die Schiffe, ohne Beystand ihrer Gefährten, welche dafür, nach erfochtenem Siege, mit bittern Vorwürfen überhäuft wurden.

Die Lübecker warnten, man solle mit den Gefangenen glimpflich verfahren, um nicht wieder Dänemark zu reitzen. Man kam überein, auf Wisby zu landen, und dort die Gefesselten in einer Kirche auszustellen, ob etwa ein geplünderter Kaufmann gegen sie zeugen werde. Es geschah, und nicht einer, sondern viele Kläger traten auf, deren geraubtes Gut in den eroberten Schiffen man wirklich fand. Auf der Stelle wurden jetzt die verkappten Räuber von den Preußen zum Tode verurtheilt. Dennoch widersetzten sich die Lübecker der Hinrichtung, und als sie deßhalb, nach Gebühr, Verräther gescholten wurden, kam es zwischen den Verbündeten selbst zu einem blutigen Scharmützel. Die Lübecker flohen endlich auf ihre Schiffe, allein die Preußen bestiegen erbittert auch die hrigen, und man lieferte sich ein Seetreffen, dem nur die Nacht ein Ende machte. Am andern Morgen wurden die Vitalien=Brüder hingerichtet, und über Bord geworfen. Aus dieser Begebenheit wird begreiflich, wie, so viele Jahre hindurch, die Ostseeräuber, stets verfolgt, dennoch unvertilgt bleiben konnten. Der Kampf glich dem der wälschen Banditen gegen Sbirren, oder englischer Schleichhändler gegen Zollbeamte. Von einer Seite ward für Leben und Freyheit gefochten, von der andern für lauwarme Pfl:cht.

So bald der Orden Gothland erobert hatte, meldete sich König Albrecht, um die Frucht davon zu

ernten. Er forderte sein Eigenthum zurück, oder dessen Werth, 9000 englische Nobel. Mit Recht erwiederte Conrad: „die Insel war nicht mehr in Eurer Gewalt. Wir haben sie den Räubern abgenommen. Während die zu Wisby hausten, habt ihr stille gesessen. So ist nun Gothland unser durch das Schwert.“ Als jedoch Herzog Ulrich von Mecklenburg den Orden deßhalb mit Krieg bedrohte, fand der Hochmeister gerathener, mit der begehrten Summe den König abzufinden.

Margarethe sah nicht gleichgültig die Insel im Besitze des Ordens. Fast in demselben Augenblicke, da
1398. sie den Freundschaftsbund mit ihm schloß, dachte sie auch schon auf einen Angriff, und vergebens bath der Hochmeister, mit dem siegreichen Schwerte in der Faust, „sie wolle nicht ungnädig seyn,“ gern trete man die Insel jedem ab, der ein Recht dazu erweisen könne. Er wurde gewarnt, die Königinn suchte Rath und Hülfe gegen ihn. „Unbegreiflich,“ war seine Antwort, „wir sind gut mit ihr. Wäre es wegen Gothland, von da, zum allgemeinen Besten, wir die Räuber vertrieben, so haben wir das Land in somelcher (solcher) Weise nicht eingenommen, daß wir vermeinen, es jemanden vorzuenthalten, der Recht dazu hat.“

Aber auch der Orden hatte sich ein doppeltes Recht erworben. Die Insel war seine Eroberung, sein Pfand. Margarethe achtete dessen nicht. Sie forder-
1399. te Gothland als zu ihrem Reiche gehörig. Conrad rief den König auf, ihn zu vertreten, laut seiner Verschreibung. Albrechts ausweichende Antwort sandte
1400. der Hochmeister nach Dänemark, mit der Bemerkung: daß sie ihm selbst nicht genüge, und er die Mahnung ernstlich wiederhohlen wolle. Viele Briefe wurden Jahre lang zwischen den drey Mitbuhlern um die Insel gewechselt, doch in freundlichen Worten, und die

Kö=

Königinn begleitete manches ihrer Schreiben mit Geschenken. Conrad berief sich stets auf die bezahlte Summe, wie auf die großen, zum Schutze des Ostseehandels aufgewandten Kosten. Verstellte Freundlichkeit wiegte seine Vorsicht nie in Schlummer. Gothland wurde beschatzt, um 85 Weppner zu besolden. deren Zahl (so schrieb er an den Rath zu Wisby) jetzt 1401.
zu verringern nicht an der Zeit sey.

Man beschloß, durch Machtbothen die Unterhandlung fortzusetzen: Albrecht versäumte den angesetzten Tag. Das verwies ihm Conrad hart, mit den Worten: „Ihr bittet uns, Euch nicht zu enterben. Solches kommt uns nimmer in den Sinn. Aber wegen Gothland in schwere Kriege den Orden zu verwickeln, das muthet uns nicht zu. Dänemark nicht allein, auch Pommern und Schleswig drohen mit den Waffen. Wenn ihr, laut eurer Verschreibung, uns nicht vertretet, so haben wir euch auch nichts gelobt noch versiegelt, sondern müssen darauf denken, wie wir ohne Krieg den Zwist beendigen. Die harten Mahnungen können und mögen wir nicht länger dulden."

Mit gleichem Ernste schrieb er an die schwedischen Städte, sie erinnernd, wie viel der Orden vormahls zur Befreyung ihres Herrn beygetragen. Oft und 1402.
dringend wiederhohlte er seinen alten Spruch, doch stets ohne Erfolg.

Ein seltsames Abenteuer, das in diesem Jahre sich zutrug, hätte leicht einen minder redlichen Mann verleiten mögen, der Feindinn weh zu thun. Einige Kaufleute fanden, nicht weit von Graudenz, einen kranken Mann, in dessen Zügen sie den längst verstorbenen dänischen Prinzen Olaus zu erkennen glaubten. Der Kranke selbst läugnete es; doch Verstandesschwäche oder thörichte Hoffnung bewogen ihn endlich, die aufgedrungene Rolle zu spielen. Man führte den Af-

terprinzen nach Danzig, ehrte ihn hoch, lieh ihm Geld. Er ließ ein dänisches Reichssiegel stechen, und schrieb an die Königinn, als an seine Mutter: gern habe er dürftig bleiben wollen, allein der Papst habe ihn gezwungen, sein Reich zu fordern. Margarethe begehrte, ihr den Mann zu schicken, den sie mit Freuden aufnehmen wolle, wenn sie ihren Sohn in ihm erkenne. Der Hochmeister, statt die Gaukeley zu begünstigen, sandte den Mitwerber um die dänische Krone, von einigen Ordensherren begleitet, nach Calmar. Da ergab sich bald, er sey kein Schwede, nicht einmahl der Sprache kundig. Er selbst bekannte nun, sein Vater heiße Wolff, er sey geboren in einem Dorfe bey Eger; man habe ihn zu diesem Abenteuer gedrungen, als ihn jedermann, und endlich er sich selbst, für einen König gehalten. Margaretha verurtheilte den Unglücklichen zum Tode. Alle Briefe, die er an sie geschrieben, wurden rings um einen Scheiterhaufen gehängt, er selbst gekrönt ins Feuer geworfen. Seine mitgebrachten Kleinodien erbte ein Kloster, denn die Königinn wollte nichts von ihm behalten, das Siegel ausgenommen, welches sie zerschlagen ließ. — Verächtlich schien der Nebenbuhler, aber wie, wenn Conrad, statt ihn auszuliefern, Schutz ihm angedeihen ließ? — Durch wie manches Beyspiel warnt die Geschichte vor Abenteurern, die der Schutz einer feindlichen Macht zu furchtbaren Nebenbuhlern erhob. Margarethe schien doch nicht zu glauben, daß sie dem Orden verpflichtet sey; obgleich das unterlassene Böse fast immer das einzige Gute ist, welches Regenten einander erzeigen. —

1403. Der Insel Gothland wurden ihre Söldener lästig. Wisby bath um Verminderung derselben. Conrad willigte in das Begehren, „aber," fügte er warnend

hinzu, „seht euch vor! wenn ihr plötzlich Hülfe bedürft, so können wir euch so bald nicht entsetzen."

Er hatte Recht. Margarethe fing an zu drohen. Noch immer suchte Conrad ihren Zorn und dessen Folgen dem Könige zuzuschieben, dem es zum Vergleiche am guten Willen, zum Kriege an Macht gebrach; denn er selbst erklärte, er habe keine Schiffe, um Gothland zu retten.

Endlich war die Geduld der Königinn erschöpft. 1404.
Ein zahlreiches Kriegsheer landete auf der Insel, belagerte Wisby und suchte dessen Wälle zu untergraben. Alsobald zeigte der Hochmeister, daß nicht Furcht die Quelle seiner Nachgiebigkeit war. Zuerst verboth er allen Handel nach Gothland, und meldete solches den Hansestädten, mit dem Zusatze: „der Orden könne das Land mit Ehren nicht lassen." Den König von Schweden forderte er auf, das Schwert zu ziehen. Der schützte eigene Fehde mit Brandenburg vor. Ohne Verweilen führte Conrad ein Heer von 15,000 Mann zum Entsatze von Wisby. Sein Kriegsvolk schlug und wurde geschlagen, aber es behielt die Oberhand und erreichte seinen Zweck.

Die königlichen Schiffe, wohl 200, wurden zerstört. Dem dänischen besiegten Heere vergönnte Conrad einen kurzen Waffenstillstand, um seine Niederlage der Königinn zu melden und Verhaltungsbefehle zu erbitten. Indessen wurde dem Sieger die neuerbaute Feste Slyt, mit Geschütz wohl versehen, übergeben, von ihm geschleift und verbrannt. Bald darauf schloß Margarethe auf Gothland, in Gegenwart der hanseatischen Gesandten, mit Conrad einen Beyfrieden bis Johannistag.

Der Bürgermeister von Stralsund erboth sich zum Vermittler. „Wir können Euch darauf nichts antworten," erwiederte Conrad. „Gern wollen wir das

Land dem abtreten, von dem es uns verpfändet worden. Die Königinn hat ohne Absage die Insel überfallen, Wisby belagert; darum scheint es, daß sie nicht bloß nach dem Lande, sondern zugleich nach des Ordens Ehre trachtet. Der Krieg ist uns leid, um des Handels willen, das weiß Gott, allein wir können nicht anders."

Indessen wendete er sein Antlitz nie von einer friedlichen Aussicht in die Ferne; und, da auch Margarethe geneigt schien nachzugeben, so sandte er einen
1405. Vogt des Ordens an König Albrecht, mit der Drohung, ihn vor das Reich zu laden. Der Bedrohte suchte Ausflüchte, gab seiner Verbriefung eine andere Deutung, erklärte kühl, er wolle selbst mit Margarethen unterhandeln. Sogleich erboth sich der Ordensgesandte, mit des Königs Friedensbothen nach Dänemark zu ziehen. Albrecht wollte seine Zeugen, denn er hatte Lust, getrennt vom Orden, nur seinen eigenen Vortheil wahrzunehmen. Der Königinn größere Seele handelte offener, sie theilte dem Hochmeister Alles mit. „Wer soll den Orden entschädigen?" fragte Conrad, „davon steht nichts in dem entworfenen Vergleiche. Auch ist unerwähnt geblieben, wie ihr verfahren wollt mit den Bewohnern der Insel? damit diese nicht für ihre Treue schlechten Lohn empfangen."

Um diese Zeit mischte sich noch ein Vierter in das Spiel, Herzog Johann von Mecklenburg, der den Hochmeister durch ehrenrührige Vorwürfe reitzte. Conrad führte ihm zu Gemüthe: „daß sein Vetter Albrecht versprochen, in eigener Person ins Feld zu rücken, gegen Jeden, der Gothland entwältigen wolle; darum dürfe man den Orden nicht an seine Ehre mahnen. Die Königinn unterrichtete er sogleich von dem neuen Auftritte. Auch dieser Herzog hatte die Verpfändung besiegelt, und das Einlösungsrecht sich vor-

behalten, darum wurde sie warnend erinnert, dem Gegner auch die Vollmacht seines Vetters abzunöthigen.

Dennoch rückte die Unterhandlung dem Ziele nicht näher. Freylich schienen Albrecht und Margarethe sich verständigt zu haben, allein ohne Rücksicht auf des Ordens gerechte Ansprüche. Bald schrieb die Kö- 1406.
niginn dem Hochmeister ziemlich schnöde: „Fordert Euer Geld von dem, der es empfangen;" bald wiederum: „habt ihr nicht selber mir entbothen, es sey um Geld Euch nicht zu thun?" — Conrad läugnete das nicht; aber sie hatte, seitdem die Insel mit Krieg überzogen, preußische Schiffe sammt ihren Gütern entführt. Darüber klagte er oft und bitter.

Eine Unterhandlung zu Calmar zerschlug sich. Die Gothländer bathen den Hochmeister dringend, sie nicht abzutreten. „Kann es mit Ehren nicht anders geschehen," vertröstete er sie, „so werden wir doch treulich für euch sorgen." Indessen befahl er ihnen, schnell zwey Festen zu erbauen, um die Landleute im Nothfalle zu bergen; auch den Hafen wohl zu bewahren, weil es mißlich um den Frieden stehe.

Endlich mußte der Königinn Stolz Conrads Fe- 1407.
stigkeit weichen. Als die von Wisby, ein Jahr später, jene ängstliche Bitte wiederhohlten, da dankte der Hochmeister herzlich für ihre Zuneigung, verband mit seinem Danke das ehrenvolle Zeugniß, daß sie als biderbe Männer sich betragen; doch sey die Insel nunmehr vom Könige Albrecht an Dänemark übergeben, und dort erbiethe man sich, den Orden zu befriedigen; darum könne des Landes Räumung mit Ehren nicht länger verweigert werden.

Aber den Bewohnern hielt er redlich Wort, wie jenen zu Dobryn. Als seine Gesandten nach Calmar zogen, um die bewilligte Zahlung zu empfangen, lan-

deten sie zuvor auf Gothland, nahmen Abgeordnete der Insel mit sich, und sprachen vom Throne der Kö-
1408. niginn kräftig für Gothlands Freyheiten. Margarethe gewährte, zahlte und nahm friedlich die Insel in Besitz.

Also endigte der lange Kampf, in welchem Macht, Ohnmacht und Redlichkeit, jede nach gewohnter menschlicher Weise, trotzig, schleichend und offen, ihren Zweck verfolgten, verfehlten, erreichten.

Siebentes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Es war von Anbeginn ein fester Zweck des Ordens, die geistliche und weltliche Macht in sich zu vereinen; mit derselben Hand, die das Schwert regierte, auch die Himmelspforte zu öffnen; denn ungestrafter wird das Zeitliche von dem geraubt, der das Ewige freygebig spendet. Darum blieb das Zwitterwesen eine kostbare Eigenschaft dieser Edelmönche, weil es sie berechtigte, je nachdem ihr Vortheil heischte, bald nach dem Schwerte, bald nach dem Krummstabe zu greifen. Schon unter Wallenrod war es dem Orden gelungen, dem Stifte Oesel ein Geschöpf seines Willens aufzudringen, und bald darauf entspannen sich willkommene Händel zwischen dem Meister von Liefland, Wennemar von Bruggeney, und dem Erzbischof zu Riga, Johann von Sinten. Als der Letztere den Besitz von Riga rechtlich, aber fruchtlos forderte, ergriff er, mit Gewalt ihn zu erringen, ein verzweifeltes Mittel: er trug dem Großfürsten von Litthauen ein Bündniß an, und wollte seine festen Schlösser mit ihm theilen.

Daß der Antrag einem alten Ordensfeinde willkommen seyn werde, mußte wohl der Erzbischof vermuthen; aber sein Schicksal hatte ihm die günstige Stunde versagt. Ob rauhe Großmuth, ob geringes Vertrauen in des Prälaten Macht oder Recht, den Großfürsten leiteten, ist unbekannt; er verrieth den Anschlag, mißbrauchte sogar des Bischofs eigene Briefe. Dadurch wuchs Erbitterung. Vom Schwerte verlassen, griff der Prälat zu der treuen geistlichen Waffe: der Bannstrahl blitzte. Der Magistrat zu Lübeck, von seinem Bischofe unterstützt, wollte vermitteln, nicht ahndend, daß die gierigen Edelmönche keinen Mittler begehrten. Der rigische Thumpropst, der Friedensbothe, wurde aufgefangen und verhaftet. Da fürchtete der Erzbischof mit Recht, daß seines Amtes Heiligkeit, nicht seine Person vor Frevel schützen werde. — Darum entfloh er nach Lübeck.

Alsobald erklärte Wennemar das Erzbisthum für erledigt, und bemächtigte sich aller dessen Güter. Um zu Rom für diesen kühnen Schritt Verzeihung, ja Billigung zu erhalten, wählte er ein längst erprobtes Mittel: das Versprechen, den Raub mit der päpstlichen Kammer zu theilen. Das bewirkte ohne Säumen ein Belobungsschreiben des heiligen Vaters, und der Orden erreichte sein großes Ziel, denn Johann von Wallenrod, ein Bruder des Hochmeisters, ein Mitglied des Ordens, wurde zum neuen Erzbischofe 1396.
ernannt. Doch seines Stuhles ruhigen Besitz konnte er nicht so leicht erringen.

Zwar, der Verdrungene richtete wenig aus, obgleich beschützt vom Kaiser Wenzel, der auf alle Ordensgüter in Böhmen Beschlag legte, und den Papst ersuchte, den Bannstrahl zu schleudern. Bonifaz IX. befriedigte den Kaiser, indem er dessen Schützling zum Patriarchen von Alexandrien erhob. So trat ein Re=

benbuhler von der Bühne ab. Doch ein Anderer, gefährlicher als dieser, nahm sogleich dessen Stelle ein. Das Thum-Capitel zu Riga, dessen bedrohte Glieder zum Theil in der Irre herum schweiften, versagte dem eingedrungenen Hirten Gehorsam, und vollzog, durch die Wahl des pommerschen Prinzen Otto, eines Knaben von vierzehn Jahren, einen schon längst gefaßten, einst vom Hochmeister selbst gebilligten Beschluß. Der nicht machtlose Vater des Prinzen both alles auf, um das fette Stift seinem Sohne zu erringen. Kaiser Wenzel stand ihm redlich bey, indem er mit großem Nachdrucke das Erzbisthum für ein Reichslehen erklärte. Diese Behauptung hätte sonder Zweifel den heiligen Vater in den geistlichen Harnisch gejagt, wären nur die versprochenen Einkünfte vom Orden richtig abgeliefert worden. Zögerung mit einem solchen Hauptbeweis aller Rechte, im Gegensatze mit der klugen, schnellen Freygebigkeit des pommerschen Herzogs, bewirkten in den päpstlichen Maßregeln ein dem Orden gefährliches Schwanken. Bonifaz empfahl das Stift dem Schutze des Kaisers, und nahm sich seiner Edelmönche vor der Hand nicht weiter an.

Jetzt blieb dem Orden kein anderer Ausweg, als den Kaiser zu gewinnen. Dem genügte an der Ehre, für den Oberlehnsherrn der rigischen Kirche förmlich anerkannt zu werden, und um diesen Preis verkaufte er sein Schweigen.

1395. Herzog Suantibor ließ sich noch nicht abschrecken. Seine lauten Klagen erschollen an fremden Höfen. Der Hochmeister wurde von Fürsten und Herren durch Ermahnungen bedrängt, die zuweilen bitter klangen. Herzog Steffen in Baiern und Pfalzgraf bey Rhein, lehnte sich besonders gegen Anmaßungen auf, die der rechtliche Conrad von Jungingen zwar vertheidigen

mußte, aber schwerlich würde gut geheißen haben, wenn unter seiner Regierung der erste Schritt geschehen wäre. Jetzt schrieb er nach Baiern: „der Orden, dem Reiche stets getreu, habe nie demselben ein Lehen entfremden wollen; das Stift solle Reichslehen bleiben, wie es immer gewesen. Freylich habe man zuvor das nie gewußt, denn seit hundert Jahren und drüber seyen alle Händel mit der rigischen Kirche im Hofe zu Rom geschlichtet worden. Erst seit einem Jahre erfreue man sich dieser Kunde, und gehorche wie billig, nur das Heil der Kirche suchend, der päpstlichen Bulle wie dem Kaiser. Darum solle der Pfalzgraf dem Orden seine Weigerung nicht verargen, vielmehr den Herrn zu Stettin von Feindseligkeit abmahnen."

Briefe gleichen Inhalts ergingen an viele Fürsten, auch an die Vettern des pommerschen Prinzen, welchen vorgespiegelt wurde: der Papst habe, ohne Zuthun des Ordens, aus eigener Bewegung, den neuen Erzbischof gesetzt; man würde ja eben so gern ihren Neffen aufgenommen haben, jetzt aber müsse man den Ordensbruder Johann von Wallenrod schützen.

Vergebens klagte Herzog Suantibor über schwere, aufgewandte Kosten. Vergebens zogen die Thumherren von einem Fürsten zum Andern, und wußten gleichfalls päpstliche Billigungsschreiben sich zu verschaffen. Umsonst ergriffen viele Bischöfe am Hofe zu Rom des Herzogs Partey, und entwarfen gehässige Schilderungen von dem Betragen der Kreutzherren. Conrad vertheidigte standhaft des Ordens vermeinte Rechte. „Gerade zu der Zeit," sprach er, „als ein Tag anberaumt worden, um allen Zwist gütlich auszugleichen, ist der alte Erzbischof sammt den Thumherren entwichen. Niemand hat ihn gezwungen noch vertrieben.

Die Festen standen unsicher vor dem Feinde, dem sie wohl gelegen; da nahm sie der Orden dem Papste zu getreuer Hand. Daß mein Vorfahr dem Prinzen Otto das Erzbisthum versprochen, ist mir und meinen Gebiethigern unkundlich; auch hatte er keine Macht dazu. Des Stiftes Vereinigung mit dem Orden ist der Christenheit ersprießlicher, als jener ewige Zwist. War doch Johann von Sinten ins dritte Jahr abwesend, warum versuchte Herzog Suantibor nicht damahls seinen Wunsch zu erreichen? uns wäre es lieb gewesen, denn schon vor zehn und zwanzig Jahren hätten wir mit Freuden einen solchen Herrn aufgenommen. Indessen mögen immerhin die alten Thumherren ihre Pfründen behalten auf Lebenszeit, wenn sie gehorsam zurück kehren."

Diese höflichen, freundlichen Worte besänftigten die Gemüther nicht, vielmehr drohte die Flamme furchtbar um sich zu greifen. Der pommersche Herzog
1396. sandte einen förmlichen Absagebrief. Bischof Dietrich von Dorpat, ein heftiger Mann, kündigte dem Meister offene Fehde an, rief Litthauer und Russen zu Hülfe, bahnte diesen Ordensfeinden bequeme Straßen durch das Land, verbündete sich mit ihnen. Riga sollte von den Litthauern auf einer, von den Russen auf der andern Seite überfallen werden. Den alten Erzbischof lockte er ins Land, sprach die Schweden um Beystand an, ja er schämte sich nicht, die verhaßten Vitalien-Brüder einzuladen, und Herzog Hans von Mecklenburg sandte seinen Sohn Albrecht heimlich nach Reval, wo dieser Prinz, durch das Versprechen gekrönt, Dietrichs Nachfolger zu werden, nicht unter seiner Würde hielt, sich an die Spitze von 500 jener Seeräuber zu stellen, und sie nach Dorpat zu führen. Der kühne Jüngling, im Besitz der bischöflichen Schlösser, wollte nichts Geringeres, als den Orden ganz aus

Liefland vertreiben. Auch Prinz Otto, der Mitbuhler um das Erzstift, fand sich persönlich in Dorpat ein.

Conrad warnte den Meister von Liefland, wohl auf seiner Huth zu seyn, und ermahnte den dörptschen Adel, dem Bischofe friedliche Gesinnungen einzuhauchen. Seine Wachsamkeit verrieth ihm einen neuen Feind, da, wo er ihn am wenigsten vermuthen konnte. Johann von Wallenrod selbst — man weiß nicht wie gewonnen, oder welcher Entschädigung gewärtig — pflog förmlich Unterhandlungen mit den alten Thumherren, hinderte des Capitels freye Wahlen, bemannte seine Schlösser mit Söldnern, die schon vormahls gegen den Orden gedient, und wurde kräftig unterstützt von den Mannen des Stifts, besonders dem von Rosen.

Der Hochmeister klagte, drohte, bath; ließ den Kaiser wie den Papst von der angesponnenen Tücke unterrichten; nannte den von Dorpat einen vertrauten Freund des entwichenen Erzbischofs; leitete daher die Quelle seiner Widerspänstigkeit; suchte zu bewirken, daß auch das Stift zu Dorpat einem Ordensbruder übertragen wurde; bemühte sich, den Herzog von Pommern zu besänftigen; erinnerte ihn drohend an eine alte Geldschuld; kurz, er versäumte nichts, um das Ungewitter zu beschwören.

Es brach dennoch aus. Doch Wennemars von Bruggeny glückliche Waffen flößten, wirksamer als Conrads Beredsamkeit, den Widersachern Friedensneigung ein. Die alten hartnäckigen Thumherren machten zwar noch einen Versuch, den Großfürsten von Litthauen fester an sich zu ketten; denn als sie sahen, der pommersche Herzog sey zu ohnmächtig, um seines Prinzen Ansprüche geltend zu machen, da trugen sie das Bisthum Witolds Neffen an, der Custos der Kirche zu Krakau war. Der Oheim besprach sich auch 1397.

deßhalb mit dem Hochmeister, der ihm trocken antwortete: „es dünke ihm nicht gerathen, denn die Thumherren suchten nur eigenes Frommen in fremdem Hader."

Kaiser Wenzel sandte den Bischof von Ermeland nach Liefland, erboth sich auch persönlich in Breslau als Vermittler aufzutreten. Selbst Witold bath den Hochmeister um Frieden für den Bischof von Dorpat, und so kam endlich ein Söhnebrief zu Stande, dessen Inhalt des Ordens Oberhand beweist; denn es wird darin angelobt, daß nach wie vor die Untersassen der Kirchen dem Hochmeister die Heeresfolge leisten sollen. Uebrigens wurde alle Zwietracht getilgt, und Unverletzlichkeit dem Erzstifte zugesagt. Mit den Herzogen von Pommern und Mecklenburg verständigte sich Conrad bey einer persönlichen Zusammenkunft, (wo ihm auch Feinde nicht zu widerstehen pflegten); der König von Ungarn sollte ihre Fehde als Vermittler beylegen.

1399. Nur der zweydeutige Erzbischof von Riga, seiner Ordensbrüderschaft uneingedenk, fuhr fort zu necken, wollte Städte, Schlösser dem Orden entfremden; mit Händeln außer Landes ihn behelligen, und zwang einst dem sanften Hochmeister die Aeußerung ab: „daß er seine Sache Gott anheim stelle."

Voller Ernst war es ihm doch wohl nicht mit die-
1404. ser Ergebung in den göttlichen Willen, denn fünf Jahr später entwich auch dieser Erzbischof von seinem Sitze, und begab sich zu dem Deutschmeister, dessen Vorwort und Bemühung die eingewurzelte Zwietracht auszurotten strebten. Gern, erwiederte Conrad, aber wie? Hat der Zwist doch lange vor unsern Zeiten angehoben; „und wollte Gott, daß wir so selig wären, daß dieselbe Zwietracht bey unsern Zeiten sollte geendet wer-

„den, wir getrauen wohl, daß uns Gott der Herr „darum sonderlich belohnen würde.“

Obgleich von jetzt an die urkundlichen Nachrichten schweigen, so muß doch wohl Conrads frommer Wunsch in Erfüllung gegangen seyn, denn Johann von Wallenrod befand sich noch lange nachher im ruhigen Besitze seiner Würde.

Achtes Kapitel.

Nachbarliche Verhältnisse mit kleineren Fürsten.

Wartislaus der Jüngere, Herzog von Stolpe, war dem Orden nicht geneigt. Oft schon hatte er vergebens eine Zusammenkunft begehrt, um manchen alten Zwist auszugleichen; endlich beschloß er, seines Verlangens Erfüllung durch gewaltsame Maßregeln dem Orden abzudringen. Er fing Gesandte auf, welche 1394.
der Hochmeister nach Dänemark schickte wegen König Albrecht. Durch diesen kühnen Schritt erreichte er seinen Zweck, starb aber bald darauf, und Conrad 1395.
eilte, mit dem jungen Herzoge Barnim einen Vertrag zu schließen, der die alte Freundschaft herstellte, und den Vortheil eines freyen Durchzuges für deutsche Söldner dem Orden zusagte.

Mehrere Jahre hindurch bestand und wuchs nachbarliches Vertrauen, obgleich der Hochmeister dem Herzoge nicht willfahren konnte, als er zum Beystande außer Landes ein Heer von ihm begehrte; hingegen übernahm 1398.
er das Schiedsrichteramt in verdrießlichen Händeln zwischen dem Fürsten und seiner Ritterschaft, verwies die letztere mit großem Ernste zu ihrer Pflicht. Allein

der Orden war bekanntlich ein um sich greifender Nachbar, der weder Freund noch Feind verschonte; daher
1404. entstanden endlich des Herzogs bittere Klagen, „daß man ihn mit Gewalt und Hoffart von seinen Gränzen treiben wolle.“ — „Haben wir das durch unsere Wohlthaten um euch verdient?“ erwiederte Conrad, der an den Eingriffen seiner Beamten schuldlos seyn mochte, da er ohne Bedenken sich zu Rechte erboth; den Gegner einlud, beyder Gränzen durch Bevollmächtigte freundschaftlich festzustellen.

Minder nachgebend, wies er eine seltsame Forderung zurück, von Barnim wegen Falkenburg erhoben, jenes Städtleins, welches bey Befreyung des gefangenen Herzogs von Geldern feindlich verwüstet worden.

„Konnten wir damahls weniger thun?“ sprach Conrad. „Sollten wir des Gastes schmähliche Gefangenschaft dulden? ist nicht oft genug deßhalb an eure Vorfahren geschrieben worden? Die haben aber nichts dazu gethan. Geschähe dergleichen wieder, fürwahr es würde euch von uns dasselbe widerfahren.“

1406. Bald ereignete sich noch eine Begebenheit, die wohl unmöglich dem beeinträchtigten Nachbar Vertrauen einflößen konnte. Eine päpstliche Bulle ertheilte dem Orden das Schirmrecht über das pommersche Bisthum Camin; und obgleich der Hochmeister sehr höflich an die Herzoge schrieb; „es sey ihm gar nicht lieb; er habe nie darnach gestanden; belade sich ungern mit diesem Joche; habe genug mit eigenen Sachen zu schaffen, müsse aber gehorchen, und bitte ihm solches nicht übel zu deuten;“ so ist doch wahrscheinlich, daß der Papst nicht ohne sein Zuthun, mit kränkender Umgehung der Landesherren, dieses Schirmrecht verliehen.

Daß der Orden mit Stettin und Mecklenburg in noch gespannteren Verhältnissen wegen Riga stand,

wurde bereits erzählt. Conrad ersuchte den Haupt- 1396.
mann in der Neumark, die damahls noch dem Köni-
ge von Ungarn zugehörte, nicht zu leiden, daß der
Herzog durch sein Land ziehe, um Preußen anzugrei-
fen; die pommerschen Städte, die einst für ihres Lan-
desherrn Schulden Bürgschaft geleistet hatten, mahn-
te er mit bittern Worten: „Ihr haltet uns euer In- 1404.
siegel als die Bösewichter; wir wollen jedermann vor
euch warnen."

Getreuer seinem Worte blieb Semouit, der Her-
zog von Masovien, in Einlösung verpfändeter Güter; 1402.
doch ein fast blutiger Zwist begann, als dieser Fürst
ein Recht auf Dobryn zu haben vermeinte, und deß-
halb ein festes Schloß in der Nähe von Slotorie er-
bauen wollte. Auf der Stelle sandte Conrad Kriegs-
volk, welches nicht allein die angefangenen Werke zer-
störte, sondern auch sogar den Herzog selbst gefangen
nahm. Auf Jagello's Verwenden erhielt er seine Frey-
heit wieder.

Diese mannigfaltigen Neckereyen, die, bey glei-
cher Stärke, mehr als ein Mahl blutige Kriege wür-
den veranlaßt haben, erscheinen freylich minder wich-
tig durch der Gegner Schwäche, verdienen aber doch,
als eben so viele Merkmahle vom Geiste des Ordens,
dem selbst ein Mann wie Conrad von Jungingen bis-
weilen unterlag, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Neuntes Kapitel.

Verhältnisse mit entlegenen Fürsten.

Herzog Philipp von Burgund war ein
1394. Freund des Ordens, denn gleich im ersten Jahre von Conrads Regierung sandte er seinen Kämmerer de la Trimouille, um wegen eines Kreuzzuges unter den Ordensfahnen, der ihm sehr am Herzen lag, das Nöthige zu verabreden. Der Hochmeister konnte ihm, der unbeständigen Witterung halber, keine sichere Zeit bestimmen, und es scheint, die fromme Kampflust sey dem Herzoge wieder vergangen.

Mit Wilhelm von Oesterreich blieb der Orden stets in freundschaftlicher, doch vorsichtiger Verbindung.
1397. Wilhelm hatte Lust, mit Conrads Hülfe, Böhmen und Mähren anzugreifen, trug ihm deßhalb ein förmliches Bündniß an. Der Hochmeister fand es nicht gerathen, wegen der in jenen Ländern gelegenen Ordensgüter. „Auch sey der Orden nur gestiftet gegen die Heidenschaft, dürfe, ohne große Ursache, gegen christliche Fürsten sich nicht verbinden.“

1399. Als die Königinn Hedwig starb, da erwachte in Wilhelm eine Hoffnung, die pohlnische Krone zu erwerben. Er hatte gehört, Jagello, „der sich nenne einen König zu Pohlen,“ sey krank, und im Reiche wären Unruhen ausgebrochen. „Das ist wahr,“ schrieb Conrad, „doch unter geringen Leuten, um die man sich nur wenig kümmert.“ Nach Hedwigs Tode haben die Pohlen dem Jagello aufs neue gehuldigt. Die Sterbende selbst rieth ihrem Gemahle, mit des Grafen von

Cil-

Cilly Bruders Tochter, als nächsten Erben von Pohlen, sich zu vermählen. Mahnt ihr den Grafen davon ab; bringt eure Klagen an Papst und Kaiser, daß man Euer Königreich mit unrechter Gewalt Euch vorenthält, das Euch mit Eurem rechten Eheweibe gegeben worden. Erforscht vor allen Dingen den König von Ungarn, auf den Jagello am meisten baut, besonders seitdem er seine besten Leute gegen die Tatarn eingebüßt. Gern wollen wir zu erfahren suchen, wie es in Pohlen steht, und euch solches berichten."

Man sieht, wie viel dem Orden daran lag, seinem alten Widersacher einen Feind zu erwecken, der, Anhang in Pohlen findend, sehr gefährlich, und, wenn sein Vorhaben gelang, ein dankbarer Freund des Ordens werden konnte. Man sieht aber auch, daß Pohlen gegründete Ursache hatte, den Kreutzherren nie zu trauen. Dieses Mahl blieb die Sache ohne Folgen.

Markgraf Jost von Mähren konnte, 1397.
um der Neumark willen, dem Orden nicht hold seyn. Er bewies sein feindliches Gemüth, indem er Ordensgüter, in seinem Lande gelegen, einzog. Eine nähere Berührung erlaubte die Entfernung beyder Staaten nicht.

Dagegen bewies der König von Ungarn sich
stets als einen Gönner des Ordens, dem er neue Be- 1397.
sitzungen in seinem Reiche schenkte.

Der Markgraf von Meissen, des Ordens
neuer Nachbar durch die Neumark, trug auf ein Bünd- 1402.
niß an.

Die schwedischen Prälaten fügten, durch 1403.
ihre Hauptleute, den Kreutzherren Beleidigungen zu. Conrad forderte Genugthuung, fragend kurz und bündig: ob sie Krieg oder Frieden begehrten?

Wichtiger jedoch als alle diese Nebenverhältnisse war ein Zwist mit England. Sehr ausgedehnt mußte der preußische Handel mit diesem Reiche seyn,
1391. denn schon unter Richard II. wählten die englischen Kaufleute, die mit Preußen in Verbindung standen, ein eigenes, vom Könige bestätigtes Oberhaupt zu diesem Zwecke. Ausgezeichnete Freyheiten gestanden beyde Nationen sich wechselseitig zu. Aber diese Zusagen wur-
1393. den oft verletzt. Schon Wallenrod klagte bitter darüber, und Conrad mußte sich sogar entschließen, wegen erlittener Beraubung seiner Unterthanen, dem Könige von England geradezu, in den stärksten Ausdrücken, die bisherige Verbindung aufzusagen; doch mit dem milden Vorbehalte, daß beyder Fürsten Unterthanen das feindliche Land zuvor mit ihren Gütern frey und ungehindert verlassen dürften.

1399. Als Richard II. des Thrones entsetzt wurde, da schmeichelte sich der Handelsstand in Preußen mit einer günstigern Zukunft; denn Richards Nachfolger, Heinrich IV., hatte schon als Graf von Gloucester, unter den Ordensfahnen in Preußen gefochten, erinnerte sich dankbar der genossenen Gastfreundschaft, und meldete dem Hochmeister freundlich seine Erhebung auf den englischen Thron. Dennoch dauerten die räuberischen
1401. Neckereyen fort. Preußische Schiffe wurden genommen, englische Kaufleute dagegen in Preußen verhäftet. Conrad und Heinrich wechselten Briefe deßhalb, und, da beyde Theile das Bedürfniß fühlten, ihren Handel wieder herzustellen, so wurden bald Bevollmächtigte ernannt, die Streitigkeiten auszugleichen. Es verzog sich Jahre lang. Wo aber, Hand in Hand mit Eigennutz, der Friede winkt, da widerstreben Für-
1406. sten nie. Es wurde sogar ein engeres Freundschaftsbündniß entworfen, zu welchem man auch die nordi-
1407. schen Reiche lud. Conrads Tod hinderte damahls dessen

Vollziehung. Erst unter seinem Nachfolger wurde der Faden wieder angeknüpft.

Des Kaisers Wohlwollen gegen den Orden, Trotz pohlnischer, gehäßiger Einhauchungen, blieb, erzählter Maßen, unverrückt. Wenzel ertheilte den Kreutzherren das ungerechte Recht: fremde Leibeigene, wenn sie Jahr und Tag in Ordensstädten gehaust, den Eigenthümern vorzuenthalten.

Minder zufrieden schien Conrad mit dem Papste, dessen „neue Satzungen," den Peters-Pfennig betreffend, er sich ernstlich verbath. Roms Habgier — die zu jener Zeit sogar die Leichname der Geistlichen wieder aus den Gräbern riß, um ihren Schmuck zu rauben, als den rechten Erben, der Kirche, entzogen — Roms Habgier zwang den Hochmeister zu starken Aeußerungen: „Unser heiliger Vater mag setzen, was er will, wir hoffen, er soll uns lassen bey unsern alten Gewohnheiten; wenn wir mit gesundem Gewissen nicht wollen noch mögen gestatten solche neue Beschwerungen. Es ist dem Orden unmöglich, zu halten das Orlog gegen die Heidenschaft, und auch zu thun so große Hülfe in dem Hofe zu Rom."

Vergebens erzeigte Bonifaz IX. ihm geistliche Ehre und Wohlthat, durch Ablaßverwilligung und Erlaubniß, den Gottesdienst in seiner Residenz durch hohenpriesterlichen Schmuck zu verherrlichen. Mit dankbarer Demuth erkannte er die Auszeichnung, aber seine Festigkeit wankte nicht, und befreyte ihn endlich von des heiligen Vaters Zumuthungen. Selbst den Bannstrahl wußte er abzuwenden, doch nicht den päpstlichen geheimen Unwillen, der aus jenem Verbothe in der Fehde mit Witold hervor leuchtet; obgleich auch dem der Hochmeister nicht gehorchte.

Die Stadt Cöln bewies sich dem Orden abgeneigt. Sie versagte ihm das anstößige, doch her- 1398.

kömmliche Recht, gleich andern Stiftern Wein zu schenken, und hägte abtrünnige Ordensbrüder. Der Hochmeister drohte mit einer Klage vor dem römischen Könige; indessen wurden dem Rheinweine aus Cöln die preußischen Häfen versperrt.

Zehntes Kapitel.

Handel, Wohlstand, Bevölkerung in Preußen.

Ein Staat, der seine Lebenskraft aus einem üppig blühenden Handel schöpft, mag vielleicht einer Frucht verglichen werden, die, wenn sie hochroth sich färbt, im Zeitpuncte ihrer höchsten Reife steht, und nun, Trotz ihres lockenden Anblicks, der innern Zerstörung nach und nach unterliegt, indem sie die stets neu zuströmenden Säfte nicht mehr zu eigener Vervollkommnung verarbeiten kann. Wahr ist, mit Geld bereichert der Handel ein Land, aber er vervielfältigt auch dessen Bedürfnisse, lehrt Ueberfluß kennen und liefert ihn. Bald überreden sich die Einwohner, sie könnten dessen nicht entbehren. Daher unmäßiger Luxus. Der Landmann verläßt den Pflug; in die Städte lockt ihn leichter Gewinn durch leichtere Arbeit errungen. Ackerbau schmachtet; denn, statt schuldiger Aufmunterung, drücken Steuern den Feldarbeiter. Der Reisende erstaunt, wenn er in den blühendsten Reichen auf lange Strecken unangebautes Land stößt. Aber die Beherrscher blendet das fremde Geld, durch Zollbeamte so leicht zu gewinnen; ihres Landes eigenen Reichthum glauben sie ohnehin gesichert. So versetzt ein unwissender Gärtner die fremde Schmarotzerpflanze in

seinen Garten, uneingedenk, daß sie heimischen Gewächsen die Nahrung entziehen werde.

Auch Preußen war noch bedeckt mit Wäldern und Wüsteneyen, die den segenreichen Pflug — mit Seen und Morästen, die eine ableitende Hand vergebens erwarteten. Conrad von Jungingen selbst erzählte es ja dem Herzoge von Burgund, klagend über eine Menge Gewässer und Wüstungen, die fast jährlich den Orden an seinen Kriegszügen hinderten. Allein der Handel blühte und schoß üppige Zweige nach allen Himmelsgegenden. Das englische Tuch, Wein, Gewürz und mehr dergleichen erkünstelte Bedürfnisse, wurden reichlich durch Preußens Ausfuhr, lauter Gegenstände erster Nothwendigkeit, bezahlt, und in dessen Handelswage blieb das Uebergewicht.

Unglaublich schien das, hätte Preußen nur des eigenen Bodens Erzeugnisse fremden zugeführt; allein die bequeme Weichsel-Straße verwandelte seine Städte in pohlnische Märkte, voll Getreide, Hanf, Leinwand, Leder, Wolle, Wachs und Holz. Nur ein Bürger durfte kaufen, was im Danziger Hafen abgeladen wurde; der führte es an fremde Küsten mit großem Gewinne. Wichtige Stapelplätze waren Culm und Thorn. Nirgends durften Juden erscheinen. Nur ein Besuch des Thorner Jahrmarkts, doch mit Geleite und durch ein Merkmahl ausgezeichnet, blieb ihnen vergönnt. Engländer, Schottländer, hausten im Lande mit ihren Waarenlagern.

Natürlich waren beyde Mächte, Pohlen wie der Orden, nicht blind für gegenseitige Handelsvortheile: Trotz hägenden Grolles, Trotz der Kriege in Litthauen und so mancher oft blutigen Neckereyen, war doch, seit Jagello's Thronbesteigung, kein Krieg förmlich ausgebrochen; des Handels Wachsthum, ein halbes Jahrhundert hindurch, nie gehindert worden. In

friedlichen Zeiten, oder wenn Raubschiffe die Ostsee beherrschten, oder Krieg die Häfen der Liefländer sperrte, lieferten auch Rußland und Litthauen ihre Waaren den Preußen.

Einer hohen Achtung genossen ihre Städte als Verbündete der mächtigen Hanse. Der Orden selbst war zwar nicht Schutz- und Schirmherr des hanseatischen Bundes, (wie manche träumen) jedoch ein angesehenes Glied desselben. Seine Abgeordneten hatten Sitz und Stimme auf den Hansetagen; hingegen mußte er auch den vom Bunde verhängten Strafgesetzen sich unterwerfen, und that es ohne Murren.

Kein Faustrecht, keine adeligen Raubschlösser, kein geistlicher Druck, keine Erpressungen mächtiger Vasallen, keine Fehden im Lande — lauter Bürden, unter welchen Deutschland, Trotz des Landfriedens von Eger, seufzte — hemmten die Betriebsamkeit der Preußen. Mit Recht wurde der Ordensstaat von gierigen Ausländern eine Schmeergrube genannt, und ein ehrlicher Alter sagt: wäre Jupiter vom Himmel herab gestiegen, er hätte keine bessere Wohnung sich erwählen mögen. Hingegen blühte Ackerbau nur in wenigen Provinzen, und Leinwand-Fabriken halfen eigenen Bedürfnissen bey weitem nicht ab, obgleich die Ausfuhr der Wolle verbothen war.

Conrad von Jungingen gab dem Handel noch festere Stützen, in allen Häfen erfahrne Männer beeidigend, welche der Waaren Echtheit würdigen mußten. Verfälschte, verdorbene Güter wurden öffentlich verbrannt. Bevor nicht alle Bürger ihr Getreide verschifft hatten, öffnete der Hochmeister die vollen Ordensspeicher den Käufern nicht. Eine verdienstlose Großmuth, denn in gesegneten Jahren durfte der Landmann seine Abgaben in Getreide entrichten, wodurch der Orden wohlfeil seine Scheuern füllte.

Man behauptet, Pohlen habe mit Neid und Murren seinen Handel in den Händen der reichen Nachbarn gesehen, die, durch beyder Weichsel-Ufer Besitz, ihn gänzlich beherrschten; daher sey das Verlangen entstanden, von diesem Joche sich zu befreyen; daher die wiederhohlte Forderung von Pomerellen, oft in demselben Augenblicke, wo man durch die heiligsten Verträge darauf Verzicht gethan; daher der stets erneuerte Anspruch auf das culmische Land; denn nicht allein Danzig, auch Culm und Thorn habe der Pohle grollend betrachtet, als die seines Vaterlandes Mark aussaugten.

Unerwiesene Vermuthungen, das Gepräge heutiger Kenntnisse tragend, von welchen die Beherrscher jener Zeiten, sammt ihren Räthen, noch wenig ahndeten. Auch der Orden genoß die Vortheile, durch seines Staates Lage ihm zufließend, ohne recht eigentlich zu wissen, woher sie kamen; denn seinen Schutz gewährte Eigennutz, nicht Staatsklugheit. Das einzige, kostbare Landeserzeugniß, (wenn man es so nennen darf), den Bernstein, verkaufte nur der Orden selbst, und zwar roh, nach Wismar, Lübeck, Flandern, an die Zunft der Bernsteindreher, wußte nicht einmahl, zu eigener Verarbeitung, Künstler in seine Staaten zu locken. Strenge Gesetze sollten Schleichhändler schrecken.

Viel geschah für den Handel, doch unbedrückt blieb er nicht. Das gehässige Strandrecht übten die Edelmönche mit so empörender Habgier, daß Verzweiflung einst die Fackel ergriff, durch Anzündung vieler Ordensgebäude die Bedrückung rächend. Neue Städte veranlaßten bitteren Unmuth. Gesetze berechtigten vormahls nur Einwohner deutscher Herkunft, Handwerk oder Kaufmannschaft zu treiben. Nun aber hatten die Kreutzherren neben ihren Schlössern Aecker,

große Plätze, die sie benutzen, der Städte Wachsthum zugleich hemmen wollten; darum vermietheten sie dieselben an allerley Volk, Preußen, Pohlen, Cassuben, Curländer und Samayten, die solche bebauten, Handel, Handwerk und Getreideverkauf für die Comthure trieben. Klagende Bürger wurden auf ihre Privilegien verwiesen, welche von solchen Fällen schwiegen. Also mußten auch die Kläger schweigen; doch häufige Mordthaten bezeugten die Erbitterung der Bürger gegen die Afterbürger.

Der Pfundzoll endlich war eine Last, für deren Größe die häufigen Beschwerden der Unterthanen und Fremdlinge den sichern Maßstab leihen. Die Geschichte der folgenden Jahre führt diesen Zoll so oft auf ihre Bühne, daß nöthig wird, dessen Ursprung zu beleuchten.

Schon ehe der hanseatische Bund Europa in Verwunderung setzte, bestimmten die großen Handelsstädte einen Zoll, zum Unterhalte der Häfen, Dämme und allerley Bequemlichkeit der Kauffahrer. Aus diesem Pfahlgelde (so nannte man ihn) entsprang der Pfundzoll, den alle Bundesverwandten der Hanse entrichten mußten, um die Schiff-Fahrt vor Seeraub zu schützen. Nach erreichtem Zwecke entsagte man, wie billig, dem Mittel. Nur der Orden maßte nach wie vor sich der Einhebung des Pfundzolles an.

Die Hansestädte, zu Lübeck versammelt, setzten sich mit bittendem Ernste dagegen, belangten sogar den Hochmeister vor dem Concilium zu Constanz. Er gab nach, doch nur für kurze Zeit. Die bequeme Erfindung war so willkommen, daß man oft und gern, nicht zu des Handels Beschirmung, sondern zu eigenem Vortheile, sie aufs neue benutzte, ohne Berechnung der Folgen, die nur zu bald den Untergang der Ordensmacht bewirken halfen.

Geht nicht aus alle dem hervor, daß, wenn auch einzelne Hochmeister, (vor allen Conrad von Jungingen) den Handel kräftig schützten, doch dessen eigentliche Blüthe nur dem günstigen Boden zuzuschreiben war, aus dem sie hervor sproßte? nur der beschirmenden Pflege, deren sie vom hanseatischen Bunde genoß? — Unter dem Zusammenflusse solcher Umstände wird jederzeit des Menschen eigennütziger Fleiß, wäre er auch durch manchen Druck belastet, große Dinge schaffen.

Allein nicht bloß der preußische Kaufmann, auch der Landmann erfreute sich des Wohlstandes. Ein schönes Zeugniß von des Ordens milder Regierung, wäre es nur eben so gültig für die Urbewohner, als für die Einzöglinge. Aber jene Unglücklichen beseufzten fortdauernd ihr bitteres Loos; denn sie hatte der geöffnete Weg zum Himmel von allen irdischen Freuden getrennt. Sie wurden als Leibeigene behandelt, und in mörderischen Kriegen trieb der Orden sie vor sich her, um als die ersten Opfer der feindlichen Wuth zu fallen. Der päpstliche Freyheitsbrief, der einst die Neubekehrten zu christlichen Brüdern stämpeln, vor Sclaverey sie schützen sollte, war ein moderndes Pergament geworden. Hatten doch die armen Jochträger sich bisweilen gegen ihre Peiniger empört. Gern ergriffen die Edelmönche diesen, von eigener Grausamkeit geliehenen Vorwand, sie aller jener Rechte verlustig zu erklären. Nur der Sohn erbte das väterliche Grundstück, kein Seitenverwandter. Ja, der Orden griff ungescheut in das heiligste Naturrecht, indem er dem Vater vorschrieb, welchen seiner Söhne er, als künftigen Erben, am meisten lieben solle.

Der Einzöglinge hingegen mußte man wohl schonen, denn sie waren klug genug, Freyheit und Eigenthum durch Handfesten zu sichern, ehe sie ihre Betriebsamkeit nach Preußen verpflanzten; wenigstens

im Anfange schonte man ihrer, so lange die Dinte jener Handfesten noch nicht vertrocknet war. Folglich wuchs der Wohlstand dieser Landbewohner dergestalt, daß die Erzählung davon bisweilen an Mährchen gränzt. Hier ein Beyspiel, welches lobende Geschichtschreiber um die Wette einander nachgeschrieben.

Einst bewirthete der Hochmeister vornehme Gäste aus Deutschland, die das wohl genährte Ansehen der preußischen Dörfer, durch welche sie gezogen, nicht genug zu rühmen wußten. Da sprach Heinrich Reuß von Plauen, der Ordensschatzmeister: „ich kenne einen Bauer zu Niclaswalde, der mehrere Tonnen voll Geldes besitzt.“ Man lächelte, als sey es Prahlerey. Unverzüglich lud der Hochmeister die ungläubigen Gäste auf ein Mittagsbrot in des Bauers Wohnung. Der empfing die hohe Herrschaft ehrerbiethig, aber nichts verrieth in seiner Hütte ausgezeichneten Wohlstand. Die Ritter saßen auf hölzernen Bänken um den mäßig besetzten Tisch. Während der Mahlzeit befragte man den Wirth: ob das Gerücht von seinem Reichthume nicht lüge? Er bekräftigte es freymüthig, und als die Fremdlinge Befriedigung ihrer Neugier wünschten, bath er sie aufzustehen, um ihre Bänke zu betrachten. Es waren Breter, die, statt der Füße, auf zwölf kleinen Fässern ruhten, deren eilf bis an den Rand, das zwölfte halb mit allerley Münze gefüllt. Die Gäste staunten, und der Hochmeister, um das genossene Mittagsmahl zu vergüten, befahl, auch die zwölfte Tonne voll zu schütten.

Es mag seyn, daß diese Begebenheit durch fabelhafte Zusätze entstellt worden; doch deren allgemeine Verbreitung beweist mindestens, in welchem Rufe der Wohlhabenheit die preußischen Bauern standen; mit Recht wohl am meisten die Bewohner Pomerellens, durch deren Dörfer eben die deutschen Gäste ziehen

mußten. Freylich traf auch hier das Sprichwort ein: Gut gibt Muth, Muth Uebermuth: die Bauern von Lichtenau sollen um diese Zeit Bettelmönche in Hopfensäcke geschnürt, im Schornsteine geräuchert, oder gar am Spieße gebraten haben. Ja, man erzählt, sie hätten sich einst den Frevel erlaubt, Hostien aus Rüben zu schnitzen, und, alle Kirchengebräuche gottlos nachäffend, einer kranken Sau das Abendmahl zu reichen, wofür sie einen Thurm zum eigenen Gefängnisse an der Nogat bauen müssen.

Preußens Bevölkerung damahliger Zeit mit Gewißheit anzugeben, ist schwer oder unmöglich. Doch bekannte Thatsachen liefern wahrscheinliche Schlüsse. 55 befestigte, volkreiche Städte blühten im Lande; 48 feste Schlösser schützten, 19,000 Dörfer und 2000 freye Höfe bedeckten es. Doch nur 640 Kirchdörfer wurden gezählt; ein Beweis, wie wenig dem Orden seiner Bauern Seelenheil am Herzen lag. Nach einer mäßigen Berechnung mochten sämmtliche Städte weit über 200,000 Einwohner enthalten, denn sie konnten der Pest viele tausend Opfer bringen, ohne entvölkert zu werden. Vermuthlich waren die Dörfer an Größe sehr verschieden. Ein kundiger Schriftsteller glaubt nicht zu übertreiben, wenn er die Zahl ihrer Bewohner fast auf zwey Millionen schätzt. Noch blieben von dieser Berechnung alle dem Orden verwandte Personen ausgeschlossen: ihrer waren wohl 10,000. Folglich hätte Preußens Bevölkerung, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, die, welche sich durch Zählung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ergab, um mehr als 70,000 Menschen übersteigen. Doch wäre sie auch nur der letzteren gleich gewesen, so bleibt doch wahr, daß der Ordensstaat zu jener Zeit den Gipfel seiner Macht erreicht hatte. Nur die Zahl der Brüder mußte dem Hochmeister zu gering scheinen, denn er sandte 1406.

Werber nach Deutschland, um den durch Pest und Krieg geschwächten Orden zu verstärken.

Ueber Bevölkerung und Ertrag der übrigen, den Kreutzherren unterworfenen Provinzen, hat sich keine Nachricht fortgepflanzt; aber 800,000 Mark soll der Orden jährlich allein aus Preußen gezogen haben, ungerechnet außerordentliche Steuern, Bernstein, Pfundzoll, Fischerey, gerichtliche Bußen und dergleichen. Diese 800,000 Mark betrugen damahls eine Million und sechs Mahl hundert tausend Ducaten. Ungeheure Summe für jene Zeiten!

Eilftes Kapitel.

Sitten und Gesetze unter Conrad von Jungingen.

Wenn gleich Preußen von jener gräßlichen Zerrüttung verschont blieb, welche Deutschlands Grundpfeiler oft erschütterte; so waren doch Raub und Mord auch hier alltägliche Begebenheiten, besonders an den Gränzen, die unaufhörlich von Seufzern und Klagen wiederhallten. In der Neumark plünderten, schändeten auf freyer Straße Ritter mit berühmten Nahmen; in Pommern geschah ein Gleiches, dem drohenden Hochmeister zum Trotze. Ja, des Ordens Vögte selbst waren mächtige Räuber, die keinen Nachbar schonten. Drangen Klagen bis zum Ohre des Hochmeisters, so erfolgte gewöhnlich die dürre Antwort: „wir wissen nichts davon," oder: „es ist uns getreulich leid." Abhülfe zögerte. Auch in fremden Ländern schufen Ordensbrüder ungestraft anvertraute Festen in

Raubschlösser um, aus welchen befreundeter Fürsten nachbarliches Gebieth befehdet wurde.

Geringschätzung des Gottesdienstes; Vernachlässigung frommer Gebräuche; Entweihung heiliger Orte; Beschimpfung der Landbothen; Wollust und Jungfrauenraub waren häufige Laster. Diebe blieben ungehangen, um angesehener Verwandtschaft willen. Ehebrecher wurden dreist; der Orden tilgte Flecken zweydeutiger Geburt, und duldete zu Marienburg ein öffentliches Freudenhaus.

Mit diesen Ausschweifungen war ein blinder Aberglaube verbunden, der in rohen Gemüthern am leichtesten horstet. Im Hospitale zu Danzig wurde Sün- 1397.
denvergebung so reichlich, wohlfeil erworben, daß man genöthigt war, diese Gaukeley ganz einzustellen, aus Furcht, die Zahl strafloser Missethäter werde allzu hoch anwachsen. Zu Thorn predigte ein Graumönch: der ungeborne Christus sey von seiner Mutter, nicht nach sündiger Mütter Weise, sondern im Herzen getragen worden. Bischöfe aus dem fernen Orient sogar mißbrauchten des Volkes Leichtgläubigkeit, des Hochmeisters Güte.

Aus allen Kräften suchte Conrad geistlicher Habgier zu steuern. Mönche lockten, durch so genannte gnadenreiche Jahre, das Volk in ihre Kirchen; er wollte es nicht leiden. Sie spendeten die Sacramente unbefugter Weise; er setzte sich dagegen. Bischöfe drückten die niedere Geistlichkeit oder schützten Verbrecher; Conrad entwand ihnen die Krummstäbe, um sie Ordensbrüdern zu vertrauen, Trotz dem päpstlichen Widerrufe dieser Berechtigung.

Noch immer hatten die alten Preußen ihre Waideler und Pilwiten. Ertappt wurden sie verbrannt.

Luxus, der sich an den Reichthum hängt, wie der Saugefisch an den Hay, und von dem man, wah-

rer als von diesem, erzählen möchte, daß er im Stande sey, ein segelndes Schiff im Laufe zu hemmen, Luxus gedieh auch in Preußen. Wohlhabende Bürger ergötzten ihr Auge am kostbaren Pelzwerke und allerley Kleinodien, mit welchen sie Frauen und Töchter behingen, wenn ihr wackerer Hochmeister, der Freude hold, sie nicht selten zum Tanze lud. Aber wie verschafften sich die Kreutzherren den oft einzigen Genuß des Reichthums, ihn auf die Schau zu stellen? sie durften ja nichts Eigenes besitzen? nur ein grobes Gewand und magere Kost war ihnen zugestanden. Was thaten die Beamten mit dem oft erpreßten, erwucherten Gelde? was die Ritter überhaupt mit zugefallenen Erbschaften, welche anzutreten, gegen der klugen Ordensstifter Geboth, der Papst nunmehr vergönnte? — Sie wandten ihre Neigung, von häuslichen Freuden ungefesselt, auf Pferde, Hunde, Falken; und der Landadel, dessen Langeweile jederzeit im Wiehern und Bellen Betäubung findet, ahmte ihnen treulich nach. Conrad war genöthigt, die Comthure auf hundert Pferde einzuschränken. Wie viele mögen zuvor den Stall geziert haben? — Den Edelleuten gestattete er nur zehn. Doch durften sie auf Reisen mit Schießgewehr sich bewaffnen, als solche, die zu des Landes Beschirmung stets gerüstet seyn sollen. Dem Kaufmanne blieb es untersagt.

Auch Frömmigkeit wurde befohlen, so weit sie sich befehlen läßt. Wer nicht um Ostern beichtete, blieb schutz- und rechtlos. Wer seinem Pfarrer den Zehnten vorenthielt, dessen Klagen hörte kein Gericht. Heiliger Stätte Entweihung büßte Verlust der Hand. Die entführte Jungfrau wurde erbelos; der Entführer geächtet; der Geächtete ungestraft ermordet. Am Altare mußte der Lüstling der geschwächten Jungfrau Ehre wieder herstellen. Wer einen Landbothen beschimpfte, verwirkte den Hals.

Diesem Hochmeister verdankt die ehstländische Ritterschaft in Harrien und Wierland das Erbrecht ihrer Töchter. — Bis auf Handwerker und Tagelöhner erstreckte sich Conrads gesetzgebende Fürsorge. Aber in der Städte innere Regierung mischte er sich nie. Selbst dann, wenn ihn bedünkte, der Bürger Uebermuth habe ihre Freyheit überschritten, fragte er lieber die Rechtsverständigen in Magdeburg um Rath, statt seine Meinung landesherrlich aufzudringen.

Dennoch erlebte er die Kränkung, daß auch in Preußen, nach deutscher Art, ein Bund zur Selbsthülfe sich hervor that. Unter Kaiser Wenzels Regierung gaben 32 Reichsstädte dieses gefährliche Beyspiel, sich verbindend gegen ungerechte Gewalt. Dem widerstrebend, schuf der Adel den so genannten Löwenbund. Schnell griff die Gewohnheit um sich. In Hessen entsprang der Bund der alten Minne; in der Wetterau der mit den Hörnern; im Bisthume Paderborn der Falknerbund, der von St. Wilhelm und St. Georg. Die Schlegeler, die Martinsvögel, thaten unter dem niedern Adel sich hervor. Das Beyspiel nachahmend, errichteten Preußische von Adel den Eidechsenbund, und, 1397.
obwohl ihr Stiftungsbrief den Landesherrn mit Ehrfurcht nannte, als sey, was sie begonnen, nicht gegen dessen Gewalt gerichtet; so erklärten sie doch später ohne Scheu, daß, im Falle verweigerter Gerechtigkeit, sie zur Selbsthülfe schreiten würden. So entwickelte sich schon damahls der Keim, der, nach einem halben Jahrhunderte, die starken Wurzeln der Ordenseiche aus blutigem Boden verdrängen sollte.

Zwölftes Kapitel.

Conrads Tod.

Ehe der Beobachter an Conrads Sterbelager tritt, sey vergönnt, noch einen Blick auf dessen durchwandelte Bahn zu werfen. Was sein Vorgänger eingerissen, baute er wieder auf. Den Schlußstein fügte er in das Gebäude der Ordensmacht, durch Erwerbung der Neumark und des Herzogthums Samayten. Seine Herrschaft reichte nun von der Oder bis zum finnischen Meerbusen; ungerechnet die Besitzungen in fremden Ländern. Dem brausenden Witold wußte er Geschmeidigkeit, dem falschen Jagello furchtsame Achtung einzuflößen. Durch Festigkeit, die nur dem Rechte wich, erwarb, erhielt er die Freundschaft der nordischen Semiramis, deren Gesinnungen Englands Beherrscher theilte. Der Papst fand in ihm einen treuen Sohn der Kirche, doch nicht blind ihrem Eigennutze gehorchend. Dem Kaiser genügte an schwankender Oberherrlichkeit über ein Land, dessen weiser Fürst ihm keinen Vorwand lieh, höhere Rechte geltend zu machen. Ungarn und Böhmen erkannten Preußens Gewicht in der Länder Wagschale. Philipp von Burgund verknüpfte seine Achtung mit Wohlwollen. Der hanseatische Bund zählte mit Stolz den Orden unter seine Verwandten. Die minder mächtigen Nachbarn beneideten und fürchteten ihn. Die Geistlichkeit verbarg ihre ewige Herrschsucht oder gab sie auf.

In diesem weiten Kreise von Freunden, oder durch Furcht gezügelten Feinden, stand der engere von glücklichen Unterthanen, deren Handel, Fleiß und Eigenthum er schützte. Nur eine Stimme unterbrach ihr Zujauchzen, eine Jammerstimme, die aus Samayten herüber tönte. Die barbarische Vertilgung dieser unglücklichen Nation ist ein Flecken auf Conrads Purpur. Wenn gleich seine menschenfreundlichen Befehle ihr Schicksal mildern sollten, so haftet doch auf ihm der Vorwurf, daß er diesen Befehlen keinen Gehorsam verschaffen wollte: denn wer zweifelt, daß er es konnte?

Den Blick von diesem dunkeln Schatten abgewendet, ist das Gemählde seines Lebens lichthell und freundlich. Oft rückten kriegslustige Brüder ihm zu weit getriebene Friedensneigung vor; oft suchten sie ihn zu reitzen, zu erbittern, durch Erzählung von verübten Gewaltthätigkeiten an den Gränzen. Er aber glich einem weisen Hausvater, der seinen Wohlstand nur im Großen berechnet, und das Kleine übersieht, wenn kleinliche Sorge jenen erschüttern würde. Spottbilder wurden gemahlt; er sah nicht hin. „Du solltest Mönch oder Nonne werden," schrieb man an die Wände; er las es nicht. Einst wurden pohlnische Gäste an seiner Tafel bewirthet, da sprach sein Hofnarr laut: „Herr, ihr wäret ein guter Bischof von Pomesanien geworden, da hättet ihr zu Marienwerder an der Thumkirche den Gottesdienst ruhig abwarten mögen." Ein anderes Mahl begrüßte er den Hochmeister mit dem Titel: „Frau Aebtissinn."

„Du hast die Worte nicht von dir selbst," erwiederte Conrad gelassen: „aber ich sage dir, oder vielmehr deinen Anstiftern, sie mögen schelten und an die Wände mahlen, was sie wollen, ich will den Frieden, den mir Gott verliehen, dennoch halten. Krieg ist

bald angefangen, doch schwer getilgt. Ich befürchte, nach meinem Tode werdet ihr des Unfriedens genug bekommen."

Auch fremde Fürsten, blutgierige Kreuzfahrer, bathen ihn oft sein Schwert zu entblößen, erlaubten sich einst sogar die Worte: „Herr fasset Muth und zeigt ein männliches Gemüth."

„Ist denn noch nicht Blut genug vergossen?" war seine milde Antwort: „Soll ich kriegen, weil einer Hand voll unstäter Menschen darnach gelüstet? Soll ich darum allen Gräueln die Pforte öffnen, die im Gefolge des Krieges toben? Jenen bösen Rathgebern hat Gott befohlen, mir zu gehorchen; mir nicht ihnen. War es nicht der Herzog von Masovien, waren es nicht selbst die Pohlen, die meinem Orden dieß Land gewinnen halfen; so laßt uns dankbar seyn."

Als man zu einer andern Zeit mächtige Hülfe aus fremden Landen ihm zusagte, ließ er die goldenen Worte hören: „was nutzt mir alle Hülfe, wenn Gott wider mich ist? Wollten meine Brüder ihres Willens leben, warum haben sie mich zum Hochmeister gekohren? Sie wünschen Krieg mit Pohlen; sie mögen wohl zusehen, daß sie nicht einst Pohlens Knechte werden müssen."

Solchen wahrhaft fürstlichen Gesinnungen blieb er treu bis zum Grabe. Seiner Brüder Hohn belächelte oder vergaß er am Busen eines vertrauten Freundes, Johannes Cropidlo, Bischofs zu Culm. — Schon seit Jahren hatte ihn der Stein gequält. Die Aerzte, wie man sagt, wollten ihm durch Beyschlaf Erleichterung verschaffen. „Lieber," sprach er, „will ich zehn Jahr früher sterben, als mein Gelübde brechen."

Gelassen, aber nicht unthätig, sah er dem nahen Tode entgegen. Noch einmahl vergaß er eigene Leiden,

um seine letzten Blicke auf den Staat zu heften, den er mit starker, sicherer Hand gestützt und erhoben hatte. Ihm ahndete, man werde den Großmarschall zu seinem Nachfolger wählen. Zwar fesselten Bande des Blutes ihn an diesen, stärkere der Pflicht an das verwaiste Land. Er berief den Groß-Comthur sammt dem Ordenstreßler an sein Sterbelager, und warnte sie vor jedem kriegsbegierigen Manne. Sie gelobten, dessen Wahl zu hindern.

Dieß Versprechen war Conrads letzte irdische Freude, und er entschlummerte mit jener stillen Heiterkeit, die seines ganzen Lebens freundliche Begleiterinn war. Lautes, allgemeines Wehklagen folgte ihm in die Gruft.

Dreyzehntes Kapitel.

Ulrich von Jungingen.

Obgleich Pohlen und Litthauen Preußens Trauer um Conrads Verlust theilten, (denn Witold und Jagello begingen dessen Todtenfeyer mit Seelenmessen und Vigilien) so lag der Zwietracht glimmender Zunder doch gleichsam schon unter Conrads Leichentuche. Gereitzte Empfindlichkeit brach aus, um spitzer Worte willen, in dessen letzten Briefen enthalten, die Pohlens hartnäckige Ansprüche auf Driesen betrafen. Der Hochmeister gab dem Könige einen ungewöhnlichen Titel: Eure angeborne Weisheit nannte er ihn, und sprach dabey von Habgier, Ohrenverstopfung, Herzensleichtsinn. Zwar hatte Conrad, noch wenige Tage vor seinem Tode, ehrlich und hoch betheuert:

er nehme Gottes Weisheit selbst zum Zeugen, daß er nicht Arges dabey gedacht; allein der Statthalter Rumpenheim mußte noch viele Worte verschwenden, um den empfindlichen König zu besänftigen. Er bath endlich, man wolle in Zukunft sich der deutschen Sprache bedienen, weil der Orden die behenden lateinischen Briefe bisweilen nicht verstehe. Ein seltsames Bekenntniß, dem Ordenskanzler wenig Ehre bringend, welches aber in der That bewirkte, daß, von jetzt an, der Briefwechsel mit Pohlen deutsch geführt wurde. Auch Jagello schämte sich des Bekenntnisses nicht; er kenne weder lesen noch schreiben, müsse hören, was man ihm vorlese. „Darum getraue er wohl, es sey nicht bös gemeint, und wolle des Ordens Freund allewege bleiben."

Aber seine falsche Seele brütete schon längst Entwürfe, die nur lichtscheu blieben, so lange Conrads Gestirn leuchtete. Jetzt wählte er gerade den Augenblick, wo der Orden verwaist war, um einen Besuch in Danzig anzukündigen. Man darf bey diesem Manne die versteckte Absicht wohl vermuthen, das Land zu erspähen, Verbindungen anzuknüpfen; und es war klug vom Statthalter, daß er den Besuch höflich verbath, sprechend: der Orden sey ohne Oberhaupt, jetzt nicht im Stande gebührende Ehre dem Könige zu erweisen.

Die Wahl zum neuen Hochmeister traf Ulrich von Jungingen, des Verstorbenen Bruder, Trotz der letzten Warnungen Conrads. Einen „kühnen, freudigen Helden" nennt ihn die Chronik, fügt aber hinzu: „wollte Gott, er wäre auch vorsichtig und bedachtsam gewesen." Ueber Menschenwerth richtet leider nur zu oft der Erfolg, so auch hier. Ulrich verdiente nur halb so Ruhm als Tadel, von Manchen freygebig über ihn ausgegossen.

Anfangs wandelte er auf dem, von seinem Bruder gebahnten, sichern Pfade, vollendete manches angefangene Werk: den Kauf von Driesen; den Handel 1408.
wegen Gothland; den Vergleich mit England; wetteiferte auch mit Jenem als kluger Gesetzgeber.

„Niemand soll gegen die Obrigkeit in Bündnisse treten.“ Vielleicht traf dieß Verboth den Eidechsenbund. „Vor Gericht und auf Landtägen soll Jeder unbewaffnet, ohne zahlreiches Gefolge erscheinen.“ — „Kauf oder Tausch, am Abende geschlossen, gelten nur, wenn der nüchterne Morgen sie bestätigt.“ — „Denn einmahl gekohrnen Ritter soll man nicht wechseln.“ — „Handel mit Wolle sey jedem erlaubt.“ — „Strafe des Jungfrauenraubes geschärft.“ — (Also konnten der Vorfahren strenge Gesetze jenes Lieblingslaster nicht ausrotten. Jetzt wurden sogar schuldlose Kinder solcher Aeltern des Erbrechtes und Vaterlandes verlustig erklärt.)

Auch Ordensgebrechen suchte Ulrich zu heilen. „Kein Beamter soll bey seinem Abzuge das Amt plündern,“ oder, um es, gleich dem Hochmeister, höflicher auszudrücken, „es also entblößen als er vorderste mag.“ Der Uebertreter wurde zu jedem Amte unfähig. Dieß Verboth beweist der Gebiethiger Habsucht, wie das folgende der Brüder wüstes Leben. „Wer seinen Harnisch versetzt, verkauft, verspielt, der soll nicht gehen aus den vier Wänden.“ „Keiner soll mehr Knechte halten, als der andere.“ (Folglich unterschieden sich Reiche von Armen durch Dienerzahl.)

Seit mehrern Jahren hatte die Landschaft von jeder Hube Korn entrichten müssen, um die Ordensschlösser zu versorgen; dessen weigerte man sich für die Zukunft; der Hochmeister schwieg aus Vorsicht oder Milde. Den Getreidehandel untersagte er denen von

Stralsund, als den Preußen nachtheilig. Vielen verarmten Aemtern in Preußen und Pommern half er freygebig.

Alle diese Handlungen beweisen zur Genüge, daß er mit Temperaments-Fehlern Regenten-Tugenden zu paaren wußte. Doch den Ausbruch eines verderblichen Krieges konnte oder wollte er nicht verhüthen. Vielleicht trug der geringe Umstand dazu bey, daß er die Einladungen des reizbaren Jagello, dessen neugeborne Tochter aus der Taufe zu heben, glimpflich ablehnte.

Vierzehntes Kapitel.

Ursachen des Krieges.

Daß Feinde, ehe sie das Schwert zucken, alle Ränke erschöpfen, um den Friedensbruch einander zuzuschieben, ist eine alte Sitte, die minder das Verlangen beweist, eine moralische Pflicht zu erfüllen, als die öffentliche Meinung zu stimmen; weil jene nur das Gewissen beruhigt, diese oft Sieg verleiht. Auch Pohlen und Preußen rückten sich wechselseitig Handlungen vor, die unvermeidlich — (so wähnte jeder Theil) Krieg abnöthigten. Man muß beyde hören.

Es genügt den Kreuzherren nicht an Samayten — so ließen die Pohlen verlauten — sie begehren auch ganz Litthauen; denn ewiger Friede scheint ihrer Ehre und Pflicht zuwider; sie meinen, Europa werde sie nicht für ehrliche Ritter halten, wenn sie ihre Schwerter rosten ließen.

Den Kauf der Neumark und sein vermeintes Recht auf Driesen konnte Jagello nicht verschmerzen. — „Wenn nicht Gott selbst des Ordens Raubsucht

hemmt," — schrieb er an die christlichen Fürsten — „so wird er nach und nach alle Reiche verschlingen. Wir haben, seit unserer Bekehrung, für den Glauben mehr gethan, als jener in 200 Jahren." Darum bath er, keinen Beystand seinen Feinden zu verwilligen.

Da dieser Schmähbrief andere Gründe nicht enthält, so gab es auch wohl schwerlich andere; denn Jagello hatte hier geflissentlich alles zusammen gerafft, um den verhaßten Feind zu schwärzen. Pohlnische Geschichtschreiber fügen hinzu: der Orden habe, in einer Hungersnoth, zwanzig mit Getreide beladene Schiffe geraubt, friedliche Kaufleute aus Litthauen ermordet oder gefangen, und beschönige solches alles durch den schnöden Vorwand: die längst getauften Litthauer wären noch Heiden, womit sie bloß vor ganz Europa ihre Raubsucht bemänteln wollten. Vor dieser Gährung fand zu Kauen eine freundliche Zusammenkunft zwischen Jagello, Witold und dem Hochmeister Statt, wo man sich bewirthete, beschenkte und den Groll barg. Allein auch damahls schon sollte Ulrich frech und störrisch sich verhalten, dem Könige die Aeußerung abgezwungen haben: „von den wilden Deutschen steht nichts Billiges zu erwarten." Jagello's letzte Klage war: man häge Ueberläufer, und habe seine Gesandte unverhört zurück gewiesen.

Nun des Ordens bessere Gründe. Gleiches Vertrauen als sein Vorgänger bewies auch Ulrich dem falschen Witold; denn als er mit den Liefländern einen Zug gegen Pleskaw zu thun verhindert wurde, übertrug er solches dem Großfürsten, der sich selbst dazu erbothen; und als Swidrigall an Witold zum Verräther wurde, bezeugte Ulrich seinen Abscheu an der That; ja, um sich von dem geäußerten Verdachte zu reinigen, als ob er Swidrigalls Verrath in geheim gut heiße, bekannte er freymüthig, daß jener unruhige

Fürst allerdings durch seinen Capellan ihm Verbindungen angetragen, sandte aber auch zugleich eine Abschrift der geschehenen Weigerung. Wie konnte Ulrich bey solcher Eintracht Arges vermuthen?

In Sicherheit gewiegt, wollte er am Ausflusse der Memel, zum Behufe des Handels, eine neue Stadt erbauen. Schon stiegen Mauern, Thürme, aus dem Boden herauf, und Privilegien lockten Einwohner. Da
1400. überfielen plötzlich die Samayten den noch schwach befestigten Ort, fingen und erschlugen, was nicht floh. Auf gleiche Weise überraschten sie die Ordensschlösser in ihrem Lande.

Jetzt mußte wohl der Hochmeister das gutmüthige Vertrauen fahren lassen, und dem Argwohn Raum geben, daß Witolds Tücke die Empörer beherzt gemacht. Zwar gibt ohnehin die Chronik den unglücklichen Samayten Gründe genug zum Aufruhr: „Sie haben einen Bischof, Prälaten, Priester und was des Geschwärmes mehr ist, die ihre Wolle und Milch genießen, das Blut aussaugen, und zuletzt das Fleisch von den Knochen nagen, sie aber mit christlicher Lehre nicht aufs wenigste versorgen;" doch hätten, ohne Zuversicht auf Witolds Hülfe, sie schwerlich gewagt, in ihre Ketten zu beißen. Uneingedenk des mannhaften Beystandes, vom Orden gegen Rußland geleistet, aber einverstanden mit Jagello, hatte Witold wirklich durch seinen Marschall die Samayten zur Empörung gereitzt. Er bereue — ließ er entbiethen — daß er diesen Peinigern sie übergeben; nie wolle er sie wieder verlassen; gleich nach der Ernte, wenn die Ritter, nach Gewohnheit, auf seiner Gränze jagen würden, wolle er diesen Kriegsvorwand ergreifen. Das war genug, um Sclaven aufzuwiegeln, die unter schwerem Joche seufzten. Bald zog er ganz die Larve ab. Sein Kriegsvolk vereinte sich mit den Samayten; er setzte

Hauptleute, Kämmerer, und verjagte die Ritter, deren nur wenige dem Tode oder schimpflichen Fesseln entrannen.

Wäre Ulrich in der That so zufahrend gewesen, als viele ihn schildern, so bedürfte es wohl keiner weitern Gründe, um schnell sein Schwert zu entblößen. Allein zuvor wollte er Güte versuchen, und selbst dann noch, als der Großfürst seinen Gesandten nicht einmahl einer Antwort würdigte, klagte er bey Jagello, fragend: ob der König den Treulosen unterstützen wolle? Des Mitschuldigen Antwort zögerte, weil, gegen dessen Neigung, die Räthe Frieden wünschten. Die Sache sey zu wichtig, sprach er endlich, er müsse deßhalb einen Reichstag versammeln. Die Sendebothen schieden murrend. Auch der Reichstag stimmte für den Frieden. Das nöthigte den König, zum mindesten den Schein gleicher Gesinnungen vorzuspiegeln. Er beschickte den Orden; doch schon die Wahl des Gesandten, des heftigen Erzbischofs von Gnesen, bewies bösen Willen, noch mehr dessen Auftrag. „Ihr wißt," sprach er, „daß Litthauen ein pohlnisches Lehen ist. Wird der Großfürst von euch angegriffen, so muß Pohlen ihm zu Hülfe eilen. Hingegen verspricht Jagello, bey einer friedlichen Unterhandlung seinen Vetter zu bewegen, daß er einräume, was recht ist."

Da erwiederte der zornige Hochmeister: „ich sehe wohl, daß ihr nur Aufschub sucht, darum muß ich mein Recht an Witold mit den Waffen fordern."

„Höre auf mit Krieg zu schrecken," antwortete der Erzbischof, „denn so deine Waffen gegen Litthauen sich kehren, wirst du alsobald die unsrigen in Preußen fühlen."

„Wohlan," fuhr Ulrich heraus, „sind das Jagello's Gesinnungen, so will ich lieber an das Haupt mich halten, denn an die Füße, lieber mein Heer in ein

nahes, angebautes Land führen, als in Wälder und Wüsteneyen."

Ob der heftige Prälat wirklich mit Drohungen beauftragt worden, bezweifeln manche, und schreiben des Krieges Ausbruch seiner Hitze zu. Allein Jagello's Schmähschreiben an die christlichen Fürsten enthüllt zur Genüge einen Haß, der nach Blut lechzte. Auch den Titel eines Erbelings von Pommern trug er jetzt wiederum zur Schau; was aber hatte Pommern mit Litthauen gemein? und war Witold wirklich nur sein Lehensträger oder Statthalter, wozu noch Unterhandlungen? ein trockner Befehl seines Oberherrn mußte ihn ja im Zaume halten;

Die zwanzig angehaltenen Kähne, welche das Geschrey der Pohlen zu Schiffen machte, bargen Waffen unter Getreide, und auch dieß letztere den Samayten nicht zuzuführen, war ausdrücklich im Frieden bedungen. Völlig unbedeutend, wohl gar ersonnen, waren Pohlens übrige Beschwerden. Nicht den Hochmeister traf ein Vorwurf der Frechheit, vielmehr die Pohlen selbst; denn als noch von friedlichen Zusammenkünften die Rede war, mußte Ulrich dem Könige schreiben: „Auch sind wir wohl unterrichtet, daß auf Tagen, vormahls an den Enden gehalten, faste Unbescheidenheit ist geschehen, daß Schwerter gezogen seyn, und anderer Muthwille bewiesen;" weßhalb er Jagello bittet, seinen Pohlen Bescheidenheit zu empfehlen.

Wegen der Ueberläufer wurde mit vieler Mäßigung erklärt: wir hägen nur solche, die Schulden halber entflohen, doch also daß sie ihren Gläubigern zu Recht stehen müssen; Verbrecher liefern wir aus. So werde es, laut Versicherung des Erzbischofs von Gnesen, auch in Pohlen gehalten, darum Jagello nicht ungnädig seyn wolle.

Läugnen mußte der Hochmeister gänzlich den Vorwurf, daß er die pohlnischen Gesandten unverhört zurück gewiesen. „Sie kamen," schrieb er, „den Tag zuvor, als wir in die Niederlande ziehen wollten, um den Marschall einzuweisen, ein Geschäft, das keinen Aufschub leidet. Man lud sie ein zu folgen, und hielt Pferde für sie bereit. Sie aber wollten lieber unsere Rückkunft abwarten."

Es bedarf nur einer flüchtigen Zusammenstellung aller Beschwerden von beyden Theilen, um von Jagello's Händelsucht und Ulrichs Mäßigung sich zu überzeugen.

Funfzehntes Kapitel.

Des Krieges Ausbruch.

Beyde Kämpfer, schnell gerüstet, brannten vor Begierde sich zu messen. Des Königs Aufgeboth erging an Litthauen, Pohlen, Russen. Witold rief die Tataren zu Hülfe. Der Orden sammelte fremde Gäste und frische Brüder in's Land; schloß ein Bündniß mit den Herzogen von Pommern; sandte dem Könige einen förmlichen Absagebrief; zog aus, eroberte Dobryn, verschonte weder Jungfrauen noch Kinder, ließ die tapfere Besatzung niederhauen, ihren Befehlshaber enthaupten; erkaufte Brombergs Uebergabe von einem Verräther; verheerte die Masau und drang bis in das Herz von Cujavien. 1409.

Aber auch Jagello machte sich auf. Das verrathene Bromberg und ein feindliches Lager fielen in seine Hände. Bey Schwetz fanden ihn Abgeordnete vom

böhmischen Könige Wenzel, der zum Friedensmittler sich erboth. Sie waren willkommen, denn Witold berichtete, er könne diesen Sommer nicht aus Litthauen weichen, im künftigen aber ein mächtiges Heer stellen. Darum schlug Jagello, eines Aufschubs bedürfend, Wenzels Erbiethen nicht aus, erkannte ihn als Schiedsrichter, begehrend einen Waffenstillstand bis zum Johannistage des folgenden Jahres. Ulrich bewies abermahls, durch seine Zustimmung, daß ein kriegerisches Feuer ihn nicht hinriß. Pohlnische Geschichtschreiber, ewig uneins mit sich selber, fabeln, der Kreußherren Gold habe den Waffenstillstand erkauft; und dennoch schildern sie den Hochmeister als ein blutdürstiges Ungeheuer; und dennoch machte vielmehr dieser sich eines Fehlers schuldig, indem er seines Feindes noch getheilte Kräfte zu bekämpfen unterließ, und einer vorgegaukelten Friedensneigung gutmüthig vertraute.

Witold, sich stellend, als sey der Waffenstillstand ihm nicht kund geworden, ließ durch die Litthauer, von seinem Bruder angeführt, einen Theil von Preußen verwüsten. Der Orden, sich rächend, überrumpelte ein Städtchen unfern von Witolds Aufenthalt, der mit seiner Gemahlinn erschrocken in die Wälder flüchtete. Doch fernerer Feindseligkeiten enthielt sich der Hochmeister, und ließ ihm gnügen an Jagello's kahlen Entschuldigungen: er habe um den Bruch des Beyfriedens nicht gewußt. Aber des Königs Tücke offenbarte sich, denn zu derselben Zeit, als er Gesandte nach Böhmen ernannte, um Wenzels Spruch zu vernehmen, besprach er sich mit Witold über den künftigen Feldzug, warb Tatarn, ließ heimlich Brücken zubereiten, Mundvorrath sammeln.

Auch der Hochmeister sah in die Ferne und schloß
1409. ein Bündniß mit König Sigismund von Ungarn; nicht um 40,000 Goldgulden, (wie die Pohlen vorge-

ben) sondern von dessen Freundschaft oder Staatsvortheile erworben. Denn Sigismund versprach nicht allein, dem Orden mit seiner ganzen Macht zu helfen, sondern auch die durch seine Waffen eroberten, zuvor entrissenen Länder, ihm unbedingt einzuräumen, und keinen Frieden ohne dessen Zustimmung zu schließen. Durch einen andern Vertrag erlaubte er dem Hochmeister, während des Krieges, ungarische Goldmünze zu schlagen.

Witold, sich stellend, als scheue er keinen Richter, sandte uneingeladen Bevollmächtigte nach Böhmen; doch den Christenfeind, den Genossen der Ungläubigen, wollte man dort nicht hören.

Jagello's Sprecher trugen Klagen vor: wegen Driesen und Zantok — die waren längst widerlegt; — wegen pohlnischer Kaufleute, die man hindere durch Preußen zu ziehen, um seewärts ihre Waaren zu verkaufen — es wurde abzustellen versprochen, wenn man den Preußen ihre alten Rechte in Pohlen wieder einräume; — wegen eines Verbothes, mit Pferden und Harnischen nach Pohlen zu handeln. — Die Pferde können wir nicht entbehren, wandte der Orden ein, der Harnische Verkauf ist nie untersagt worden; — wegen Einlösung masovischer Ländereyen — die gestand der Orden augenblicklich zu; — endlich wegen Auslieferung entflohener Falkeniere — auch diese wurde zugesagt, so bald man die Entwichenen in Preußen finden würde.

Das also waren Jagello's gerechte Ursachen zum Kriege. Wohl fühlend, wie geringfügig diese Beschwerden, wollten die Gesandten noch alte, längst geschlichtete Händel einmischen; aber König Wenzel erwog und sprach:

„Samayten werde dem Orden, Dobryn den Pohlen zurück gegeben. Kein Theil soll Ungläubigen Hül- 1410.

se leisten." Alte Händel schob er auf die Seite, verweisend auf schriftliche Verträge, die man bey Kraft erhalten müsse.

Die Pohlen erzählen: der Orden habe den Markgrafen von Mähren und einige Räthe bestochen, um diesen ungerechten Spruch zu schmieden. Sich dem zu unterwerfen, hätten Jagello's Gesandten zwey Vollmachten besessen, eine bedingte und eine unbedingte, um, je nachdem ihr Vortheil heischte, von dieser oder jener Gebrauch zu machen. So heimtückisch gerüstet, wären sie erschienen in Wenzels Pallast, um den Spruch zu vernehmen. Der erlauchte Richter habe ein Stück Holz geschnitzelt, indessen sein Kanzler den Spruch in deutscher Sprache zu verlesen begonnen. Den hätten die Pohlen, der Sprache unkundig, bey den ersten Worten unterbrochen, sich erhebend um wegzugehen; und als der König eine slavonische Uebersetzung versprochen, hätten sie schamlos erklärt: sie wollten in keiner Sprache das Urtheil hören; worauf es ihnen versiegelt zugestellt worden.

Allein die doppelte Vollmacht, oder Jagello's bedingte Unterwerfung, ist nur ein Mährchen, da schon der Waffenstillstand die einzige unbedingte ausdrücklich enthielt. Ein zweytes Mährchen soll der Pohlen Wankelmuth rechtfertigen. Wenzel habe nähmlich fremde Dinge eingemischt, den Pohlen unter andern vorgeschrieben, künftig keinen litthauischen Prinzen auf ihren Thron zu erheben. Die noch vorhandene Urkunde vernichtet auch diese armselige Erfindung.

Als die Gesandten hartnäckig auf ihrer Weigerung bestanden, erzürnte sich der böhmische Monarch heftig, sprechend: „nun sehen wir wohl, daß ihr Könige seyd zu Pohlen, nicht euer Herr." Dann drohte er, den Orden zu unterstützen, er und sein Bruder Sigismund. Doch um nichts unversucht zu lassen, bewil-

ligte er noch eine Frist, vor deren Ablauf sie erklären sollten, wozu Rechtlichkeit sie ohne Frist verband. Aber auch diese verstrich fruchtlos; die Ordensgesandten erschienen, Wenzels Räthe fanden sich ein, nur die Pohlen blieben aus.

Ulrich von Jungingen sandte ihrem Könige Ermahnungsschreiben vom Papste und einigen Cardinälen; Jagello würdigte sie keiner Antwort. Ohne Bitterkeit, ja in achtungsvollen Ausdrücken, klagte solches Alles der Hochmeister Jagello's Schwester Alexandra, der Gemahlinn des masovischen Herzogs: „wir haben demüthig gebethen, daß Euer Bruder um Gottes und seiner barmherzigen Mutter willen den Orden nicht argete, sondern unser holder Herr wäre — wir haben gebethen Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Alle die wir bitten mochten — und wäre noch irgend ein Fürst, der es zu Herzen wollte nehmen, und könnte uns noch entscheiden nach Gleich und Recht, dem wollten wir mit Willen gerne folgen." — Wer mag, nach solchen Beweisen, dem Hochmeister dennoch eine ungezähmte Kriegsbegier anschuldigen?

König Wenzel ertheilte ihm das Zeugniß, er habe alle Bedingungen des Waffenstillstandes erfüllt, und sein Wort genügend gelöst. Auch lieh er dem Orden eine ansehnliche Summe Geldes, und ließ ein Verboth ergehen, daß kein Böhme in Jagello's Heer dienen solle.

Dennoch gelang es diesem, viele Böhmen, auch deutsche Söldner, unter seinen Fahnen zu versammeln. Witold trotzte auf geworbene Russen und Tatarn. Des Bündnisses unkundig, welches der Orden mit König Sigismund geschlossen, suchte Pohlen dessen Freundschaft, oder wenigstens Enthaltung von Theilnahme. Witold, dem Jagello selbst unerkannt folgen wollte, begab sich zu ihm, bath um Erneuerung alter Verträge,

mußte aber die bestimmte Erklärung hören: daß er seinen Beystand dem angegriffenen Orden nicht versagen könne. Nur zu wiederhohlten Friedensversuchen machte er sich anheischig. Der staatskluge Sigismund leistete damahls dem Orden noch einen andern Dienst, der später Früchte trug; er warf nähmlich den ersten Funken der Begier nach einer Königskrone in des Ehrgeitzigen Brust, indem er ihn reitzte, das Joch der Pohlen abzuschütteln, und seinem Ohre mit dem Titel eines Königs von Litthauen schmeichelte. Zwar schwieg der Großfürst, vertraute sogar, bey seiner Zurückkunft, dem Bruder die geheime Lockung, mit verdienstlicher Treue sich brüstend; allein der Funke glimmte fort.

Sigismund wollte selbst nach Preußen kommen; Jagello fertigte schon den Geleitsbrief aus, für ihn und 1500 Begleiter; doch an seiner Statt erschienen nur Gesandte, die manches versuchten, nichts vollbrachten. Denn Jagello's Friedensworte waren hohl.

Der Orden ließ nunmehr ein Aufgeboth ergehen an alle ehrbare, dienstpflichtige Leute im Lande, sie auf den ersten Wink bereit zu halten. Deutsche Söldner und unbezahlte Hülfsvölker strömten in großer Menge seinem Paniere zu. Auch verschaffte sich der Hochmeister, im Falle das Waffenglück ihn be-
1410. günstigen sollte, einen seltsamen Schenkungsbrief Königs Wenzel, der ihm ein Recht auf einen Theil von Litthauen gab, und zwar auf die Gegend von Garthen (Grodno), wo Witold nicht selten seinen großfürstlichen Sitz aufschlug. Wenzel behauptete — mit welchem Rechte ist unbekannt — seine Vorfahren hätten diese Gegend, die er die Wüste Sawdaw nennt, „mit Macht und Gewalt an sich gebracht und gewonnen." So zweydeutig diese Ansprüche seyn mochten, so konnten sie doch, durch siegreiche Waffen unterstützt, Gewicht erhalten, (denn Waffen beherrschen Welt,

Vernunft und Redlichkeit) und es scheint, der Hochmeister, im Vertrauen auf eigene Kräfte und Sigismunds Beystand, habe nicht bloß die Rückgabe von Samayten erzwingen, sondern auch die Ordensgränzen noch weiter hinaus schieben wollen.

Dagegen räumte er dem Könige von Böhmen das eroberte Dobryn, unter der Bedingung, es nicht eher an Pohlen abzutreten, bis der Orden wieder im Besitze von Samayten sich befände. So erfüllte Ulrich in der That den schiedsrichterlichen Ausspruch, und sicherte zugleich seine Eroberung, ohne sie durch eigene Waffen behaupten zu dürfen.

Also schüttelte nunmehr der Zwietracht Dämon die Kriegsfackel über Preußen. Nach manchen verübten Feindseligkeiten wälzten die großen Heere sich einander näher, wie nach einem Erdbeben der Lava-Strom gegen ein brausendes Meer sich herab wälzt.

Um die Neumark und Pommern zu decken, hatte Ulrich dort den Comthur Küchmeister von Sternberg, hier den Comthur Heinrich Reuß von Plauen mit hinreichender Macht zurück gelassen, sonst aber seine Völker zusammen gezogen, an ihrer Spitze den Feind suchend, der, bey Soldau gelagert, noch ein Mahl mit erhäuchelter Demuth die ungarischen Gesandten, von ihnen Sigismunds Fehdebrief empfing. „Ich stelle meine Sache Gott anheim!" rief Jagello frömmelnd, „dessen Rache treffe das Haupt Euers undankbaren, mir hoch verpflichteten Königs." Dann befahl er seinen Räthen, der Ungarn Kriegserklärung dem Heere zu verheimlichen, damit es nicht muthlos werde.

Weiter zog er nach Gilgenburg, welches er in die Asche legte, und wo sein rohes Volk geschändeten Jungfrauen die Brüste abschnitt, indessen Küchmeister den Woywoden von Kalisch in der Neumark schlug.

Um den Brand von Gilgenburg zu rächen, forderte das Ordensheer laut eine Schlacht, die der Hochmeister gern noch vermieden hätte, der zögernden Hülfe aus Ungarn stets gewärtig. Allein dem Ungestüm seiner Krieger vermochte er nicht länger zu widerstehen. Er rückte vor in die Ebene von Tanneberg, wo das pohlnische Heer ihm gegenüber stand. Ueber beyden schwebte jetzt der Würgengel mit bluttriefendem Fittige.

Sechzehntes Kapitel.

Am 15. Jul. 1410.

Die Schlacht bey Tanneberg.

Wenn der Hochmeister, vom Streitrosse herab, sein Heer überblickte, so konnte er wohl mit stolzer Zuversicht den Kampf beginnen. Des Ordens große Fahne flatterte über einem mächtigen Zuge der vornehmsten Ritter; zu der kleinern sammelten sich des Landes Edle, deutsche Söldner und des Meisters Hofgesinde. Ein weißes Kreuz trug den Franken Marschall Friedrich von Wallenrodt, selbst ein Franke, vor. Dem schwarzen Adler und ihrem Herzoge Conrad von Oels folgten die Schlesier. Ein wackerer Ritter, Georg Kerzdorf, führte das Panier des heiligen Georg, von Deutschen aller Nationen umgeben. Unter der roth und weiß geflammten Fahne, in eines schwäbischen Ritters Faust, stellten sich die Edlen und Bürger von Culm. Den gelben Adler sammt den Bischofsstäben ließ Marquard von Keissenberg den Mannen des Bischofs von Pomesanien wehen. Dem Ordenstreßler Thomas Mörheim war, für eigenes Volk und Söld=

er, das Panier mit zwey Schlüsseln vertraut. Den ekrönten weißen Löwen im rothen Felde — ihn flanzte der Vice-Marschall auf — umringten die Königsberger, den schwarzen Büffelskopf die Graudenzer, den rothen Wolf die von Balga. Ein Engel og vor den Engelsbergern her. Den Elbingern schimmerte ein rothes und weißes Kreutz. Der springende Hirsch zeigte dem Volke von Straßberg den Weg in die feindlichen Reihen. Das gelbe Hirschgeweih winkte den Mannen der Vogtey Bratchen. Das Lamm Christi, sein Blut in einen Kelch verspritzend, befeuerte die von Slochow, das drohende Beil die Bartensteiner. Drey weiße Rosen trugen die Mannen von Oliva. Dem rothen Adler stampften die Brandenburger nach. Zwey weiße Kreutze sahen die von Danzig leuchten, Bürger, Schiffkinder, wohl hundert Spieße, verwegene Leute, keine Art des Todes scheuend, doch mehr gewöhnt an ein fremdes Element. Drey rothe Thürme erhoben sich über den Thornern, achtzig Spieße von dem Bürgermeister geführt. Zwey Pfeile drohten über dem Haufen derer von Mewe, acht Spieße und allerley Volk. Der gekrönte rothe und weiße Löwe schritt vor den Braunschweigern her. Mannigfaltig, hier gewürfelt, dort gestreift, waren die Paniere von Althaus, Tuchel, Sthum, Nessau, Osterode u. s. w.

Casimir, der Herzog von Pommern, hatte seine ganze Macht unter dem rothen Greife gesammelt. Die tapfern Schweizer, auf eigene Kosten hergezogen, darum ein eigenes Panier ihnen vergönnt, standen trotzig unter ihrem rothen Wolfe. Gleicher Maßen die Westphälinger, die sich an zwey rothe Säulen stützten. Die Rhein- und Liefländer, sechzig Lanzen der besten Krieger, die Meißner, achtzig Spieße trefflich gerüstet, beyde unbesoldet, erwarteten muthig das Zeichen zum Angriffe unter eigenen Panieren.

Alle Bischöfe hatten ihre Völker geworben, de von Ermeland wohl hundert Spieße. Der von San land warf den Krummstab weg und ergriff selbst da Schwert. Aus allen Ländern waren zahlreiche Söld ner hier und dort vertheilt; überall standen erprobt Männer an der Spitze von drey und achtzig tausen Mann. Fahnen flatterten, Helme glänzten, Waffe schimmerten, so weit das Auge reicht. Klirrende Spie ße, Getöß kampflustiger Ungeduld erfüllten die Luf mit seltsam graulichem Geräusche.

Und was hatte Jagello einem solchen Heere ent- gegen zu stellen?

Ein gemischtes Volk, an Tapferkeit dem Feinde nicht immer gewachsen, an Zahl ihm weit überlegen. 60,000 Pohlen, von ihrem Adel geführt, sangen ein frommes Lied an die Jungfrau Maria, dessen Dichter, nach der Pfaffen Sage, der heilige Adalbert selbst ge- wesen; schienen singend mehr zum Tode als zum Kam- pfe sich zu bereiten. Verwundert hörten ihren Schlacht- gesang 21,000 Söldner aus Ungarn, Schlesien und Böhmen, unter den letztern Zisca, der Hussiten-Haupt- mann, der in der Folge seinen Nahmen so berühmt und berüchtigt machte. 42,000 Russen und halbgläu- bige Litthauer befehligte Witold. Auch die Hülfe von 40,000 heidnischen Tatarn verschmähte Jagello nicht. Den Feldherrnstab zu führen, hatten, dem Erfolge mißtrauend, manche der pohlnischen Großen verwei- gert. Muthig empfing ihn endlich Z i n d r a m, Schwert- träger von Krakau, der im kleinen Körper eine Hel- denseele barg. Ihm zur Seite mit Rath und That stan- den Witold, der erprobte Held, und sieben Erwählte aus dem Kerne des pohlnischen Adels. Der weiße ge- krönte Adler mit ausgespannten Flügeln schmückte die Reichsfahne, und über dem Heere flatterten funfzig Pan ere, auf welchen Sterne, Kreuze, Sonnen schim-

nerten, Büffelsköpfe zu blöcken schienen, Greifen und Adler ihre Krallen streckten, Löwen Feuer spien, Jungfrauen auf gekrönten Bären ritten, und was noch sonst die wilde Fantasie von Ungeheuern hervor gerufen hatte. An Waffen, Rossen, Kriegszucht geringer, hielten die Litthauer unter ihren Fahnen, die den geharnischten Reiter trugen, auf Manchen der Großfürst selbst, ein Rossebändiger, abgebildet.

So breiteten sich über die Ebenen von Grünberg und Tanneberg, Heuschrecken gleich, zahllose Schwärme, gegen die das Ordensheer nur ein geringer Haufe schien. Dennoch zagte der König, arm an eigener Kraft, wohl wissend, daß nicht Menschen, sondern Männerzahl, der Schlachten Loos entscheidet. „Allmächtiger!" sprach er, indem er das Reichspanier faßte, „sey du mir Zeuge, daß ich nur gezwungen das „Schwert gegen Christen ziehe, um das mir anver„traute Volk vor diesen blutdürstigen Räubern zu schü„tzen und gehäufte Schmach zu rächen. Sey du mir „Zeuge, daß ich oft und gern die Hand zum Frieden „gebothen. Aber diese Stolzen, Unersättlichen, die „sich dir Geweihte zu nennen wagen, spotten der Bil„ligkeit und treten jedes Recht mit Füßen. Darum „entfalte ich dieses Panier im Vertrauen auf deine „Hülfe, und die Blutschuld lade ich auf ihr Haupt." So sprach er weinend, mit ihm vergoß das ganze Heer fromme Thränen.

Eine fürchterliche Nacht schien die Schrecken des folgenden Tages verkünden zu wollen. In banger Erwartung ruhten die Krieger in ihren Zelten, als plötzlich ein heulender Sturmwind mit Donner und Blitz herein brach, in beyden Lagern wirbelnd die Zelte zu Boden riß, der Kreutzherren Wagenburg umstürzte, und noch am Morgen so heftig wüthete, daß man vergebens ein Zelt, um Messe vor dem Könige zu le-

sen, aufzurichten versuchte. Und eben jetzt wurde de frömmelnde Jagello durch die Bothschaft überrascht; das Ordensheer sey im Anzuge. Fast zu gleicher Zeit versuchten 300 böhmische Söldner heimlich zu entweichen, weil sie unbezahlt geblieben, und der Kanzler, sie einhohlend, bewegte nur mit Mühe den schwierigen Haufen zur Rückkehr.

Hätte der Hochmeister in dieser Stimmung rasch angegriffen, hätte er nicht drey Stunden unthätig verstreichen lassen, ja, was noch schlimmer, durch nutzlose Prahlerey die köstliche Zeit versplittert, so würde der König sein zerstreutes Heer kaum zu sammeln vermocht, und vielleicht der Gott der Schlachten des blutigen Zepters Spitze dem Orden zugeneigt haben. Allein der rohe Rittergeist jener Zeiten, diese seltsame Mischung von Derbheit, Groß- und Uebermuth, geboth eine förmliche Ausforderung. Ein Herold, den kaiserlichen Adler auf güldenem Grunde, ein Anderer, den pommerschen rothen Greif im weißen Felde, auf die Brust geheftet, traten vor den König, zwey bloße Schwerter tragend, eines derselben in Blut getaucht, und entbothen: „wähle deren eines, mit ihm Krieg „oder Frieden. Wir senden sie dir, weil es an Schwertern dir und Witold zu mangeln scheint. Hast du „auch nicht Raumes genug zum Treffen, so sprich; „wir wollen weichen bis der Raum dir genügt."

Im Zungenkampfe wohl erfahren, versetzte der König weinend: „Zwar habe ich der Schwerter genug, „doch empfange ich diese beyden als ein Pfand des „Sieges, eingedenk der Sitte, daß der Ueberwundene „dem Sieger sein Schwert zu überreichen pflegt. Den „Kampfplatz möge Gott bestimmen."

Kaum hatten die Herolde sich entfernt, da kniete Jagello schon wieder vor den Altären, Götter und Menschen durch sein bewegliches Seufzen ermüdend,

Unwillig trat Witold zu ihm, erinnerte: Kampf, nicht Gebeth sey jetzt die Losung, und als jener ungestört die Andacht abzuwarten entschlossen blieb, da kehrte der Großfürst ihm den Rücken, und eilte an die Spitze seiner Litthauer auf den rechten Flügel. Mit Ungeduld erwartete das Volk noch immer von dem bethenden Könige das Zeichen zur Schlacht, während bereits einzelne Wagehälse aus beyden Heeren hervor sprengten, und, ihre Kräfte messend, ein blutiges Vorspiel aufführten.

Endlich erschien Jagello, mit gezogenem Schwerte, doch nicht um es gegen den Feind zu wenden, sondern nur um Höflingen den Ritterschlag zu ertheilen. Priester, Schreiber, und was nicht Waffen trug, wurde zurück ins Lager gesandt. Noch wenige Worte der Ermunterung sprach der Muthlose zu den Muthigen, ließ die Trommete dann ertönen, und entwich aus dem Getümmel, so heimlich sich verbergend, daß weder Feind noch Freund ihn zu finden wußte; auch standen schon zu schneller Flucht die königlichen Rosse bereit.

Auf einer Anhöhe hielten die Ordensvölker, aber ohne Vortheil, denn das schwere Geschütz konnte dort nicht wirken. Darum rückten sie, obwohl gegen Wind und Sonnenschein, in das Blachfeld herab und eilten zum Angriffe. Wie Sturm und Felsen trafen beyde Heere auf einander; der Waffen Geklirr, der Kämpfenden Geschrey, der Fallenden Geheul ertönte weit in die Ferne. Schon war eine Stunde lang gefochten worden mit gleichem Glücke und gleicher Tapferkeit. Endlich wankte der rechte Flügel der Feinde, Litthauer, Russen, Tataren, die in wachsender Gefahr ihr Panier des heiligen Georgs verloren. Alsobald sandte der Hochmeister dorthin Verstärkung zu erneuetem Angriffe. Da flohen jene von unbezwinglicher Furcht ergriffen, und vergebens rief Witolds drohende Stimme sie zurück. Die Fliehenden jagten, ohne hinter sich zu

blicken, bis nach Litthauen, verbreiteten voreilig dort die Schreckenspost von der verlornen Schlacht. Nur allein drey Fahnen der Russen von Smolensk standen mauerfest, wie sie noch heute pflegen, und erst nachdem der Eine ihrer Haufen fast vernichtet worden, schlossen sich die beyden Andern, stets fechtend, in schöner Ordnung an den linken Flügel der Pohlen.

Auch da war bereits den Deutschen gelungen, die königliche Hauptfahne dem Pannerführer zu entreissen. Witold eilte zu dem versteckten Bruder, ihn beschwörend, durch sein Erscheinen der Wankenden Muth aufzufrischen. Jagello näherte sich, doch hielt er immer noch von ferne, und ließ die eigene Fahne zusammen rollen, auf daß sie nicht des Königs Gegenwart dem Feinde verrathen möchte.

Durch Witolds Unerschrockenheit, der Pohlen überlegene Zahl und höchste Anstrengung, wurden endlich zweifelhafte Vortheile errungen. Ein milder Regen, die Staubwolken niederschlagend, ließ erkennen, wie gering des Feindes Macht. Das Reichspanier und mit ihm gläubige Zuversicht wurden zurück erobert. Die umringten Deutschen begannen zu weichen. Zu spät kehrten die allzu hastigen Verfolger des geschlagenen rechten Flügels auf das Schlachtfeld zurück, wo indeß den Ihrigen das Glück entflohen war. In Unordnung, mit Beute beladen, die sie nun erst von sich warfen, stürzten sie aufs neue sich in das Treffen, ohne doch den Sieg aufs neue fesseln zu können. Bestürzt, doch unerschüttert, sah der Hochmeister die Gefahr der Seinigen. Man rieth ihm, mit dem Reste des Heeres in die nächsten Schlösser zu entweichen. „Das soll ich, wills Gott, nicht thun," versetzte Ulrich, „so mancher gute Edelmann ist neben mir gefallen, „so will ich aus dem Felde auch nicht reiten." Er sprachs; und sechzehn Fahnen frisches Volk, die

letzte aufgesparte Kraft, mußten vorrücken, um die Pohlen in der entblößten Seite zu fassen.

Noch ein Mahl schien das Glück dem Orden zu lächeln. Die blutige Bahn, auf welcher diese Fahnen vorwärts rauschten, führte geraden Weges zu Jagello's Häuflein. Zitternd sah der König den Feind heran stürmen, und geboth seinem Schreiber in die Schlacht zu eilen, um Hülfe schleunig herbey zu rufen. Der Schreiber gehorchte dem königlichen Befehle, doch nicht der Heerführer. „Um dieß Begehren zu erfüllen," war sein Vorwand, „müßten unsere Völker dem Feinde den Rücken kehren, ihm flüchtig erscheinen; das „aber würde nur der Deutschen sinkenden Muth aufs „neue anfachen, und uns Verderben bringen."

Als der König hörte, daß kein Befehl im Schlachtgetümmel mehr vernommen werde, indessen die drohenden Fahnen immer näher rückten; da schöpfte er endlich Muth aus Verzweiflung, wollte herab in den Feind sich stürzen, wurde kaum zurück gehalten von den Nächsten, deren Obhuth sein Leben vertraut war.

Siehe, da gewahrte Dippold von Keferitz, ein tapferer Lausitzer, die schimmernde Rüstung des Königs, rannte, wohl geharnischt von Kopf zu Fuß, mit eingelegter Lanze aus seinem Haufen hervor, und würde durch einen tapfern Streich den Kampf entschieden haben, hätte nicht Jagello's Schreiber, Sbigneus von Oleßnitz, rasch eine zerbrochene Lanze ergriffen, und den wackern Keferitz damit so hart in die Seite getroffen, daß er vom Rosse taumelte. Alsobald stürzten die Trabanten über ihn her und mordeten ihn.

Als aber die Pohlen, durch getheilte Staubwolken, die sechzehn frischen Fahnen in schöner Ordnung plötzlich an ihrer Seite erblickten, da wähnten sie Anfangs, es seyen die Litthauer von schimpflicher Flucht

zurück gekehrt. Selbst ermüdet, hätten sie vielleicht den Irrthum theuer gebüßt; doch ein einziges unbedachtes Wort, kurz vor der Schlacht vom Hochmeister ausgesprochen, entschied des Ordens Schicksal jetzt und für kommende Jahrhunderte. Große Lehre für die Herrscher aller Zeiten!

Schon standen nähmlich die Heere gerüstet einander gegenüber, des Schlachtrufs gewärtig; da fand sich noch ein böhmischer Ritter, Trautenau, mit 800 Pferden im Ordenslager ein, seine Hülfe biethend. Dem ward zur Antwort: „Ich bin von Gottes Gna„den nur Ulrich von Jungingen, nicht Christus; wo„zu mir ein Judas?"

Rache im Herzen kochend, ritt Trautenau stracks hinüber zu den Pohlen. Aber auch hier vertraute man ihm nicht, ließ seitwärts ihn halten mit seinem Haufen, bis man seiner bedürfen werde. Diese Stunde war gekommen, mit ihr die Rache. Wüthend warf er sich mit seinen frischen Reitern auf des Feindes letzte Stärke, letzte Hoffnung, beyde vernichtend.

Jetzt, da dem Hochmeister Alles verloren schien, und immer neue Schaaren auf ihn eindrangen, schlug er sich tapfer durch, erreichte einen Hügel, und dort, von Kampfes Hitze erschöpft, von Staub fast erstickt, öffnete er das Visier, um durch einen frischen Athemzug sich zu erquicken. Ihn gewahrte der Tatar-Hauptmann Bagardin, und ehe noch Ulrich das Visier schließen, dem Feinde mit gezücktem Schwerte begegnen konnte, rannte ihm der Tatar seinen Spieß durch den Hals. Ein Blutstrom riß die Heldenseele mit sich fort. Er sank. Mit ihm der Seinen Muth. Alles floh.

Vom frühen Morgen bis zum Abende hatte die blutige Schlacht gewährt. 600 Ritter und 40,000 aus dem Ordensheere lagen auf der Wahlstatt, ge-

mischt mit 60,000 Pohlen, unter welchen man jedoch nur zwölf Edle zählte. Ein und funfzig Fahnen und viele tausend Gefangene fielen dem Sieger in die Hände; das ganze feindliche Lager seine Beute. Es wird gefabelt, man habe Ketten gefunden, vom Uebermuthe des Ordens voreilig bestimmt, die besiegten Pohlen darin zu schmieden; auch Fackeln, um ihre Dörfer anzuzünden.

Das Ordenskreutz des gefallenen Hochmeisters wurde dem Könige überreicht, die kostbarste Beute dieses Tages. Wohl wäre es damahls dem Sieger leicht geworden, die verhaßte Ordensmacht gänzlich aufzureiben; aber auch noch jetzt schien der standhafte Muth eines kleinen Haufens, der sich fechtend zurück zog, ihm furchtsame Achtung einzuflößen. Er ließ ab von der Verfolgung, gab der Kreutzherren Lager seinem gierigen Volke preis. Indessen hier die Hereinstürmenden wehrlose Verwundete ihrer Wuth opferten, befahl Jagello schleunig, allen Weinfässern die Böden auszuschlagen, um der Seinen Völlerey zu hindern, und siehe, es flossen gemischte Ströme von Wein und Blut durch das ganze Lager. Doch erreichte er den klugen Zweck nur halb, denn es blieb mehr übrig, als Hunger und Durst bedurften; mit Helmen, Schuhen, Handschuhen, wurde der Wein geschöpft; die Sieger schwelgten, entschliefen, und vergaßen der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, die im Sturme und Regen der folgenden Nacht ihre Seelen aus gequälten Körpern hauchten.

Den anbrechenden Morgen begrüßten fromme Hymnen, Rauchfässer dampften, blutige Hände falteten sich zum Dankgebethe. Dann erhob der König selbst sich auf das Schlachtfeld, ließ Sorge tragen für die noch lebenden Verstümmelten, gleichviel ob Pohlen oder Deutsche; betrachtete mit Wehmuth die Erschlagenen,

und weihte Thränen dem Hochmeister, der am Kopfe und Brust die tödtlichen Ehrenzeichen seiner Tapferkeit trug. Aber diese Thränen waren eitel Gleißnerey, denn weinend vergönnte er dem Tatar-Hauptmann Bagardin, des edeln Ulrich Leichnam zu schänden, indem dieser Wilde, unter dem Zujauchzen der Pohlen, ihm die Barthaut abstreifte, an seiner Lanze befestigt mit diesem blutigen Siegeszeichen prangte. Lange blieb der gefallene, verstümmelte Held ein Spott des Pöbels vor dem königlichen Zelte liegen, bis doch endlich Scham oder Prahlerey den unwürdigen Sieger vermochten, ihn nach Marienburg zu senden, um dort ein geziemendes Begräbniß in der hochmeisterlichen Gruft zu erlangen. Die vornehmsten unter den erschlagenen Rittern fanden eine Ruhestätte in der Kirche zu Tanneberg.

Die eroberten Fahnen empfing der König im Angesichte des Heers; die des Bischofs von Pomesanien übersandte er seiner Gemahlinn, die übrigen schmückten als Siegeszeichen die Kirche zu Krakau. Alle Gefangenen wurden aufgezeichnet, die Ritter in pohlnischen Schlössern verwahrt, die gemeinen Krieger mit Zehrpfennigen entlassen, nachdem sie einen Eid geschworen, sich, auf Erfordern, zu Krakau einzustellen.

Das Schicksal manches einzelnen Kämpfers, der seinen Heldenruf in dieser Schlacht bewährte oder verlor, hat ein pohlnischer Geschichtschreiber aufbehalten, den Tapfern aller künftigen Zeiten Beyspiel oder Warnung.

Comthur Heinrich, ein stolzer, übermüthiger Franke, der das Panier von Tuchel führte, ließ höhnend überall zwey blanke Schwerter vor sich hertragen, gleich als ob der Sieg ihm schon verpfändet sey. Hochmeister und Gebiethiger mahnten ihn vergebens ab von solchem Uebermuthe. Seine Antwort war: „nur in „Feindesblut getränket, sollen diese Schwerter in ihre

„Scheiden zurück kehren." Aber in der Schlacht konnte er weder ehrlich sterben, noch durch schimpfliche Flucht sein Leben retten. Die Pohlen ereilten, enthaupteten ihn.

Comthur Marquard von Salzbach, Träger des brandenburgischen Adlers, wurde gefangen, zu großer Freude des nach Rache lechzenden Witold; denn der Ritter hatte dessen Mutter einst ein unkeusches Weib genannt. „Bist du hier Marquard?" rief „der Großfürst ihm höhnisch entgegen. Ja, ich bin „hier," versetzte der Gefangene, „und leide willig des „gestrigen Tages Folgen. Auch dich kann heute oder „morgen ein gleiches Schicksal treffen." Da übergab ihn der erbitterte Witold den Russen und Litthauern, die auf einem Kornfelde ihm das Haupt abschlugen.

Comthur Graf Wenden, Führer des Paniers von Mewe, war ein redlicher Mann, hatte stets zum Frieden gerathen, und oft deßhalb, aus Werners von Tettingen Munde, bittere Vorwürfe von Kleinmuth ertragen. Er focht, verschmähte zu weichen und fiel, indessen Werner hastig floh, und nicht eher in Sicherheit sich glaubte, bis er Elbing erreicht hatte. Auch der Haus-Comthur von Mewe, der, wie dieser, den Grafen oft geneckt, suchte gleiches Heil sogar noch vor der Schlacht, wurde von den Pohlen ereilt, erschlagen. Des wackern Grafen Wenden Leichnam aber sandte der König nach Marienburg.

Ritter Kerzdorf mit St. Georgs Panier (ein Heiliger, der für beyde Heere streiten mußte) sah alles um sich her fliehen, stand allein und wurde gefangen. Mit ihm der verwundete schwäbische Ritter, der den Culmern die Fahne vortrug. Diese noch ein Mahl sehen zu dürfen, war seine letzte Bitte an den König. Sie wurde ihm gewährt; er umarmte die Fahne mit bitterer Wehmuth, und fiel todt nieder.

Der pommersche Herzog Casimir — dem die Pohlen vorwarfen, er habe zu seiner Schande durch Geld sich erkaufen lassen, mit eigenem Schwerte im eigenen Eingeweide zu wüthen, und, was in seinem Lande nur immer Waffen tragen konnte, zur Vernichtung eines ihm verwandten Volkes aufgebothen — wurde gefangen, doch einige Zeit nachher aus königlicher Milde frey gelassen.

Ein Gleiches widerfuhr dem Herzoge Conrad von Oels. Er und Casimir waren, nach der Pohlen Bericht, die einzigen pohlnischen Fürsten, die für den Orden sich bewaffneten.

Auf das Schlachtfeld betteten sich unter Lorbern der Marschall Friedrich von Wallenrodt, Thomas Mörheim, der Ordenstreßler, Comthur Wilhelm von Helfenstein, Pannerführer der Graudenzer, Comthur Arnold von Baden, der das blutverspritzende Lamm denen von Slochow vortrug — und wer nennt die Edlen alle, die an diesem blutigen Tage fielen?

Es war der letzte der Ordensmacht. Nie erklimmte sie wieder die steile Höhe, von der der Schlachtengott bey Tanneberg sie herab stürzte. Das Prunkgebäude, von räuberischer Tapferkeit errichtet, von unterjochter Menschheit seufzend angestaunt, treulos, schamlos oft erweitert, mit erpreßtem Golde gefüllt, mit fürstlichen Wappen ausgeschmückt, ward durch den Blitz des pohlnischen Adlers zerrissen, und seit jenem blutige Tage versank es nach und nach in Trümmern.

Siebzehntes Kapitel.

Erste Folgen der Schlacht bey Tanneberg.

Ein fliehender Ordensbruder, Hermolaus, brachte die Schreckensbothschaft zuerst nach Preußen. Vor seinem kläglichen Berichte entwichen überall der Unterthanen Muth und Treue. Des Ordens Häupter, eine große Zahl der Ritter, eine größere von tapfern Kriegern, hatte die Ebene von Tanneberg verschlungen; die Wenigen, dem Schwerte Entronnenen, schmachteten in Fesseln, oder irrten Schrecken verbreitend im Lande umher. „Huldigt mir," schrieb Jagello an alle Preußen, „unterwerft euch Gott und dem Glücke." Leider prüft nur im Unglücke der Mensch Freunde, der Herrscher Unterthanen. Das wankelmüthige Volk, statt die alte Herrschaft zu betrauern, empfing die neue mit empörendem Jubel. Dem gemeinen Menschen ist nichts erfreulicher, als ein Vorwand, Wohlthaten zu vergessen. Schnell warfen die Preußen ihre braunen Mäntel, kleinen Hüte und Kogeln von sich, gleich als sey diese Tracht ihnen aufgedrungen worden. Die Bärte wurden geschoren, die Häupter mit pohlnischen Mützen geziert, die schwarze Treulosigkeit in pohlnische rothe Gewänder verhüllt. Die Elbinger zwangen ihren Comthur, so eilig das Schloß zu räumen, daß er sogar sein Silbergeschirr, dem Könige eine willkommene Beute, zurück lassen mußte. Viele Brüder zogen verstohlen aus dem Lande, klagten deutschen Fürsten ihren Jammer. In Städ-

tm hier und da blieb die Obrigkeit dem Orden treu. Aber Bischöfe, Klöster, unterwarfen sich hastig dem Sieger; ihnen folgte der Adel. Manche, die des Wankelmuthes noch sich schämten, wollten ihn bemänteln, indem sie guten Rath vom Orden sich erbathen, wohl wissend, daß, in solcher Lage, man ihrem bereits gefaßten Beschlusse nicht widerstreben könne und werde. Gleich als hätte ein Erdbeben vom Tanneberger Schlachtfelde aus nach allen Richtungen ganz Preußen erschüttert, so stürzten die alten Gebäude zusammen. Wo noch ein Kreutzherr das ihm anvertraute Schloß bewahren wollte, da vertrieb man ihn mit Ungestüm, und öffnete dem Feinde die Thore.

Den geschmeidigen Bischof von Culm mochte seines Sprengels Lage entschuldigen. Der von Samland hingegen, durch nahe Gefahr nicht bedrängt, wurde mit Recht Verräther gescholten.

Vor allen zeichnete sich Danzig durch Frevel, Trotz, Hohn und schwere Verbrechen aus; ergab sich ohne Noth dem Feinde; huldigte frohlockend; fügte Spott zu Gewaltthaten, (die schwärzeste Beleidigung für den Unglücklichen!) verschwendete aber vergebens Lockungen, Drohungen, glatte und höhnische Worte, um auch das Schloß in der Pohlen Gewalt zu bringen.

Wer geschmeidig dem Eroberer mit Schlüsseln und Prunkreden entgegen kommt, statt, wie es einem ehrlichen Volke ziemt, durch ernstes Schweigen Ohnmacht und Treue an den Tag zu legen, der sucht gewöhnlich mehr als Sicherheit; er will, dem Triebe der gemeinen Seelen folgend, eigenen Vortheil aus fremdem Unglücke ziehen. Diese Hoffnung täuschte jetzt die feilen Gemüther nicht. Jagello's Gnade, ihm wohlfeil auszuüben, bestätigte und mehrte der Danziger Freyheiten und Gebieth. Vom ganzen Lande erkaufte er die Huldigung durch Zusagen, mit welchen stets der neue

Herr

Herr freygebig ist, die aber nur gehalten werden, so lange bis die Macht wurzelfest geworden. Der Sieger gelobte Vernichtung aller Zölle und des verhaßten Strandrechtes; unbeschränkte Handelsfreyheit; Befugniß zu münzen; Gebrauch eigener Rechte; Unabhängigkeit von pohlnischen Richterstühlen. Der Besitz von Preußen schien dem Könige so sicher, daß er mit vollen Händen, an Fürsten und Herren unter seinem Heere, Schlösser und Gebiethe verschenkte. Doch so wie Glück oft schnell seines Lieblings wahre Größe vernichtet, eben so schnell entfaltet Unglück neue edle Keime. Die Natur ist nicht geitzig, sondern nur sparsam mit großen Männern, in der Noth stehen sie plötzlich auf.

So jetzt Heinrich Reuß von Plauen, der Comthur zu Schwetz. Ihn erhob, was alle beugte. Zuvor beschränkt auf die ihm anvertraute Vertheidigung von Pomerellen, an der Spitze von wenigen Tausenden, sah er jetzt auf den ersten Blick, daß Preußens Schicksal von dem der Hauptstadt und seinem Muthe abhängig sey; denn Marienburg war die stärkste Feste im ganzen Norden. Ihr fehlten aber Menschen, Waffen, Geschütz und Lebensmittel. Heinrich beseelte durch muthvolle, rastlose Thätigkeit den zagenden Ueberrest der Brüder, die wenigen treu gebliebenen im Volke. Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse, strömten nach Marienburg; Flüchtlinge sammelten sich unter seinen Fahnen; 400 Schiffkinder aus Danzig, ihre treulose Vaterstadt beschämend, stießen zu ihm; der Haufe wuchs, und schon am dritten Tage nach der Schlacht warf sich Heinrich mit 5000 Mann in die Feste, entschlossen sie zu retten oder zu sterben. Seine Brüder begrüßten ihn als Statthalter, gelobten Gehorsam. Sofort bediente er sich der neuen Gewalt zu strenger Züchtigung jenes feigen Hermolaus, der den Sieg der Pohlen, mit ihm Schrecken, zuerst verbreitete.

Das Ordensbuch stieß jeden Bruder schimpflich aus, der seiner Fahne entwich. Dem Statthalter dünkte jetzt die Strafe zu gelinde, ein schreckendes Beyspiel nothwendig. Er sprach dem Schuldigen das Leben ab, und als dieser seinen Wächtern entrann, ließ er das Urtheil an dem Rosse vollstrecken, das den Flüchtling getragen. Der Kopf des Thieres, an die Thore von Marienburg genagelt, verkündete des Reiters Schande.

Um das drohende Gewitter vielleicht noch zu beschwören, versäumte Heinrich nicht, den zaudernden Sigismund an die Bundespflicht zu erinnern, und auch in das pohlnische Lager Friedensbothen zu senden. Diese kehrten ohne Trost zurück. Alsobald ließ Heinrich die Nogat-Brücke vernichten. Mit seiner geringen Macht Schloß und Stadt Marienburg zu vertheidigen, durfte er nicht hoffen, darum gab er die Stadt preis und zog sich in das Schloß zurück, dessen Belagerung standhaft erwartend.

Der König, ohne sonst dem großen Hannibal zu gleichen, beging den Fehler des Helden von Carthago: er zögerte, verlor die Frucht des Sieges. Freylich war ein Drittel seines Heeres auf dem Schlachtfelde geblieben, und vielleicht ein anderes Drittel unaufhaltsam in die Heimath geflohen; Erschöpfte, Hungernde, Verwundete, hemmten seine Fortschritte; doch den ersten Schrecken zu benutzen, blieb noch immer Macht genug ihm übrig. Zitternde Wächter standen ja schon überall bereit, ihm die Schlüssel ihrer Festen entgegen zu tragen. Nur 15 Meilen war Marienburg entfernt; ohne Waffen, ohne Vertheidigung, würde es dem ersten, voraus gesprengten pohlnischen Haufen die Thore geöffnet haben. Jagello zögerte, sich wohl gefallend in der Feyer des Triumphes, von der sein Lager wiederhallte. Erst am siebenten Tage

nach der Schlacht erschien er vor Marienburg, als Heinrich von Plauen schon trotzig aus dem Schlosse auf ihn herab sah.

Ehrwürdige Ueberreste jener stolzen Burg, noch heute von jedem Reisenden mit Bewunderung angestaunt, so viel auch Zeit und Staatsersparniß davon zerstörten, laßt den Geschichtschreiber unter euern Trümmern die Spuren der gewaltigen Feste suchen und erkennen, die so manchen Helden barg und schützte. Drey Abtheilungen bildeten das Ganze. Die älteste derselben, ein wohl befestigtes Viereck, umschloß den Tempel Gottes und die Gruft der Hochmeister. Die zweyte, jüngere, durch tiefe Gräben von jener getrennt, verdankte ihr Entstehen der wachsenden Ordensmacht. Hier prangte der gewölbte Rathssaal, ruhend auf einem Marmorpfeiler, umringt von hohen steinernen Bänken für die Ritter. Hier wölbte sich der ungeheuere Speisesaal, von drey Marmorsäulen gestützt, ein Denkmahl rauher Größe. Die Gemächer der Ordensbrüder füllten weite Räume. Auch diese Abtheilung umzog ein Graben. Die dritte faßte mancherley Gebäude für Nutzen und Bequemlichkeit. Ein dritter Graben diente ihr zur Schutzwehre, doch mehr noch eine Menge bewachter Thürme von der hohen Ringmauer getragen. Fast bewundernswürdiger als diese dem Auge dargestellten Werke, erschienen die unterirdischen Gewölbe, dreyfach unter einander, ein Denkmahl unermüdlichen Fleißes. Die Natur, im Bunde mit der Kunst, befahl dem breiten Nogat-Strome, sich an der gewaltigen Mauer hinzuwälzen. So ruhig groß stand die berühmte Feste da, in welcher Heinrich von Plauen das Schicksal heraus forderte, ihm den Lorber zu entreissen, den, im schlimmsten Falle, der Tod ihm reichen sollte.

Achtzehntes Kapitel.

1410. Die Belagerung von Marienburg.

Herr von Marienburg zu werden, beschloß Jagello es möge kosten, was es wolle. Die trotzende Fest wurde umringt von seinem Heere, dem zum Theile der Nogat seichtes Bett sogar den Uebergang verstattete. Dort, am jenseitigen Ufer, pflanzte der König sein Geschütz auf den ersten Pfeiler der abgebrannten Brücke, diesseits auf Trümmer der Stadt, sogar auf das Dach der Hauptkirche, um von dieser Höhe herab das innere Schloß zu ängstigen.

Dort vertraute Heinrich die Vertheidigung der untern Festungswerke einer Besatzung von 1000 Mann unter seinem Vetter Heinrich von Plauen. In der mittlern Abtheilung standen 2000, befehligt von dem tapfern Ordensbruder Gilmach von Zepfen. Den obern stärksten Theil bewahrte der Statthalter selbst mit dem Kerne seiner Krieger. Die Pohlen begannen ein lebhaftes Feuer. Geschütz und Wurfmaschinen spielten Tag und Nacht; doch der Wälle und Thürme Festigkeit spotteten der Gewalt.

Elbing und Thorn führten dem Feinde Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zu; Danzig unterstützte ihn mit gewaffneter Hand. Unter den verrätherischen Bischöfen zeichnete sich vor allen der von Cujavien aus, obwohl er noch im vorigen Jahre zu Thorn dem Hochmeister mit aufgereckten Händen und weinenden Augen geschworen hatte, nie wider den Orden zu seyn. Kaum aber näherte sich Jagello der preußischen Gränze, als

dieser heilige Mann schon sein Kundschafter wurde, ihm Muth zusprach: „denn Gott habe den Orden in seine Hände gegeben; er sey der Kriegsmann in der Offenbarung Johannis, auf einem weißen Rosse, das Schild mit einem goldenen Kreutze bezeichnet." Hoch über seinem Haupte hielt er den Brief, ehe er ihn dem Bothen übergab, laut schreyend: der Feinde Blut komme über mich! Sein Schloß Raziank stand während des Krieges allen Feinden offen. Als Russen und Litthauer das Land überschwemmten, da hägte er das Gesindel, führte sogar es selbst in die Güter des Klosters Pölplin, dessen Abt er haßte. Sie wurden verwüstet, und der schändliche Bischof verwundete mit eigener Hand ein Kind, welches sich weigerte, seine mörderische Faust zu küssen. Nach dieser schnöden That geleitete er die Räuber zurück in Witolds Lager. Städte und Landleute ermunterte er, dem Könige zu huldigen. Während der Belagerung hielt er offene Tafel für die Anführer des Heeres, „die bey ihm aßen, tranken und sich gütlich thaten als Freunde." Mit Witold ritt er täglich auf die Falkenbeitze, versorgte das Lager mit Lebensmitteln, ließ alle seine Teiche ab, um dem Heere Fische zu liefern, schlug endlich selbst sein Zelt unter Russen und Litthauern auf, und ließ dort einen Keller graben, um ein stätes Schwelgen zu unterhalten. Auch seine Schätze schonte er nicht; gemünztes Geld und Silberzeug schenkte er dem Großfürsten.

Doch weder Offenbarungen, noch Wein, noch Geschenke, brachten den König seinem Ziele näher. So lebhaft der Angriff, so tapfer die Vertheidigung. Von der Burg herab erspähte der brave Statthalter jeden Augenblick, in dem der Pohlen Wachsamkeit ermüdete. Alsobald that er heftige Ausfälle, stets verderblich für den Feind, den er einige Mahl unter wankende Mauern lockte, die durch einen künstlich vorbereiteten, plötzli-

chen Sturz große Haufen der Pohlen begruben. „Wir meinten,“ sagte der bestürzte König einst, „sie wären von uns belagert, so sind wir es von ihnen.“

Indessen konnte Heinrich die gräßlichen Plünderungen herum schweifender Tatarn nicht hindern. So oft er den Wall bestieg, erblickte sein Auge in der Ferne rauchende Dörfer. Ihn jammerte des armen Landes. Auch war sein Vertrauen nicht so hoffärtig, daß er, um des Friedens willen, zu keinem Opfer sich entschließen mögen. Darum begab er sich, nach erhaltenem sicherem Geleite, selbst in das pohlnisch Lager, von seinen Edelsten begleitet. Weder bittend, weder trotzend, begehrte er Frieden. Die Pohlen erzählen, er habe Pomerellen, Culm und Michelau abtreten wollen; auch selbst bekannt, des Ordens Unglück sey gerechte Züchtigung des Himmels für dessen Uebermuth. Das Erstere mag wahr seyn, doch nimmer ließ Heinrich zu dem Letztern sich herab.

Der zaghafte König war dem Frieden nicht abgeneigt: die Räthe hingegen schrien, man müsse die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, den Orden ganz zu vernichten. Daher Jagello's stolze Antwort: „Wie mögt ihr schenken, was ich schon besitze und mir zu jeder Zeit gebührte? Räumt Marienburg sammt allen festen Plätzen in Preußen, dann fleht des Siegers Gnade um Versorgung an.“

„Ist das dein letztes Wort?“ fragte Heinrich bescheiden; und als ein trockenes Ja die ganze Antwort blieb, da erniedrigte der Edle sich zu keiner Bitte, sondern sprach gelassen: „Voll Vertrauen kam ich her, nicht zweifelnd, es werde der König meinen billigen Antrag nicht verwerfen; voll Vertrauen kehre ich zurück, hoffend, meine Demuth habe Gottes Zorn versöhnt. Nimmer werde ich aus Marienburg weichen.“ Er ging und verdoppelte jede Anstregung. Den Muth

der Besatzung anzufeuern, wurde beym Schall kriegerischer Instrumente verkündet, daß König Sigismund zum Entsatze herbey eile.

Ein Herold forderte von Jagello freyes Geleite durch sein Lager für einen alten Ordensgeistlichen, der die von einer Belagerung unzertrennlichen Beschwerden nicht zu ertragen vermöge. Es ward zugestanden, und der alte Priester verbarg glücklich eine große Summe Geldes für verschiedene Comthure zu eiliger Werbung deutscher Söldner.

Noch durch manchen tapfern Ausfall verloren die Belagerer Menschen und Geschütz. Futtermangel warf die Pferde nieder. Aas verpestete die Luft. Seuchen begannen zu wüthen. Ungeziefer peinigte. Ein voreiliges Gerücht, die Ungarn schon in Pohlen lügend, verbreitete Schrecken im Lager.

Was Gewalt nicht erzwingen konnte, hätte fast Verrätherey erschlichen, deren Opfer Heinrich sammt allen Ordensbrüdern werden sollte. Des Rathsaales Gewölbe trug, erzählter Maßen, ein einziger Marmorpfeiler. Ein kunstreicher Büchsenmeister jenseits der Nogat wurde von einem mißvergnügten Böhmen, seinem Landsmanne, unterwiesen, wie er auf diesen Pfeiler das Geschütz richten und es los brennen solle, wenn der Statthalter mit seinen Brüdern sich berathen werde. Eine rothe Mütze an das Fenster befestigt, war zum Zeichen bestimmt, daß der rechte Augenblick gekommen sey. Alles gelang, der Schuß nur halb, denn wenige Zoll von dem Pfeiler schwirrte die Kugel vorbey und schlug in die Wand, wo sie, ein Denkmahl der Verrätherey, mit einer Ueberschrift geziert, nach Jahrhunderten noch gezeigt wurde.

Eine zweyte Gefahr sollen treulose Böhmen in Heinrichs Solde, nach der Pohlen Behauptung, dem Orden bereitet haben, indem sie dem Könige die an=

vertraute Pforte zu öffnen sich erbothen. Doch Jagello habe erwiedert: es zieme einem Fürsten nicht, mit siegreichen Waffen in der Faust, Verrath zu erkaufen. So gewissenhaft bewies er kurz zuvor sich keineswegs, als ein Rathsherr zu Thorn ihm seine Vaterstadt verrieth. Eher mag es ihm an Gelde gemangelt haben, um die Nichtswürdigen zu befriedigen. — Ein erfahrner Büchsenmeister war zu jener Zeit so selten, daß Witold dem seinigen die Zehen abhauen ließ, um dessen Entlaufen zu hindern. Der Verstümmelte entwischte dennoch, ging zum Orden über, schwur den russischen Glauben ab, und fügte durch seine Kunst den Pohlen großen Schaden zu; bis Wankelmuth zu neuer Flucht ihn trieb, da wurde er verrathen und ersäuft.

Plötzlich näherte sich der Meister von Liefland, Conrad von Vietinghof, um mit mehr Klugheit als Macht den Entsatz von Marienburg zu versuchen. „Da faßten die Niederlande wieder Herz und Mannheit, und sammelten sich zu ihm.“ Jagello sandte Witold mit einem Theile des Heeres ihm entgegen. Der schlaue Vietinghof, des Feindes Ueberlegenheit scheuend, bewog den Großfürsten zu persönlicher Zusammenkunft. Hier mag er, wie manche wollen, den freyen Durchzug nach Marienburg ihm listig abgeschwatzt haben, vorwendend, er wolle dessen tapfern Vertheidiger zur Uebergabe bewegen; er mag, wie andere behaupten, Witolds eigenen Vortheil ihm an das Herz gelegt, die Abtretung Samaytens, Vergrößerung Litthauens versprochen, und bewiesen haben, daß, nach Vernichtung des Ordens, er selbst nur Jagello's Sclave seyn werde; endlich mag er auch wohl, gleich Sigismund, den Glanz einer Königskrone dem Ehrsüchtigen aufs neue vorgeschimmert haben; genug, der Großfürst führte den Meister mit 50 Reitern in Jagello's Lager, und ihm wurde vergönnt, sich in Marienburg mit

dem Statthalter zu besprechen. Allein statt diesen, wie die Pohlen leichtgläubig hofften, zur Uebergabe zu bereden, schlug er vielmehr die brüderliche Hand in die des edlen Heinrich, dessen Beharrlichkeit hoch preisend und mit ihm rathschlagend über Hülfe und Rettung. Dann kehrte er zurück, gab vor, es sey ihm nicht gelungen, den Halsstarrigen zu beugen, und verließ den hintergangenen Feind.

Durch Hoffnung gestärkt, ermunterte Heinrich auch sein Kriegsvolk zu beharrlicher Gegenwehre, indem er Gold mit vollen Händen auswarf. Der König, den freudigen Muth der Belagerten anstaunend, begann zu zagen. Ein Herold erschien vor den Wällen, verkündend, daß seines Herrn Großmuth den Frieden nunmehr auf die angebothenen Bedingungen verwilligen wolle. „Habt ihr den Frieden damahls verschmäht,“ antwortete Heinrich, „so bin auch ich nun anderes Sinnes worden, und habe mein Leben zum Pfande für Marienburg gesetzt.“ So sprach der Unerschütterliche in einem Augenblicke, wo er mit seiner tapfern, durch Krankheiten geschwächten Besatzung nur noch gekochtes Korn als Nahrung theilte.

Zu gleicher Zeit trat Witold vor den König, klagend, daß die Ruhr sein Volk wegraffe, drum sey er zum Heimzuge entschlossen, und rathe, der fruchtlosen Unternehmung zu entsagen. Nach langem Widerstreben willigte Jagello in Witolds Rückzug. Das große Heer dieses Fürsten war so zusammen geschmolzen, daß der König ihn durch seine Pohlen bis an die Gränze geleiten mußte, weil Witold Ueberfall der Deutschen fürchtete. Bald darauf setzten auch die Herzoge von Masovien sich in Bewegung. Viele der pohlnischen Großen schlichen mit Beute beladen heim. Jagello sah sich verlassen vor den höhnenden Mauern. Beunruhigende Bothschaften mehrten seine Zagheit. Sigis-

mund war endlich aufgestanden; in Schlesien erschien sein Heer. Dort begehrten die verbündeten Fürsten Hülfe. Geworbene deutsche Söldner zogen schon herauf. Das Gerücht, vom Orden schlau verbreitet, verdoppelte deren Zahl. Ein Castellan, dem längere Trennung von einer jungen schönen Gemahlinn unerträglich wurde, belagerte des Königs Ohren. Die schlimmste Seuche für Soldaten, Heimweh, ergriff die Pohlen. Sie begehrten murrend ihre eigenen Gränzen zu vertheidigen. Die Böhmen forderten Sold, der unentrichtet blieb — mehr als zu viel, um den schwachen Frömmling zu ängstigen, obgleich Abgeordnete von Adel und Städten, die voreilig dem Sieger gehuldigt, ihn jetzt beschwuren, am guten Erfolge nicht zu verzweifeln, sie des Ordens Rache nicht preis zu geben. Er gelobte seinen königlichen Beystand, noch in dem Augenblicke, da schon die Zelte abgebrochen wurden.

Acht Wochen waren verstrichen, als Jagello die Belagerung aufhob. Den Ritter aus der Offenbarung schreckten auch jetzt noch Wunderzeichen; denn kaum hatte er den Fuß in den Steigbügel gesetzt, da fiel sein Roß todt zur Erde. Die abergläubigen Pohlen, die bey Tanneberg den heiligen Stanislaus für sich streiten, und, am Abende vor der Schlacht, einen König in den Wolken erblickten, der einen Mönch aus dem Himmel stürzte, entsetzten sich ob eines Zufalls, der im ausgehungerten Lager so natürlich schien. Ihr Rückzug glich fast einer Flucht, und von Marienburgs Wällen spotteten die Belagerten ihnen jauchzend nach. Der Bischof von Cujavien, des Ordens Rache fürchtend, ließ alle seine Geräthe auf Wagen laden, große Viehherden zusammen treiben, Männer, Weiber, Kinder fortschleppen, um jene in Feindes Land zu hüthen. Doch jenseits der Weichsel ereilte das Ordensvolk den

Schwerbeladenen, und jagte ihm den größten Theil des Raubes wieder ab.

So endigte diese merkwürdige Begebenheit, aufs neue beweisend, daß Kriegsglück übermüthig macht, und es leichter ist, den Feind zu schlagen, als, durch Ergreifung des rechten Augenblicks, die Fehde glorreich zu enden.

Auf seinem Rückzuge öffnete Marienwerder dem Könige die Thore, der, zum Danke, der Thumherren Speicher plündern ließ. Rheden hingegen, seit der Schlacht bey Tanneberg belagert, achtete seiner stolzen Aufforderung nicht; es wurde gestürmt, und ergab sich nur dann, als der Feind schon mit Aexten die Thore aufhieb. Unfreywillig mag hier Jagello die Deutschen bewundert haben; denn er fand nicht mehr als funfzehn sehr betagte Ritter, die durch Wort und That der geringen Besatzung ihren Heldenmuth eingeflößt hatten.

Der König zog weiter und entließ sein Heer, oder wurde vielmehr von ihm verlassen, denn wie hätte er ungezwungen wagen mögen, unvertheidigte Eroberungen schnell wieder einzubüßen, ja seine eigenen Gränzen dem Feinde bloß zu stellen? In Thorn, wo er rastete, nahm man ihn ehrerbiethig auf, und er vergaß sein Mißgeschick unter schmeichelnden Weibern, die ihn um Männer bathen, weil bey Tanneberg die ihrigen erschlagen worden. Bald aber störte seine Ruhe die Schreckensbothschaft: Tauchel werde belagert durch Küchmeister von Sternberg, und Pohlen selbst sey in Gefahr. Erschrocken raffte er einiges Volk zusammen, dessen Rosse nur Gerippe, dessen Kleider durch häufige Regen verfault, dessen Waffen verrostet waren. Dennoch prahlten die Pohlen mit einem erfoch-

tenen Siege bey Crone, der dem Orden 8000 Mann gekostet habe. Das Gefecht war hitzig, denn Küchmeister selbst wurde gefangen, doch die Folgen (die allein Siege beweisen) entsprachen der pomphaften Verkündung nicht. Tauchel ergab sich an die Kreutzherren, und das königliche Heer zog sich zurück.

Indessen feyerte auch der Statthalter nicht; er nahm die verlornen Festen eine nach der andern wieder ein. Die Liefländer hausten in Litthauen, machten viele Gefangene, verkauften sie als Sclaven weit und breit. Die Ungarn drangen vorwärts. Egloffstein, Bischof zu Würzburg, ließ sein Panier in Preußen wehen. Johann von Münsterberg, der letzte piastische Herzog in Schlesien, eilte herbey, des Ordens Ruhm zu theilen. Jagello, der schon in Thränen zerfloß, als er den Verlust von Osterrode, Neidenburg, Soldau vernahm, wollte mindestens Tauchel retten. Zwölf Fahnen brachte er wieder zusammen, begleitete ihren Führer bis Bromberg, nahm schluchzend Abschied von ihm, und sandte ihn dem Feinde nach Tauchel entgegen. Hier sollen abermahls die Kreutzherren eine Schlacht verloren, sich nur durch schnelle Flucht bis Conitz gerettet haben; allein die Folge war, daß Tauchel in ihren Händen blieb; daß sich die Pohlen abermahls zurück zogen, und einem dicken Nebel ihre Sicherheit verdankten; daß endlich das durch Hunger erschöpfte Heer aus einander lief. Wenn der Sieg nur solche Früchte bringt, so durfte sich der Orden zu seiner Niederlage Glück wünschen.

Verdrießlich und beschämt forderten die Pohlen vor Tauchel, wozu, wie sie meinten, Kriegsgewohnheit sie berechtige, die Harnische aller Söldner, die in der Schlacht bey Crone feldflüchtig geworden. „Ihr „lügt," war die Antwort, „kluges Weichen ist keine

„Flucht. Wir fordern euch zum Zweykampfe an unparteyischen Höfen, zur Bewahrung unserer Ehre." — Wie fremd sind unsern Zeiten jene Sitten geworden! —

Neunzehntes Kapitel.

Heinrich von Plauen als Hochmeister.

Mitten unter dem Geräusche der Waffen kamen die Meister von Lief- und Deutschland mit ihren preußischen Ordensbrüdern in Marienburg zusammen, und an dieser Stelle, wo jeder Stein den Ruhm des Statthalters verkündete, wählten sie einmüthig ihn zum Hochmeister.

Viele Chroniken haben folgende Sage fortgepflanzt: Die beyden Heinriche von Plauen und Küchmeister von Sternberg waren Nebenbuhler um die hochmeisterliche Würde; jene beyden die Ritter von Marienburg, dieser durch manche Waffenthat berühmt. Die Brüder, um keinen zu kränken, trafen die ungewöhnliche Auskunft, die Wahl ihres neuen Regenten den drey Mitbewerbern selbst zu überlassen. Küchmeister und der jüngere Heinrich benutzten dieses Vertrauen bloß, um auch ihre Vollmacht in des Statthalters Hände zu legen, hoffend, seine Bescheidenheit werde aus ihnen beyden den Hochmeister ernennen. Doch er befragte seine Brüder ernst; ob es ihr fester Wille sey, dem zu gehorchen, dem er den Fürstenmantel reichen werde? Sie bejahten. Alsobald warf er den Mantel um seine eigenen Schultern, bittend, man wolle sich

daran nicht ärgern, denn auf sein Gewissen habe man die Wahl ihm anbefohlen; nun sey ihm wohl bekannt, wie treu er selbst es mit dem Orden meine, für fremde Gesinnungen könne er nicht bürgen. Darum forderte und erhielt er aller Anwesenden Handschlag. Diese Sage, von vielen verworfen, von andern in Schutz genommen, möge hier auf sich beruhen.

Kaum erfuhr Jagello die vollbrachte Wahl, als er in einem höflichen Schreiben dem neuen Hochmeister Glück wünschte, fragend: ob er den Freund oder Feind in ihm zu achten oder zu fürchten habe? Heimlich und räthselhaft fügte er das Erbiethen seiner Hülfe gegen ungehorsame Unterthanen hinzu. Höflich kalt verbath sich Heinrich seinen Beystand, ihm vorrückend, daß er, ohne Rücksicht auf ein päpstliches Ermahnungsschreiben, neue Söldner werbe, weßhalb der Orden ein Gleiches thun müsse. Er bethätigte seine Worte, und zeigte bald sich eben so würdig, ein Land zu beherrschen, als eine Feste zu vertheidigen. Hausenweise strömten deutsche Söldner dem Orden zu. Die Ungarn zuckten ihre Schwerter. Die Liefländer schüttelten ihre Lanzen. Schlösser und Städte ergaben sich. Die pohlnischen Kleider und Mützen verschwanden wieder. Alles trat nach und nach in sein altes Gleis. Um den großen Aufwand zu bestreiten, der sich täglich auf 14,000 ungarische Gulden belief, wurden erledigte Aemter unbesetzt gelassen; die Einkünfte gewann der Ordensschatz, die Arbeit that Heinrich selbst. An König Wenzel trat er, wiederkäuflich, die böhmischen Ordensgüter ab. Die Danziger, mit entblößten Häuptern um Gnade flehend, streckten große Summen vor, und so gelang es ihm, dem erschöpften Ordenskörper jene metallene Seele zu erhalten, ohne welche auch der größte Regent sich überall gelähmt fühlt.

Indessen wagte Jagello noch einige Versuche, das entflohene Glück wiederum zu haschen, und seine Lobredner sind aufs neue freygebig mit Siegen, bald über die Ungarn, bald über die Liefländer erfochten. Allein erschöpft waren beyde Kämpfer, das scheint gewisser. Darum wurde es dem Bischofe von Würzburg leicht, zu einer freundlichen Zusammenkunft sie zu bereden. Am Schlusse des Jahres empfing der König den Hochmeister zu Razianz, und bewirthete ihn prächtig; doch 1410. den Frieden führte dieser Pomp nicht herbey, auch keine Waffenruhe, darum der Hochmeister, um Beystand werbend, vor allen christlichen Fürsten laute Klage erhob.

Einige Hülfe führte jetzt Conrad Lezkau, Danzigs Burgemeister, dem Orden zu; denn dieser muthige, verschlagene Mann, schon öfter in schwierigen Geschäften erprobt, schlich, als Bettler verkleidet, durch die Pohlen, und erhielt von der Achtung, deren er längst an fürstlichen Höfen genoß, ungehinderte Werbung für das Ordensheer.

Als Jagello sah, daß sein fester Gegner nicht zu beugen sey, schloß er endlich Waffenstillstand auf einen Monath, seinem Gewissen vorbehaltend, ihn zu brechen, so bald ein Vortheil winke. Die Gelegenheit säumte nicht. Der Hochmeister und seine Gebiethiger, dem königlichen Worte vertrauend, hatten sich zu Thorn versammelt, um des nahe gehofften Friedens willen. Da schmiedete Jagello den treulosen Anschlag, sie zu überfallen, und so dem Orden alle seine Stützen auf ein Mahl zu rauben. Nur Witold dachte rechtlicher und verwarf den unfürstlichen Rath.

Dennoch blieb der verlängerte Waffenstillstand nicht ungebrochen. Ueberfall und Raub, von Bromberg aus im Lande verübt, hätten leicht des Friedens kaum gelegten Grundstein wiederum erschüttern mögen, hätte

nicht Heinrich, um seinem Orden die unentbehrliche Ruhe zu schaffen, jede Empfindlichkeit unterdrückt. Diese Mäßigung, Jagello's natürliche Zagheit, Witolds erkalteter Eifer, und manches erlauchten Vermittlers Bestreben, gebaren endlich einen Frieden, den, nach einer solchen Niederlage, der Orden, unter solchen Bedingungen, kaum mehr hoffen durfte.

Zwanzigstes Kapitel.

1411. ### Der Thorner Friede.

Also lautet dieser, den päpstlichen Hof entzückende Friede, der, nach der Menschen Gewohnheit, auf ewig geschlossen wurde: Vergeben und vergessen alles Unrecht von beyden Theilen. — Befreyung der Gefangenen ohne Lösegeld. — Zurückgabe aller Eroberungen, ausgenommen Samayten, in dessen Besitz der König und der Großfürst während ihrer Lebenszeit verbleiben; nach ihrem Tode soll es friedlich dem Orden wieder zufallen. — Ein Ländchen in Masovien, dem Orden verpfändet, wird dem Herzoge unentgeldlich ausgeliefert. — Pohlen behält Dobryn, der Orden Pomerellen, Culm und Michelau. — Schiedsrichter sprechen über Driesen und Santok, wenn der König es begehren wird. — Dasselbe gilt von strittigen Gränzen. — Den Bischöfen von Gnesen und Leslau bleibt der Genuß ihrer Güter im Ordensgebiethe unverkürzt. — Handel wird geschützt — Verbreitung des Christenglaubens angelobt — Rückkehr aller Flüchtlinge zugestanden — doch ausgenommen den Bischof von Ermeland, der vom Hochmeister ein Gelei-

leite erbitten soll. — Der König von Ungarn wird in den Frieden geschlossen, wenn er es für gut findet. — Später fügte Jagello die Bedingung eines Lösegeldes für die Gefangenen hinzu; 100,000 Schock Groschen sollten erlegt, hingegen auch das Ländchen des Herzogs von Masovien mit 5000 Schock wiederum gelöst werden.

Unter einem Zelte auf der Ebene bey Zlotor wurde dieser Friede beschworen, und von beyden Theilen die geweihte Hostie darauf genossen. So schien der Orden noch ein Mahl dem Abgrunde entrückt, der ihn zu verschlingen drohte, und Jagello beweinte die entschlüpften Vortheile, die sein Glückstaumel verschmäht hatte. Tief gebeugt war freylich der alte Feind, entkräftet und beraubt, denn funfzig verlorne Paniere prangten im Thume zu Krakau, und was in Schlössern und Kirchen erbeutet worden, schleppte der Sieger in die Heimath. Noch gefährlicher für eine nahe Zukunft war die Erfahrung, daß der mannhafte Ritter-Orden der heiligen Jungfrau nicht unüberwindlich sey. Der Arm des Stärkeren wurde nicht mehr durch Schrecken gelähmt beym Anblicke des schwarzen Kreutzes. Die Denksteine ritterlicher Thaten, in zwey Jahrhunderten errichtet, zertrümmerte e i n böser Tag. Trübe war die Aussicht, der Muth gebeugt, der Stolz gedemüthigt. In dieser Lage mußte ein solcher Friede jeden Kreutzherrn in freudiges Erstaunen setzen. Die Pohlen aber murrten, denn sie hatten ihr Blut allein für Witold vergossen; darum wurden sie ihm gram. Vermuthlich war Jagello's Geitz ein mächtiger Hebel, vom klugen Heinrich bewegt; denn keinen der Friedens-Artikel bereute Jener, den ausgenommen, der die Gefangenen ohne Lösegeld frey sprach, und der Hochmeister ließ den Zusatz gelten, der weder Land noch Menschen, nur Gold ihm raubte.

Um die öffentliche Meinung zu lenken, deren Sclaven alle Fürsten selbst dann noch bleiben, wenn sie jedes Recht schamlos mit Füßen treten, sandte Jagello dem Papste kostbare Geschenke, Pelzwerk und goldene Gefäße, begehrend, daß er den geführten Krieg für gerecht, das geraubte Kirchensilber für wohl erworbenes Eigenthum der pohlnischen Kirchen erkläre. Die Gaben wirkten; es geschah.

Triumphirend zog der König in Krakau ein, wo er mit großer Pracht eine masovische Prinzessinn, seine Nichte, dem Erzherzoge von Oesterreich vermählte. Unter den fürstlichen Gesandten, welche diese Feste durch ihre Gegenwart verherrlichten, befanden sich auch die des Kaisers, heimlich beauftragt zu neuen Versuchen, Litthauen mit Pohlen zu entzweyen, in demselben Augenblicke, da sie, durch Freundschaftsbeweise ihres Herrn, dem leichtgläubigen Jagello schmeichelten; denn Pohlens Untergang blieb unabweichlich der Zweck des doppelzüngigen Sigismunds.

Das Lösegeld in verschiedenen Fristen zu erlegen, hatte der Orden sich verpflichtet. Die erste lief ab, und Heinrich zahlte pünctlich. Als aber dennoch die Gefangenen nicht befreyt wurden, ergriff er den, seinem Geldmangel günstigen Vorwand, die fernere Tilgung zu verzögern. Neuer Same der Zwietracht, den des Papstes Ermahnungen, auch König Carls von Frankreich Drohungen zu ersticken suchten. Carl und viele deutsche Fürsten äußerten den Wunsch, daß Jagello die Schuld erlassen, oder mit Gelindigkeit beytreiben möge.

Ihrer Bitten Wirksamkeit nicht vertrauend, warb der vorsichtige Heinrich Söldner zur Deckung der Gränzen. Die kamen und wurden bald eine neue Landplage; denn als ihr Sold nicht zu erschwingen war, plünderten sie das platte Land, verpfändeten die anver-

trauten Schlösser an den Herzog von Masovien, und zogen heim.

Großmüthiger verfuhren Lübeck, Rostock und Stralsund, die über das Meer unbesoldete Hülfsvölker sandten.

Heinrichs Mißtrauen rechtfertigte sich nur zu bald. Witold brach den Frieden; unter welchem Vorwande, ist schwer zu errathen. Ueberlegene Macht bedarf dessen nicht, denn laute Bewunderung verschlingt den heimlichen Fluch. Witold rückte ins Feld. 6000 Reiter, die Heinrich ihm entgegen sandte, würden geschlagen. In dieser peinlichen Lage war Kaiser Sigismund des Ordens treue Stütze, wenn es auch nicht immer so schien; denn es sollte nicht so scheinen, um Pohlen einzuschläfern.

Folgendes wird erzählt: Die Räthe beyder Könige schlossen Beyfrieden, der unter andern bestimmte, wenn Jagello den Orden angreife, so wolle Sigismund nicht an sein Wort gebunden seyn; hingegen auch die Kreutzherren verlassen, wenn sie den Frieden brächen. (Gewisser Maßen brach Jagello ihn sogleich, denn er unterzeichnete die Urkunde als Erbeling von Pommern). Um beyde Monarchen gänzlich zu versöhnen, wurde eine persönliche Zusammenkunft verabredet — eine oft gefährliche, oft heilsame Maßregel, je nachdem der Mensch dem Menschen überlegen an listiger Boßheit oder kluger Redlichkeit. Hier sollte der treulose Sigismund mit dem treulosen Jagello eine Theilung von Preußen beschlossen, und nur aus einem Ueberreste von Scham bedungen haben, daß diese Uebereinkunft verschwiegen bleibe, der Urkunde nicht einverleibt werde, die bloß einen Waffenstillstand, bis zu beyder Mo- 1412.
narchen Lebensziel und noch fünf Jahre darüber, enthielt. Hingegen soll ein Schwur die tückische Verabredung bekräftigt haben. Allein Sigismund, weit ent-

fernt, den Orden zu verrathen, spann solche Unterhandlung nimmer an, oder trieb nur sein Gespött mit Jagello's Leichtgläubigkeit. Um vor der Hand dem Orden Ruhe zu verschaffen, erboth er sich zum Schiedsrichter. Beyde Theile willigten ein. Männer von Ansehen, unter ihnen der Erzbischof von Riga und Heinrich von Plauen, gingen als Gesandte nach Ungarn. Mitglieder aller Stände, ermländische Thumherren, preußische Ritter und drey Bürgermeister wählte der kluge Heinrich zu ihren Begleitern; damit im schlimmsten Falle, wenn Sigismund parteyisch richten würde, die Unterthanen aller Stände, durch ihre eigenen Genossen, von des Ordens Recht und Mäßigung sich überzeugen möchten.

Um der öffentlichen Meinung sich noch mehr zu vergewissern, erschien der Hochmeister selbst barfuß an der Spitze eines büßenden Zuges, und seit dem Augenblicke, da die Gesandten Marienburg verlassen hatten, lösten Priester und Mönche Tag und Nacht, Stunde um Stunde bethend, in der Schloßkirche sich ab.

Die Gesandten trugen dem Könige von Ungarn klagend vor: noch sind die Gefangenen nicht befreyt, vielmehr ihre Fesseln erschwert, indem man sie dem Spotte des Pöbels preis gibt. Noch haben Jagello und Witold ihr Wort nicht erfüllt, keine besondere Urkunde wegen Samayten ausgestellt. Noch immer erlauben sich Pohlen und Litthauer feindliche Ueberfälle; Witold befestigt Schlösser im Ordensgebiethe; kein Recht ist zu erlangen; darum klagen wir solches dem Kaiser und allen Churfürsten; darum ist der Orden los und ledig von allen Zusagen; darum hat unser Meister durch 18,000 Reiter die Ufer der Weichsel gedeckt.

Es gelang den Pohlen nicht, durch Beschönigung ihres Verfahrens den Richter zu blenden. Dessen erster Spruch betraf des Ordens Händel mit dem Bi-

schofe von Cujavien. Wie sehr dieser ungeistliche Priester der Kreutzherren Haß gereizt und verdient hatte, ist schon erzählt worden. Nicht bloß im Lager vor Marienburg, auch am römischen Hofe trieb er sein böses Spiel, bewirkte sogar eine päpstliche Vorladung an den Hochmeister selbst. Vermuthlich war der Orden in seiner gerechten Rache zu weit gegangen, indem er des feindlichen Bischofs Güter sich bemächtigte, die Sigismund ihm jetzt wieder zusprach, sammt allen vermißten Einkünften, bey nahmhafter Pön. Hingegen lautete sein zweyter Spruch dem Orden günstiger: der Thorner Friede soll streng gehalten werden; doch, im Falle der Orden die schuldigen Summen nicht zu zahlen vermag, soll er dafür die Neumark und Driesen an Pohlen verpfänden.

So weit ließ Heinrich es nicht kommen. Diese wichtige Besitzung durfte nicht verloren gehen. Lieber both er alles auf, lieber „that er dem Lande weh," wie er selbst bekannte. Das Geld wurde zusammen gerafft, der böse Gläubiger befriedigt, und die Ruhe schien erkauft, wenn gleich theuer. Die Pohlen räumten alle Schlösser, die sie noch pfandweise inne hatten; aus manchem hatte schon der Hunger sie getrieben.

Doch Ruhe mit Pohlen blieb jederzeit nur frommer Wunsch oder Täuschung. Nicht alle Zweifel hatte Sigismunds Spruch gelöst, nicht alle Klagen beseitigt. Gränzstreitigkeiten und manche Nebendinge, von der Händelsucht gar leicht zu Hauptbeschwerden gestämpelt, blieben noch zu schlichten übrig. Witold forderte Genugthuung für seine gefangenen Unterthanen, die, schon ausgelöst und heim ziehend, in Preußen waren mißhandelt worden. Heinrich klagte hinwiederum, daß man ihm zumuthe, auch die gefangenen Fürsten und Herren zu lösen, die nicht Ordensbrüder waren.

Sigismund, mit Türken und Venetianern im Kampfe, benutzte das ertheilte Befugniß, seine schiedsrichterliche Gewalt einem Dritten zu übertragen, und ernannte Benedict von Macra, einen Doctor der Rechte, der an Ort und Stelle untersuchen, nicht entscheiden, nur des Kaisers gefällten Spruch in Ausübung bringen, und im Falle er beyde Theile nicht vergleichen könne, an Sigismund berichten sollte. Mit seines Herrn eigentlichen Gesinnungen war dieser Macra nicht vertraut; die blieben ein tiefes Geheimniß, von einem verschwiegenen Pergamente bewahrt, auf
1412. welchem der König von Ungarn erklärte: „wenn er mit der Hülfe des Allmächtigen das Königreich Pohlen erobern würde, so soll Cujavien und Dobryn dem Orden abgetreten werden."

Es ist wahr, daß Jagello sich nur zu oft treuloser Tücke schuldig machte; aber auch wahr, daß seine Feinde sich darin nicht übertreffen ließen; denn schwarz erscheint der Beschluß, den zu vernichten, dem man in demselben Augenblicke freundlich die Hand reicht. Wäre es möglich, ein solches Verfahren zu entschuldigen, so möchte es geschehen durch die neuen Nichtswürdigkeiten, die Jagello jetzt ersann, um der Zurückgabe von Samayten nach seinem Tode auszuweichen. Zwar
1413. befreyte er endlich die Gefangenen, übergab auch die Urkunde, welche dem Orden den Besitz jenes Landes sichern sollte, und so schien es freylich, als habe er jeder Pflicht vollkommen Genüge geleistet; auch ermangelte der feile Benedict von Macra nicht, ihm solches förmlich zu bezeugen; aber zu gleicher Zeit traten, von ihrem Beherrscher angestiftet, die Stände von Pohlen und Samayten auf, widersprachen im Nahmen der Töchter Witolds und Jagello's, ja sogar im Nahmen der Gemahlinn des Großfürsten, erklärten die zu Raziänz geschehene Abtretung für ungültig, wollten

die Verjährung hemmen. Welche kümmerliche Ausflüchte! Witold war gleichsam nur Lehensträger, dem der Besitz von Litthauen lebenswierig zustand; welches Recht hatte seine Gemahlinn? — seine Tochter? — Pohlen ein Wahlreich; welches Recht Jagello's Tochter? — und wer waren die Stände, die den heiligen Verträgen ihres Königs widersprachen? Eine einzige Person, der Erzbischof von Gnesen. Er allein war beauftragt, mit einer Hand die zugesagte Urkunde, mit der andern den Widerspruch zu überreichen, der jene entkräften sollte. Benedict Macra, durch pohlnisches Gold erkauft, stand ihm treulich bey. Sein Gehülfe war ein pohlnischer Schreiber, den des Ordens wies er zurück. Von Witold empfing er große Gaben und den Ritterschlag. Einen bestimmten Tag zu Kowno schob er ohne Ursache weiter hinaus. Die Gränzen wollte er nicht bereisen, der ältesten Einwohner Aussagen nicht hören, damit er nicht gezwungen würde, Witolds neue Feste, Wielun, im Ordensgebiethe zu finden.

Eilig beschickte Heinrich den König von Ungarn, klagend über den parteyischen Friedensmittler. Der alte Groll, von beyden Theilen um so heftiger, da beyder Theile Gewissen befleckt war, drohte wieder auszubrechen: denn unversöhnlich ist der Haß des Schuldbewußten. Die Pohlen rüsteten sich. Litthauens innige Verbindung mit ihrem Reiche wurde erneuert, Samayten zwar nicht nahmentlich einbegriffen, doch mitverstanden. Der frömmelnde König bereiste in Person dieß unglückliche Land, predigte selbst das Evangelium, schenkte, drohte, bekehrte, baute Kirchen. Sein Eifer begehrte sogar vom Papste eine Kreutzfahrt gegen die Tatarn, die jedoch der Ordensanwald, von Sigismunds Gesandten unterstützt, zu verhindern wußte; denn der Kreutzzug schien vielmehr

dem schwarzen Kreutze zu gelten, da Jagello mit den Tatarn in Friede und Freundschafte lebte, und deren Chan um dieselbe Zeit ihm Beystand und Geschenke both.

Heinrich, um den Pohlen zu zeigen, was, bey erneuertem Kriege und günstigerm Glücke, er zu fordern berechtigt sey, sprach jetzt laut von dem alten Gnadenbriefe Kaiser Ludwigs, der ganz Litthauen dem Orden schenkte.

So standen beyde Kämpfer einander murrend gegenüber; und erbittert, vielleicht auch heimlich trotzend auf den mit Sigismund geschlossenen Vertrag, wich der Hochmeister von der Mäßigung ab, die seinen Pfad bisher bezeichnet hatte. Um die geworbenen Söldner zu beschäftigen, beschloß er die Züchtigung der pommerschen und masovischen Herzoge. Sein Kriegsvolk rückte vor. Gewöhnliche Gräuel wurden verübt. Die Flamme loderte schon, als eine überraschende Begebenheit sie plötzlich dämpfte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Heinrichs innere Regierung.

Zum großen Manne von der Natur gestämpelt seyn, ist nicht genug für Mit= und Nachwelt; denn ob jene ihm huldigen, diese ihn preisen werde, ist nur vom Zeitgeiste abhängig. Es gab Jahrhunderte, wo viele gesittete Völker den großen Kaiser Julian mit Abscheu nannten. Es kam eine hellere Zeit, wo man ihn bewunderte. Doch wahrlich, uns stehen Tage bevor, in welchen man diese Bewunderung abermahls gottlose Verblendung schelten wird. So wechselt Nachruhm wie Sommer und Winter. Heil dem großen Manne, den wenigstens die Zeitgenossen durch ihre Huldigung belohnen; aber weh ihm, wenn er zu früh oder zu spät geboren wurde! dann sinkt er verkannt. So Heinrich von Plauen.

So lange, von Gewittern umringt, das alte Gebäude der Ordensmacht Einsturz drohte; so lange die Brüder an eigener Rettung verzweifelten; so lange waren die scheuen Blicke ängstlich auf den kühnen, unerschütterlichen Mann gerichtet, der seinen Arm ausstreckte und dem Blitze entgegen trat. Keiner wagte ihn zu tadeln, wenn er durch Eigenmacht die Ohnmacht stützte. Kaum aber schienen die zerstreuten Wolken heitere Tage zu versprechen, da hob der Neid sein grinsendes Haupt empor, und jeder glaubte sich geschickt zur Verwaltung des bequemen Amtes.

Ohne Rath der Gebiethiger hatte er vieles unternommen und vollendet, theils mehr vertrauend seinen tapfern und geprüften Blutsverwandten, theils überzeugt, daß in bedrängten Zeiten Vereinfachung der Gewalt am dienlichsten sey. Da schalt man ihn Despot. Er aber wählte aus Edlen und Bürgern verständige Räthe, und knüpfte so durch neue Bande die Unterthanen an die Herrschaft, Troz dem Murren mißgünstiger Brüder.

Wichtige Ordensämter ließ er lange unbesetzt, aber nur um seines Amtes eigene Beschwerden durch deren streng erfüllte Pflichten zu vermehren, den Ordensschatz hingegen mit den ersparten Einkünften zu bereichern. Ritter aus vornehmen Geschlechtern beförderte er günstiger als Brüder aus dem niedern Adel, aber nur weil deren Verwandtschaft mit mächtigen Fürsten dem hülfsbedürftigen Orden Hoffnungen gewährte.

Witwen und verwitwete Bräute wurden von ihm ermuntert, aus den Söldnern junge Männer zu wählen; doch liederliche Söldner in fleißige Hausväter umzuschaffen, dazu reichte weder seine Macht, noch die der Liebe hin. Sie vergeudeten ihrer Gattinnen Habe schnell, und forderten dann, vom Mangel entwöhnt, mit größerem Ungestüm den rückständigen Sold.

Das der Pohlen verpfändete Wort zu lösen, wurde täglich dringender und schwerer. Mißwachs mehrte Armuth; Mäuse verzehrten das Getreide. Heinrich mußte seine Zuflucht zu einer harten Auflage nehmen, keiner blieb verschont. Geistliche und Laien, sogar das Gesinde steuerten nach Vermögen und über Vermögen bey. Die Ordensbrüder, auch die Liefländer, mußten ihr Silbergeschirr in die Münze, und was an Gold und Silber sich höher als drey Mark belief, in den Schatz liefern. Alle Ordensgüter wurden besteuert, unbegünstigt vor Andern. Das Kirchengeräthe ver-

wandelte sich in Geld. Es war eine allgemeine Noth, die mit gleich vertheilten Kräften sollte getragen werden. Das gefiel den Brüdern übel, die jederzeit sich den Genuß, den Unterthanen das Entbehren vorbehielten.

Der giftigste Pfeil, den der Neid auf den Hochmeister abdrückte, und der in jenen Zeiten nie die Brust des Mannes verfehlte, den man stürzen wollte, war der Vorwurf des Unglaubens. Gelehrte, weise, aufgeweckte Männer, die er gern an seinem Hofe sah, nannte man Sterndeuter, Zauberer, Hofnarren. Um das verödete Land wieder zu bevölkern, vergönnte der aufgeklärte Heinrich allen Secten Glaubensfreyheit. Wiklefiten und Hussiten strömten herbey. Manche seiner Freunde bekannten sich zu ihrer Lehre, vielleicht er selbst. Allzu kühn befreyte er die Mönche von ihrem gotteslästerlichen Gelübde der Keuschheit; sie durften sich vermählen und thaten es häufig. Doch als er gewahrte, daß seine Nachsicht nur die damahlige Verworfenheit dieses Standes mehrte, da jagte er sie zurück in ihre Klöster oder fort aus dem Lande. Hat er solche Nichtswürdige Hundebuben genannt, wie man ihm vorrückte, so verdienten sie den Schimpf. Die Geistlichkeit war damahls, nach einmüthigem Bekenntnisse der Zeitgenossen, also verderbt, daß man dem redlichen Helden es nicht zu hoch verargen sollte, wenn er das Abendmahl aus unreinen Händen nicht empfing; wenn er Fasten und andere Kirchengebräuche vernachlässigte, und zu einer Zeit, wo drey Päpste um die dreyfache Krone buhlten, die spitze Rede sich entschlüpfen ließ: „der Antichrist herrsche zu Rom."

Aber weise war die Verordnung, sich nur an die Bibel zu halten, die widersprechenden Auslegungen der Kirchenväter zu verbannen. Weise war die vom Papste bewirkte Verminderung abergläubischer Feyerlichkeiten;

weise die Schmälerung der Einkünfte einiger Pfarrkirchen, die er dürftigen Hospitälern anwies. Auch duldete er gern unschädlichen Volkswahn; stiftete selbst auf dem Tanneberger Schlachtfelde Capellen und Messen für die Seelen der Erschlagenen; erschien selbst barfuß an der Spitze eines büßenden Zuges.

Hart bezüchtigte man ihn der Rachsucht gegen alle, die dem Orden in seinem Unglücke Treue gebrochen. Wahr ist, er ließ einige enthaupten, andere im Gefängnisse verschmachten; er that es heimlich, um ihre Geschlechter nicht zu verunehren. Er entsetzte Thorner Rathsherren eigenmächtig ihres Amtes. Er vertrieb den Bischof von Ermeland aus seinem Bisthume. Aber jene hatten anvertraute Festen, ohne Noth, ohne Gegenwehre, den Pohlen überliefert; dieser sich als ein erbitterter Feind des Ordens bewiesen, war schuldbewußt als Kaufmann verkleidet entflohen, so bald der Orden von seinem Falle sich erhob. Nie ist Rache verzeihlicher, als wenn der Beleidiger das Unglück verhöhnte.

Und doch wäre es eine kurzsichtige Behauptung, Heinrichs Strenge der Rachlust beyzumessen. Gerettet hatte er zwar den Orden für diesen Augenblick, allein noch immer stand er umringt von drohenden Gefahren. Täglich konnte die Kriegsflamme wieder ausbrechen; jeder Tag eine neue, furchtbare Umwälzung herbey führen. Da geboth die eiserne Noth, schreckende Beyspiele aufzustellen, auf daß, bey erneuerten Gefahren, die Furcht den Wankelmuth besiegen möchte.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Leiden und Frevel der Danziger.

Am gehässigsten lastet auf dem Hochmeister der Schein einer geduldeten, gegen Danzig verübten Grausamkeit: dort haderte schon längst ein hoffärtiger Comthur, Heinrichs ungleicher Bruder, mit den Bürgern, bald wegen der neuen, mit schelen Augen betrachteten Vorstadt, bald wegen Bernstein- oder Krahngerechtigkeit, oder dem englischen Kaufmanne zugestandener Vergünstigungen. Immer hatte Heinrich zu Gunsten der Stadt entschieden. Jetzt — um die großen, im Thorner Frieden gelobten Summen zu erschwingen, mußte er wider seinen Willen Nothmünze prägen lassen. Er selbst bekannte schmerzlich: er müsse dem Lande weh thun, doch kein anderes Mittel blieb ihm übrig. Ein Danziger Rathsherr, Benedict Pfennig, Pachter dieses Zweiges, schlug die neue, geringhaltige Münze in Danzig selbst. Die Bürgerschaft, unterstützt von alten, würdigen Rathsgliedern — von jenem Conrad Lezkau, der noch kürzlich mit Lebensgefahr dem Orden Söldner zugeführt — von jenem Arnold Hecht, der die Vitalien-Brüder vertilgen helfen — gerieth in Gährung, trotzte, weigerte sich das lose Geld zu nehmen, stellte den verhaßten Mitbürger zur Rede, und, als er zu eigener Beschönigung den Verdacht weckte, der ganze Rath sey mitschuldig, da drohte Aufruhr. Der leichtfertige Mann, der um Ordensgunst und schnöden Gewinn seine Mitbürger ohne Bedenken verkaufte, mehrte die Erbitterung, indem er, eidvergessen, was

im Rathe verhandelt, oder im traulichen Kreise gesprochen wurde, dem Comthur verrieth. Einst wurde er dessen überführt, da ergriffen ihn die Rathsherren und stürzten ihn aus dem Fenster, daß er Arm und Beine brach. Sein Leben wurde ihm erhalten, nicht seine Ehre, denn er blieb ein bescholtener Mann, des Amtes entsetzt. Der Comthur, längst erbittert gegen die widerspänstigen Danziger, brachte seine Klage an den Hochmeister. Doch Heinrich, eingedenk empfangener Dienste, oder fürchtend der reichen Bürger Macht, verwarf Strenge, kam selbst gen Danzig, vermittelte freundlich und versöhnte die Hadernden an heiliger Stätte. Allein der stolze Comthur hatte nur die Hand gereicht, das Herz verschlossen. Sein Groll brütete grausame Rache.

Eines Tages entboth er die Burgemeister auf das Schloß zu einem frohen Gastmahle. Sie gingen arglos. Auf der Straße begegnete ihnen des Comthurs Narr, der sprach vorüber gehend: „wenn ihr wüßtet, was man oben für euch kocht, ihr bliebet daheim.“ Nur einer der geladenen Gäste stutzte, erwog des Narren Wort und kehrte um.

Bald begann auch Arnold Hecht zu zweifeln. „Des Narren Rede gefällt mir nicht,“ sprach er bedenklich zu Conrad Lezkau. Aber dieser, ein großmüthiger, beherzter Mann, entgegnete: „Sollen wir auf Thoren achten? wir haben sicher Geleit, alle Feindschaft ist getilgt; beweisen wir jetzt Mißtrauen, so werden die Gemüther aufs neue erbittert.“ Also blieben sie gutes Muthes und gingen weiter.

Ordensbrüder empfingen sie freundlich auf der Schloßbrücke; kaum aber hatten sie den Fuß in den Vorhof gesetzt, als das Thor sich hinter ihnen schloß und die Zugbrücke aufrollte.

„Die Vögel sind gefangen," flüsterte der Narr, der hinter ihnen stand. Man führte die Betrogenen in einen großen Saal.

„Willkommen ihr Schelme und Bösewichter!" rief der Comthur ihnen entgegen. Ein Strom von Schmähungen, gehäufte Vorwürfe, Geschrey der Anwesenden betäubte die Gefangenen. Sie versuchten dennoch standhaft sich zu rechtfertigen, und beriefen sich, manchen Vorwurf entkräftend, auf ihr gutes Recht.

„Was Recht!" fuhr der Comthur heraus, indem er wüthend an seine Brust schlug, „hier ist euer Recht! dem sollt ihr gehorchen."

Da wandte sich Conrad Lezkau zu seinem Unglücksgefährten, sprechend: „O mein Freund! hier steht es übel mit uns. Hätte ich jetzt ein gutes Schwert zur Hand, ich wollte tausend Gulden darum schuldig bleiben." —

Schon einige Tage zuvor hatte der blutdürstige Comthur den Scharfrichter aus Elbing heimlich berufen lassen, der sollte jetzt die Verurtheilten enthaupten. Dessen weigerte er sich, wurde vergebens mißhandelt. Da sperrte der Comthur seine Schlachtopfer in Kerker, zechte wohlgemuth bis Mitternacht, und als er trunken war sammt seinen Brüdern, befahl er, die Gefangenen geknebelt herbey zu schleppen. Die Kreutzherren verwalteten selbst das Henkeramt, und tauchten ihre Schwerter unzählige Mahl in das Blut der Unschuldigen.

Aber sie verheimlichten die gräßliche Mordthat. Die Bürger meinten, ihre Obrigkeit sey nur gefangen, sandten deßhalb Bothen an den Hochmeister. Frauen und Töchter der Entleibten brachten täglich Speisen auf das Schloß, um ihre Männer und Väter zu erquicken. Die Knechte empfingen es willig an der Pforte,

bestellten auch wohl, den Jammer verhöhnend, allerley Leckerbissen, als hätten solche die Eingekerkerten begehrt.

Am sechsten Tage erschien ein strenger Befehl des Hochmeisters, die Gefangenen also bald auf freyen Fuß zu stellen; er selber werde kommen, die Sache zu verhören. Da legte man in der Nacht die Gemordeten hinaus vor die Pforte. Am Morgen umgaben Verwandte und Mitbürger die Leichname heulend, und als der Frevel ungestraft blieb, fluchten sie der Tyranney der Kreutzherren. „Das ist der Lohn," sprach man laut, „für Conrad Lezkau's treue Dienste. Darum hat er einst, als Ordensgesandter, in dänischer Gefangenschaft geschmachtet. Darum ist er in Bettlerkleidern zu den deutschen Fürsten gezogen, die ihm laut bezeugten: hätte der Orden vier der besten Gebiethiger gesandt, sie würden minder bey uns ausgerichtet haben, als dieser Ehrenmann. Darum hat der Hochmeister zu ihm gesprochen: das wollen wir vergelten Euch und den Eurigen, so lange wir leben." — Nimmer wurde diese Gräuelthat vergessen.

Bald nachher entstand neuer Zwist. Heinrich beschatzte das Land. Danzig begehrte Ausnahme, seiner Schiffe wegen, die noch auf dem Meere in der Gewalt der Stürme sich befänden. Bürger und Rathmänner, die vereint Vorstellungen wagten, wurden abermahls von dem heftigen Comthur verhaftet. Alsobald läuteten die Danziger Sturm, harnischten sich, umringten das Schloß und drohten mit Gewalt. Da mußte der hoffärtige Comthur, auf Gegenwehre unvorbereitet, demüthig um Friede bitten, die Gefangenen ausliefern. Allein der Hochmeister, statt die erzwungene Genugthuung zu billigen, verhaftete gleichfalls die Bothen der Danziger, schnitt ihnen alle Zufuhr ab, verlegte den Stapelplatz nach Elbing, und ermahnte die um Beystand angerufenen Hansestädte, keine Widerspänstigen

zu

zu schützen. Also mußten sie in Heinrichs Gnade sich ergeben, sein Wille blieb ihr Gesetz.

Diese Erzählung hat ein Danziger geliefert, dem Vaterstadt und Mitbürger zu rechtfertigen am Herzen lag. Auch soll keine Bemäntelung des an Lezkau verübten Mordes die Feder des Geschichtschreibers entweihen. Die schändliche That geschah wider Heinrichs Willen; nur des Comthurs Straflosigkeit ist ihm zuzurechnen. Aber billig wird auch untersucht, wodurch die Danziger den Orden so schwer beleidigt, daß er, zu solcher Rache gereizt, die erste Regentenpflicht vergaß: nicht ohne Urtheil und Recht auch den Geringsten seiner Brüder zu verdammen.

Nach der verlornen Schlacht bey Tanneberg gelobten sie dem Orden, die Stadt Jahr und Tag gegen die Pohlen zu vertheidigen. Dieser Zusage vertrauend, gab ihnen der Comthur Pulver, Geschoß, Pferde, Geld. Kaum waren sie im Besitze der Kriegsbedürfnisse, so übergaben sie die Stadt unbedroht, „hatten weder Schild noch Speer gesehen," huldigten des Königs Hauptmann, führten ihn mit Posaunen und Pfeifen durch alle Gassen, zeigten ihm das Verborgenste, „das sie zuvor dem Orden nie gethan." Doch sprachen sie am Ende: wir haben's gut gemeint. Nicht genug, daß die Verräther sich dem Könige unterwarfen, auch feindselige Frevel übten sie aus; besetzten die Mündung der Weichsel, damit der Orden von dieser Seite hülflos bliebe; mordeten dessen gefangene, verwundete Söldner; ließen die beraubten Leichname nackend auf den Straßen liegen; verpfählten und versenkten das Fahrwasser zu dem Schlosse, daß kein Schiff landen oder lichten konnte.

Nach der Huldigung begehrte Lezkau mit seinen Gesellen, der Comthur soll das Schloß räumen, versprach ihm Ersatz („eine ziemliche Zehrung"), doch im

Weigerungsfalle werde man ihn, sammt den Ordensherren „mit den Hälsen davon ziehen." Bald darauf führte Lezkau den pohlnischen Hauptmann selbst vor das Haus, noch ein Mahl den Comthur auffordernd unter lockenden Versprechungen; allein vergebens. Da rief er höhnend: „Ihr wollt immer mit dem Kopfe durch die Mauer und könnt doch nicht. Wir wollen euch belegen hinten und vorne, zu Wasser und zu Lande; wir wissen wohl, was ihr auf dem Hause habt, ihr könnt es nicht lange halten. Wollt ihr nicht mit Willen herab, so wollen wir euch mit Unwillen herab ziehen und zehren."

Sie hägten Ueberläufer; entrissen dem Orden seine Mühlen, verwehrten ihm das Mahlen zu eigener Nothdurft, vermauerten das Wasser, leiteten die Gräben ab; raubten Ordensgut, wo sie dessen fanden; nahmen einem Pfleger sein Geräth; zerschlugen einem Vogte seine Kasten und warfen sie auf den offenen Markt.

Das Gut der Armen wollte ein Ordensbruder retten, den plünderten sie „mit großer Schmähheit und Beschämnisse," erbrachen des Ordens Methkeller, trieben dessen Vieh hinweg. Der peinlichen Gerichtsbarkeit maßten sie sich an, tödteten und köpften, wen sie wollten. Der Graf von Nassau war ins Land gekommen und bath für eine verurtheilte Weibsperson, die sollte, auf des Hochmeisters Befehl, durch den Büttel aus der Stadt getrieben werden. Da stürzten die Rathsherren vom Rathhause herab, wiegelten das Volk auf, ließen das Weib, zur Schmach des Ordens, wieder in den Kerker schleppen. Einem Manne in des Comthurs Geleite schlugen sie Arme und Beine entzwey, einen anderen enthaupteten sie ohne Urtheil und Recht, wider des Hochmeisters Willen. Was der Comthur zu bauen verstattet, brachen sie ab. Kein Arbeiter durfte für den Orden ein Tagewerk verrichten. Das

Stadtthor gegen das Schloß vermauerten sie, besetzten es mit Geschütz.

Als nothgedrungen der Hochmeister das Land beschatzte, da zahlten Ritter, Knechte, Bischöfe, Prälaten, Aebte, Klöster, Pfarrer, Bürger und Bauern; nur Danzig widersetzte sich. Der Hochmeister wollte Gehorsam erzwingen, sperrte die Straßen und ließ die Kette nieder, daß kein Schiff einlaufen konnte. Rath und Gemeinde bathen den Comthur um Nachsicht: er soll nur die Kette wieder aufziehen, bis sie selber mit dem Hochmeister sich gütlich besprochen. Er that es. Aber sie schickten zu derselben Zeit einen Absagebrief an den Vogt zu Dirschau, weil er die Straßen gesperrt, wie ihm gebothen worden. So sollte auch in Preußen Faustrecht gelten. Der Vogt lieferte den Brief in des Comthurs Hände. Die Gemeinde und vier vom Rathe wurden auf das Schloß entbothen. Der Comthur zeigte den Brief, fragend: ob sie darum wüßten? Die Bürger antworteten: nein. Die Rathsherren aber bekannten sich dazu, „und hatten hoffärtige Rede, man könne wohl noch Füchse aus den Löchern jagen." Der Comthur ließ sie greifen, sie waren geharnischt unter ihren Mänteln.

Und solchen Aufrührern, die sogar durch Anrufung der Hansestädte innern Krieg entspinnen wollten, hatte der Hochmeister dennoch verziehen. Durch solche Missethaten hatte Conrad Lezkau seine Verdienste ausgelöscht. Jetzt richte die Nachwelt. Gebrandmarkt sey der Nahme seines Meuchelmörders! doch wahr bleibt, daß Bürger und Rathsherren von Danzig die härteste Züchtigung wohl verdient ertrugen. Hätte der Orden mit offener Gewalt die treulose Stadt in einen Steinhaufen verwandelt, wer möchte es ihm verargen? Nur Furcht vor ihrer Macht gebar den Mordschluß. Heimliche Rache ist nie edel. Offener be-

wies sich der Hochmeister, indem er zu Braunsberg einen Landtag versammelte, wo der Danziger Straffälligkeit allgemein erkannt, durch freywillige Geldbußen getilgt wurde; Fürbitten bewirkten ihre Begnadigung.

So schwer des Hochmeisters gerechte Strenge die Empörer traf, so milde hingegen belohnte er Gehorsam und Treue. Das erfuhren Samland, Elbing und Marienburg. Was die Bürger seiner Hauptstadt durch jene harte Belagerung eingebüßt, suchte er zu vergüten, indem er ein Drittel aller Abgaben Troß eigner Geldnoth erließ.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Heinrichs unverdientes Schicksal.

Welche seiner Handlungen war eines weisen Regenten unwürdig? wer, in seinem gefährlichen Amte, hätte dieses treuer verwaltet, standhafter behauptet? Nicht immer ist Milde Regenten-Tugend. In einem blühenden, ruhigen Staate ziert sie das Diadem; in einem zerrütteten, empörten Lande wirkt sie verderblich, wie Sonnenschein auf Faulniß.

Heinrich von Plauen war ein großer Mann, der das Ganze überschaute, nie halbe Maßregeln ergriff, die gewählten standhaft durchsetzte, Gefahren trotzte, seiner Pflicht jedes Opfer brachte, und dem es vielleicht gelungen wäre, den schwindenden Glanz des Ordens langsam wieder anzufachen, hätte nicht Bruderneid ihn vollends verlöscht.

Was erfand nicht alles dieser armselige Neid, um das ihm lästige Verdienst zu beschmitzen! Er geht nicht

mit uns zu Rathe, klagten die Gebiethiger, und geschieht es dann und wann, so folgt er unserm Rathe nicht; verschmäht Warnungen; will, Trotz schwerer Auflagen, uns abermahls in Krieg verwickeln; theilt uns nur unfriedliche Briefe mit, die anders lauten, läßt er verbrennen; wirbt Söldner, ladet Gäste in das Land, schwer zu beköstigen, schwerer wieder los zu werden; verschwendet große Summen für Gesandtschaften; nöthigt uns, den Aemtern zu entsagen, wegen seiner unerschwinglichen Verpflegung; läßt durch Gewappnete bisweilen von seiner Kammer uns zurück weisen; duldet Raub und Mord im Lande; bringt dem Orden bösen Leumund; schlägt geringe Münze; befragt Sterndeuter und Wahrsager; hat den Bischof von Ermeland vertrieben, das Bisthum ohne unser Wissen dem von Schwarzburg vertraut; hat Vergeben und Vergessen alles Geschehenen von den Kanzeln verkünden lassen, und dennoch Ritter und Knechte durch schmähliche Vorwürfe betrübt; hoffärtig zieht er umher mit 400 Reitern; was er in Preußen erpreßt, verschlingen seine Vettern in Deutschland; heimliches Verständniß unterhält er mit Pohlen; seinem Geschlechte will er das Land unterwerfen.

So murrten die Brüder, und zur Verschwörung fehlte nur ein Haupt. Es fand sich bald. Der Comthur zu Rheden, Georg Wirßberg, verbündete sich 1411.
mit fünf Rittern, machte sein Schloß zum Sammelplatze, nahm Silber von den Häusern, raubte den Schatz des verstorbenen Hochmeisters, vergeudete die eine Hälfte mit Beyschläferinnen, bestach mit der andern die Ordensbrüder, huldigte dem Könige von Böhmen, versuchte ihn aufzuwiegeln, trachtete sogar dem edlen Heinrich nach dem Leben. Alles ward verrathen. Warnungen kamen aus Ungarn und Böhmen. Vier der Verschwornen entflohen; der fünfte, sammt

dem Rädelsführer wurde gefangen. Dennoch enthielt sich der Hochmeister jeder Eigenmacht. Vor eine Ritterbank lud er die Entwichenen, und erst als keiner auf dreymahlige Ladung erschien, wurden sie geächtet, ihrer Güter verlustig erklärt. Der Fünfte, Ertappte, Nizsche von Renitz, bekannte alles, und empfing den Lohn seiner Verrätherey. Georg Wirßberg büßte im Kerker.

Doch nicht lange, so trat ein Anderer an seine Stelle, an Tücke ihm gleich, an Klugheit überlegen. Michael Küchmeister von Sternberg, Obermarschall, Mitbuhler um die Herrschaft, fremde Größe wie frem-
1413. des Glück unwillig tragend. Er und 73 Brüder verschworen sich, allein dem Orden, nicht dem Hochmeister zu gehorchen. Man zog die Landmeister in den verrätherischen Bund; man trug dem Papste nichtige Klagen vor, der jedoch sie anzuhören verweigerte. Da wollten die Verschwornen den eisernen Mann durch Gespensterfurcht schrecken. Ein Pilger mußte vor Heinrich treten, gräßliche Erscheinungen im Schlosse Christburg ihm warnend erzählen. Aber Heinrich war nicht der Mann, der Gespenstern wich. „Du hast das Mährchen erdacht zur Schmach des Ordens," fuhr er den unberufenen Geisterseher an, und ließ ihn ersäufen.

Ihm blieb auch jetzt nicht unbekannt, was nichtswürdige Brüder gegen ihn schmiedeten. Er wußte, daß der Orden, in zwey Parteyen gespaltet, aller Zucht vergessend, wechselseitig mit dem Ekelnahmen Wachtelbuben, Rabennester, sich beschimpfte. Er wußte, daß man ihn vergiften wollte, und war gezwungen, seinen Mundkoch zu vereidigen, aus seiner Küche jeden Fremden zu entfernen. Dennoch blieb er unerschüttert. Seinen bittersten Feind, den Obermarschall, ließ er verhaften, und die Gebiethiger zu strenger Untersuchung vor sich laden. Sie aber hatten in

der Stille, durch den vertriebenen Bischof von Ermeland, Papst und Kaiser mit neuen Klagen behelligt und ermüdet. „Ist dem also, wie ihr vorgebt," sprach endlich der heilige Vater, „und wollt ihr auf euer Gewissen die Folgen laden, so mag der älteste Ritter im Orden den Angeklagten seiner Würde entsetzen.

Auf diesen einseitigen, unbefugten Machtspruch, den nie zuvor ein Papst gewagt, um den nie zuvor ein Papst ersucht worden, trat der älteste Ritter im Orden, Otto von Lernstein, mit einigen Comthuren vor den Hochmeister und kündigte ihm das nichtige Urtheil an. Heinrich berief sich, den Ordens-Statuten gemäß, auf ein General-Capitel. Allein Haß verschmäht Formen. Man nahm ihn gefangen, raubte ihm die Zeichen seiner Würde, führte ihn nach Tapiau, und ließ ihn streng bewachen. Ein Statthalter wurde gewählt, Herrmann Gans, und bald nachher ein Capitel versammelt, von Richtern, die zugleich auch Kläger waren.

Heinrich vertheidigte sich mit Offenheit und Würde; versprach, ihre Beschwerden treulich zu beachten, wenn sie nicht das Aeußerste gegen ihn sich erlauben würden. Doch vergebens ließ er sich zu ihnen herab, sie konnten noch immer nicht an ihn hinan reichen, und hielten für sicherer, ihm die Macht zu rauben. Nur freywillige Entsagung, die er gezwungen aussprach, wurde aus hämischer Schonung ihm noch verstattet. Um der Sache einen milden Schein zu leihen, ernannte man ihn zum Comthur von Engelsburg; aber Engelsburg ward sein Gefängniß. Ein Gleiches widerfuhr seinem Bruder zu Danzig. Wer ihm, oder den Ketzern angehangen, verlor sein Amt. Der verrätherische Bischof von Ermeland kehrte triumphirend in sein Bisthum zurück. So wurde, mit Verspottung von Gerechtigkeit und hergebrachter Ordnung, der Mann

verdrängt, dem sein durch ihn geretteter Orden Ehrensäulen schuldig blieb. Michael Küchmeister von Sternberg trat an den längst beneideten Platz.

1414. Heinrichs Bruder, zum Pfleger von Lochstedt herab gesetzt, entfloh verkleidet, ritt nur bey Nacht bis in die Masau, dort harrte seiner pohlnisches Geleite. Als er vor den König trat, fragte dieser ihn erstaunt: „warum in weltlichen Kleidern?" — Gerührt durch die Erzählung von des Hochmeisters erlittener Schmach, ließ er dem Entflohenen Ordenskleider reichen, und verstand sich zu geheimem Briefwechsel mit dem verdrungenen Meister. Der sollte fliehen in des Königs offene Arme, durch pohlnische Waffen — freylich nicht umsonst — zurück nach Marienburg geführt werden. So erzählen Heinrichs erbitterte Feinde. Daß er nach Freyheit gestrebt, ist wahr, und wer mag ihm das verargen? — Ob aber — seinen eigenen Orden mit des alten Feindes Hülfe zu bekriegen — er sich erniedrigen wollen, ist unerwiesen; nur Vermuthungen zeugen gegen ihn.

Schon war die Flucht verabredet; schon hatte sich der König nach Razianz begeben, wo Heinrich ihn finden sollte; es mißlang. Jagello, der bisweilen zu reden, selten zu schweigen wußte, vertraute seine Erwartung dem Bischofe von Leslau, der alsobald den Orden davon unterrichtete. Aufgefangene Briefe bestätigten die Aussage. Schnell wurde der Verdächtige nach Brandenburg geführt, im Convent daselbst, zwar anständig, doch als ein Gefangener bewacht. Bittere Vorwürfe mußte Jagello hören. Auslieferung des entwichenen Bruders forderte man vergebens von ihm, Conrad Lezkau's Mörder scheute sich auch nicht, die Waffen gegen den Orden zu tragen. Durch einen verkappten Mönch wollte er verborgenes Geld und Gut aus dem Lande führen. Der Verkleidete wurde ertappt,

Briefe an die Unterthanen, zur Empörung reitzend, blieben fruchtlos, oder wurden aufgefangen.

An allen christlichen Höfen erschollen Heinrichs Klagen, der Orden nannte sie Schmähungen. Dieser Hader machte großes Aufsehen. Die von Plauen im Vogtlande nahmen sich thätig der unterdrückten Vettern an; ließen Scheltbriefe an öffentlichen Orten anschlagen, bedienten sich der ehrenrührigsten Ausdrücke, und bekannten geradezu, es gelte dem neuen Hochmeister, der habe den alten nur verdrängt, um selber herrlich und in Freuden zu leben. Beyde Theile luden sich 1415.
vor das Concilium zu Costnitz, wo abermahls die Kläger heftig auf den Orden schalten, sogar manches stolzen Ritters ehrliche Geburt antasteten. Doch der Gegner Macht oder Geld vernichtete ihre letzte Hoffnung. Das Concilium fand nicht für gut, sich mit dem Streite zu befassen. Man überließ den alten, kranken Helden seinem Schicksale. Auch als Gefangener im Convent zu Brandenburg flößte er den Machthabern noch Furcht oder Mißtrauen ein. Man führte ihn endlich nach Lochstedt, wo er vergessen starb. 1422.

Sein hoffärtiger, vielleicht zu sehr von ihm geliebter Bruder, aus dessen Verbrechen der unversöhnliche Haß gegen den Hochmeister entsprang, oder doch immer neue Nahrung schöpfte; dieser Verworfene hatte nicht einmahl den Muth, seinen Trotz bis ans Ende zu behaupten. So bald er sich überwunden sah, wurde er demüthig. Seine Verwandten und mehrere Fürsten mußten den Orden mit Bitten bestürmen, ihn wieder aufzunehmen. „Er hat sich schwer gegen seinen Eid vergangen," war die Antwort, „wie jedermann „wissentlich. So haben wir ihm doch die Gnade gethan, „die zuvor keinem geschehen, seit unser Orden gestanden, „daß wir ihn wieder aufnehmen um eurer Liebe willen,

„wenn er sich zur Buße geben will. Dazu darf er „keine Vorrede teidingen, noch Geleite fordern." —

Er kam, fügte sich in die Buße und wurde be-
1420. gnadigt. Seine Vettern in Deutschland vergalten die Gefälligkeit noch oft durch thätigen Beystand in des Ordens Kriegen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Michael Küchmeister von Sternberg.

1414. Dieser Mann, von dem ein alter Schriftsteller sagt, die Pohlen hätten ihn gefürchtet wie den Teufel, war groß und schön von Gestalt, auch mangelten ihm Geisteseigenschaften keinesweges; nur wurden sie durch Neid besudelt, so lange er noch gehorchen mußte; durch Grausamkeit, als er befehlen durfte. Die Gährung im Orden, von ihm selbst bisher begünstigt, erschwerte ihm nun das Herrscheramt. Mit seinen und des Papstes Anhängern haderten des alten Meisters und des neuen Glaubens Freunde. Jene, vom niedern Adel wie er selbst, wählten zu ihrem Sinnbilde ein goldenes Schiff, diese ein güldenes Vließ; denn innerer Haß gewinnt an Stärke, wenn er sich an äußere Zeichen halten, und durch die Sinne jeden Augenblick sich selber wecken kann. Viele Brüder traten eigenmächtig aus dem Orden. Auch Land und Städte waren schwierig, denn viele blieben der neuen Lehre, folglich auch dem Herrn, der sie schützte, zugethan. Unglück großer Männer versöhnt ohnehin die Kleinen. Ein Pfarrer zu Danzig, vom Burgemeister und Comthur in Schutz genommen, predigte laut hussitische Lehren, Trotz der

Mönche Wuth, die durch kräftiges Gebeth, oder Gift, den Prediger sammt seinem Beschützer aus dem Wege räumte. Der Auflagen schwere Bürde wurde nicht erleichtert. Pohlnische Waffen konnten, durch Heinrichs Entsetzung herbey gerufen, die noch nicht verharrschten Wunden leicht wieder aufreissen. Darum war das Volk (wie die Chronik spricht) „erbittert auf die Brüder in Leiden und Ungeduld.“

Küchmeister mehrte den Unwillen, indem er hastig aus allen Aemtern Heinrichs Freunde verdrängte, eigene Geschöpfe einschob. Die vom güldenen Vließe schalten die Gegner Verräther ihres Meisters, und wurden hinwiederum Verräther des Ordens gescholten. An Zahl geringer, durften sie nicht mehr sicher von ihren Schlössern ziehen, denn zurück kehrend fanden sie nicht selten die Thore gesperrt.

Der hintangesetzten Brüder Urtheil oder Neigung schien dem Hochmeister gleichgültig, aber Land und Städte zu gewinnen ersprießlich; denn jene sollten nur verzehren, diese geben, darum fiel er auf ein Mittel, für den Augenblick nicht ohne Erfolg, für die Zukunft dem Orden verderblich, im Grunde bloße Nachahmung von seines Vorgängers getadelten Maßregeln.

Ein großes Capitel und einen allgemeinen Landtag hielt er zu Braunsberg. Prälaten, Ritterschaft und Städte, die Landmeister aus Lief- und Deutschland, kamen hier zusammen, um des Landes Verfall zu beherzigen. Zum ersten Mahle klagten jetzt die Sprecher der Unterthanen kühn und laut über Verletzung der Privilegien. Das goldene Schiff, ihnen schmeichelnd, gelobte Abhülfe. Die freundliche Stimmung nutzend, wagten jene den Vorschlag, einen Landesrath zu errichten, ohne welchen künftig weder Neuerungen noch wichtige Beschlüsse Statt finden 1416.

dürften. Er sollte gebildet werden aus weisen Ordensbrüdern, zehn Edlen des Landes, und zehn Rathsherren der vornehmsten Städte. Es geschah. Des Ordens Eigenmacht empfing durch diese Verwilligung den ersten Stoß. Förmlicher Einspruch in böses Regiment, war nun anerkanntes Recht der Stände. Ohne ihre Zustimmung galt hinführo keine Auflage. Auch bessere Münze versprach des Ordens gefällige Furcht; denn keine Waaren kamen mehr nach Preußen, um des schlechten Geldes willen.

Schwerlich hätte jemahls der Orden seiner Gewalt Fesseln angelegt; schwerlich war auch der Hochmeister Sinnes, mit dem neuen Landesrathe die Regierung zu theilen; nur zum Werkzeuge wollte er ihn gebrauchen, die Unterthanen nach Gefallen zu beschatzen; nur Armuth erzwang geheuchelte Willfährigkeit. Sehr arm war jetzt der Nachfolger des Mannes, der seine Gäste am Ehrentische auf und mit Silber bewirthete. Er selbst gestand: „in seinen großen Nöthen" habe ihm der Abt zu Pölplin 400 Mark geringer Münze geliehen. Die österreichischen Ordensgüter und Balleyen mußte er verkaufen, versetzen, vertauschen. Die güldenen Kelche, die silbernen Schüsseln, deren man seit vielen Jahren an hohen Festen sich bediente, wurden eingeschmolzen. Dem Anwalde zu Rom konnte er „keine Zehrung ausrichten, weil er das Amt so gar verarmt gefunden," und bath beweglich, „nur noch eine Weile Mitleid mit ihm zu haben." Danzig und Thorn mußten leihen, gegen verpfändete Ordenseinkünfte. An den Landgrafen von Thüringen schrieb er kläglich um Geld: „hilf uns der barmherzige Gott und Eure Gnaden!" — So erschöpft war der Ordensschatz, der, sonst immer gefüllt, einem jedem offen stand, wenn es ein wohlgelegenes Land zu verpfänden gab. Dieser Mangel allein beugte den Uebermuth.

Nicht von der Billigkeit erwarben die Unterthanen ihre neuen Rechte, diese wurden von der Noth erkauft.

Besänftigt und befriedigt schwiegen sie nun auch, als der Hochmeister gegen die Ketzer donnerte. Der Landtag verwandelte sich in ein Land-Concilium, welches förmlich die neue Lehre verdammte, hussitische Bücher und Predigten verboth, jedes ohne Widerruf sterbenden Ketzers Leichnam auf den verachteten Kirchhof der Preußen verwies. Die Geistlichkeit verordnete Bußtage, vertrieb Gespenster durch reichliches Weihwasser, und verbannte die Freundinn der Andacht, die Musik. Lieber hätte sie den eigenen Lebenswandel bessern sollen, Geitz, Hoffart, Schwelgerey. Bischöfe trieben ihre Zehnten mit empörender Strenge ein, kehrten sich wenig an Mißwachs und Hungersnoth, schleuderten ihre Bannstrahlen gegen alle, die nicht den letzten Bissen Brot eigenen Kindern aus dem Munde rissen, um ihn dem schwelgenden Bischof hin zu tragen. Die Hungrigen mochten Knospen von den Bäumen verschlingen, er fütterte mit ihrem Korn seine Schwäne, ging auf die Kranichjagd, und trug höher Leid um einen verlornen Falken, als um eine verlorne Seele. Der weltlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit maßten sich die Bischöfe ungebührlich an. Aus den Klöstern war Zucht und Keuschheit gewichen. Pröpste wurden entsetzt, nicht um sie zu strafen, sondern „uff daß die Geschichten, die sich allda verlaufen, desto bas gestillt würden.“ Man mußte Geistliche aus Breslau verschreiben, um Nonnenklöster zu besuchen, „wenn es Gott weiß groß Nothdurft ist zu Vermeidung des gemeinen Volkes Aergerniß und zu der Nonnen Besserung ihres Gemüths und Lebens.“

Solche Gräuel brachten der Lehre eines Wikleff oder Huß mehr Gedeihen, als Bannflüche ihr schaden konnten, und mit Recht sagten viele Brüder spottend:

„So Gott ist, sieht er unser Plarren nicht an, sondern macht es, wie es ihm eben ist." — Wie aber lauteten die ketzerischen, so sehr verfolgten Lehren? — Hier einige der vornehmsten: „Nur der heiligen Schrift, keines Menschen Worten soll man glauben. — Nur den göttlichen Mittler, keinen Heiligen soll man anbethen. — Es gibt kein Fegefeuer. — Der Sacramente sind nur zwey, Taufe und Abendmahl. — Messen, Fasten, Ablaß, Gelübde, Wallfahrten, sind von Menschen erfunden. — Des Papstes Gewalt erstreckt sich nicht über alle Kirchen, minder noch über alle Reiche und Fürstenthümer. — Ehestand der Priester ist Gott wohlgefällig." —

Solche Sätze waren leichter durch Blitze als durch Gründe zu vernichten. Aber die bisweilen irrende Vernunft nicht allein, auch die Wahrheit wollte Küchmeister unterdrücken; darum erlaubte er sich einen seltsamen Frevel gegen die Nachwelt. Alle Chroniken des Landes wurden eingefordert, den Besitzern abgelockt, abgedrungen und verbrannt. Auch zu dieser That, eines Omar würdig, mußte Furcht vor eingeschlichenen Ketzereyen Vorwand leihen. Aber die neue Lehre war noch so jung, daß einige Blätter aus jeder Chronik gerissen, hinreichend ihre Spur würden vertilgt haben. Andere vermuthen den unlöblichen Zweck, die Unterthanen ihrer Beweise für Rechte und Freyheiten zu berauben. Aber diese standen nicht in Chroniken verzeichnet, darum ist die schimpfliche Absicht kaum zu verkennen, des Ordens anstößige Händel, Habsucht und Zuchtlosigkeit der Nachwelt zu entrücken. Es gelang nur zum Theile, viele Eigenthümer vermauerten ihre Chroniken. Noch in unsern Tagen sind deren wieder aufgefunden worden, und Michael Küchmeister hat — ohne seines Ordens Ehre zu retten — nur seine eigene befleckt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Aufruhr zu Danzig.

Andreas Pfaffendorf hieß ein Schüler des verketzerten Huß, der von Thorn nach Danzig kam, und dort, im Schutze des Burgemeisters Gerhard von der Becke, laut die neue Lehre predigte, Papst= und Mönchthum lästerte. Eure Bettelmönche, sprach er, sind reissende Wölfe, führen Euch vom rechten Pfade zu knechtischer Furcht, meinen, diese oder jene Speise bringe Seligkeit oder Verdammniß. An die Stelle der heiligen Schrift setzen sie Menschengrübeley. Sie haben nur, was sie gleich Hunden zusammen scharren, darum muß das Volk ihr Geplärre bezahlen. Ich aber lehre, Menschen aller Secten, wenn sie Gott anrufen, gehen der Seligkeit nicht verlustig. Ein Prälat, der seinen Unterthanen gebiethet, was nicht in heiliger Schrift gefunden wird, ist ein Verräther, dem sollt ihr nicht gehorchen. Wer nicht Gottes Geboth befolgt: gehet hin und mehret euch: der ist verdammt. Bilderdienst, Gelübde, Fasten, sind gegen die Natur und den wahren Glauben. Des Papstes oder Bischofs Bann ist nur gültig, wenn der Landesherr oder die Gemeinde ihn aufnehmen. Beichte, wie Mönche sie begehren, ist verdammlich. Auch Vermählte sind des Priesteramtes würdig. 1415.

Vornehme Bürger hörten ihm fleißig zu, und raunten sich in's Ohr, es sey wohl Manches wahr. Unter seinen Jüngern war auch der Haus=Comthur.

Aus Ueberzeugung oder Stolz forderte der kühne Prediger die Mönche heraus, mit ihm aus Gottes Wort zu streiten. Sie aber, nur zu glauben, nicht zu prüfen gewöhnt, hetzten, wie Mönche pflegen, den Pöbel gegen den Ketzer auf, und bewirkten eine Ladung vor den päpstlichen Stuhl. Das ergrimmte den Comthur. Die Mönche sollten nicht mehr predigen, noch Messe lessen, noch Almosen empfangen; kein Bürger soll mit ihnen Gemeinschaft haben. Das Volk aber meinte, seinen Hirten geschehe zu viel. Niemand kehrte sich an des Comthurs Verboth. So bald die Nacht herein brach, sammelte sich der Pöbel im Kloster, und kaufte für reiche Almosen böse Rathschläge.

Der Hochmeister erfuhr, daß im Finstern gefährliche Anschläge bebrütet würden. Er eilte selbst nach Danzig, stillte den Hader, und verboth, die hussitische Lehre zu predigen. Pfaffendorf zog wider gegen Thorn, starb aber auf der Reise einen plötzlichen Tod, der seine Feinde bey vielen verdächtig machte. Hatten sie das Bubenstück sich wirklich erlaubt, so war dennoch ihrer Rache Durst noch nicht gelöscht, denn Pfaffendorfs Beschützer, der Burgemeister von der Becke, lebte noch
1416. in Ehren ungestraft. Der sollte am Frohnleichnamstage ermordet werden. Schon lauerten Meuchelmörder bey dem feyerlichen Zuge auf ihn. Es wurde ihm zeitig verkundschaftet, er entwich auf das Schloß. Der wüthende Pöbel zerstörte und plünderte sein Haus. Dann kehrte sich des Volkes Wuth gegen die Rathsherren, deren die meisten sich verborgen hielten, einige zum Hochmeister nach Marienburg flohen. Küchmeister kam sogleich wiederum nach Danzig, versuchte Güte, aber umsonst. Man zog die Sturmglocke, schloß die Thore, griff zur Wehre und Harnisch, brach das Rathhaus auf. Der Hochmeister hielt seine eigene Sicherheit gefährdet und verließ die empörte Stadt.

Ei=

Einige Tage nachher, als der Sturm sich legte, und die nüchtern gewordenen Bürger ob ihres Frevels zu zagen begannen, zeigten die Rathsherren sich wieder; freundlich vermahnend, man solle durch demüthige Bothschaft den Hochmeister versöhnen. Es geschah: die Rädelsführer wurden enthauptet oder Landes verwiesen. Das Geraubte sollte ersetzt, Gewehr und Harnisch auf das Rathhaus geliefert, jährlich ein Eid der Treue von den Aelterleuten erneuert, Zusammenkünfte der Gewerke (Morgensprachen) nur unter Vorsitz eines Rathmannes gestattet, jedes heimliche Besprechen von mehr als vier Handwerkern für Aufruhr geachtet werden. Zwar wandten sich die Danziger an den römischen König, bewirkten auch einen Achtsbrief, der aber keine Folgen hatte. So mußten sie den Frevel streng büßen, obgleich ihr Burgemeister den ausgebrochenen Unmuth soll verschuldet haben; denn Selbsthülfe gegen Obrigkeit führt nie zum guten Ende.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Neuer Krieg mit Pohlen.

Jeder Friede, zwischen dem Orden und seinen mächtigen Nachbarn geschlossen, war stets von beyden Seiten nur eine stille Uebereinkunft, frischen Athem zum neuen Kampfe zu schöpfen, und seit Pohlens Vereinigung mit Litthauen bedurfte es keines prophetischen Geistes, um zu verkünden, daß dieser oft unterbrochene, stets erneuerte Kampf nur mit des einen Kämpfers Vernichtung endigen werde. Alle Zusagen, die der Orden durch überlegene Schlauheit oder Gewalt dem

Pohlen entrissen hatte, wurden mit Recht verspottet, so bald der überlistete oder bezwungene Feind sich wiederum ihm gewachsen fühlte; gleich wie auch die Kreutzherren — an keine Zusage gebunden sich achtend — selbst bey schon gesunkener Macht, über eine Theilung Pohlens heimtückisch unterhandelten, und Gewicht auf ein altes Pergament legten, welches Litthauen ihnen schenkte. Der nimmersatte Eroberungsgeist des Ordens pflanzte sich, wenn nicht auf jeden Hochmeister, doch auf die Brüder fort, weil der Verzehrenden Anzahl unbegränzt war, und noch immer neue Schaaren habsüchtiger Ritter aus fremden Landen herbey strömten; nicht minder vielleicht, weil Langeweile, falscher Ehrgeitz und der fromme Vorwand, Heiden zu bekehren, ihre Schwerter nie ruhen ließ. Wer mag darum den Pohlen verargen, daß sie diesen unleidlichen Nachbar zu vertilgen strebten? daß sie, jetzt mehr als jemahls, diesen Zweck verfolgten, ehe der gebeugte Feind sich wieder erhohlen konnte? — Krieg, ewigen Krieg mit dem Orden, mußte jeder kluge Pohle, zu seines Vaterlands Sicherheit, dem Könige rathen; denn wo ein Geist der Ruhm- und Habgier so klar sich offenbaret, da ist Vertilgungskrieg besser, als kurzer Friede und langsamer Tod.

Aber offen, ohne Häucheley, die minder noch Monarchen als Mönchen ziemt, hätte Pohlen diesen Zweck laut bekennen, nicht armseligen Vorwand ergrübeln sollen, wo sein gefährdetes Daseyn ihm zu fechten geboth. Zögernd ergreift der Geschichtschreiber die Feder, um die kleinen Tücken der Nachwelt zu erzählen, durch die man wechselseitig den Haß beschönigte.

Die Pohlen halten nicht den Beyfrieden, sprach der Orden, sie haben kürzlich einen Edelmann beraubt und dessen Gattinn unbekleidet hinaus gestoßen. Sie haben neue Fähren angelegt bey Bromberg, Fordun und Zlotor. Sie haben Kaufleute, die zur Messe zogen, ge-

plündert, Bothen verwundet, königliche und fürstliche Briefe erbrochen. Sie verbinden sich mit Dänemark, ja mit den Heiden. Sie hägen abtrünnige Brüder. Ihr Hauptmann zu Bromberg verwüstet die Wälder, die zu Schwetz gehören; mißhandelt Ordensunterthanen, hindert freye Schiff-Fahrt. Mitten im Frieden haben die Samayten vor Memel geraubt.

Die Pohlen hingegen klagten über Pferderaub, Mordbrennerey, abgepfändetes Vieh, Plünderung von Kaufleuten, Hägung entlaufener Diebe, Hochmuth und spitzige Reden. Lauter Funken, leicht zu zertreten, doch dem Hasse willkommen für offen liegenden Zunder. Wer beyder Theile Briefe liest, wird versucht zu glauben, er höre nur gemeine Weiber hadern, nicht Männer, nicht Menschenregierer. Zwar Anfangs versuchte Jagello, nach seiner Weise, mit glatten Worten den neuen Hochmeister zu fahen. „Lieber, sonderlicher Freund," redete er ihn an, „wir haben ganz zu euch vertraut, daß die Liebe und Mildigkeit, zwischen uns begriffen, sollte haben eine süße Bleibunge, davon unser Herz groß ward erquickt, und war uns ein Trost, daß ihr wurdet erwählt zu dem status des Meisters und unser Herz ward erweicht, da die Rede vor uns kommen. Nun wissen wir nicht, wovon Eure Liebe in eine andere Gestalt sich gewandelt hat? daß ihr unsern statum lästert und verschwärzet, als ob wir die verschriebenen Gelübde hätten gebrochen, das wir doch von Gottes Gnade nie gethan haben, und was man noch erfüllen soll, das wollen wir erfüllen mit lauterem Herzen. Sundern Ihr, lieber Freund, merket ob euch das ziemt zu thun? merket auch, ob ihr die eigenen Gelübde habt erfüllet u. s. w." Gern wolle er sich dem Papste unterwerfen, allein der Orden mache Winkelzüge. — Ein anderes Mahl schrieb er: „wir dürsten nach Frieden, und hätten geglaubt

in dessen Süßigkeit das andere Theil unsers Lebens zu enden."

Als diese Sprache fruchtlos blieb, änderte er den Ton: „Wir sind jederzeit von Euch verachtet worden. Schon als wir uns taufen lassen, bathen wir den Hochmeister Conrad Zöllner zu Gevatter, aber der verschmähte, unser geistlicher Vater zu werden."

„Ihr hattet ihm zugesagt," wurde erwiedert, in vier Jahren den Christenglauben zu bekennen; das Wort habt ihr nicht gehalten, sondern nachher euch taufen lassen um der Christen Lande willen, daß Ihr möchtet König zu Pohlen werden, nicht von christlicher Liebe und göttlicher Inngeistung. Das war zu verspüren aus Eurer Ehe, da Ihr einem edlen, christlichen Fürsten sein verlobtes und vertrautes Weib nahmt. Auch ließt ihr durch Unchristen, wie Skirgailo, Eure Lande regieren, wer mochte euch denn trauen?"

Solche Vorwürfe mußten tief an eines Königs Herz greifen, der vor ganz Europa den Ruhm eines eifrigen Christen zu erlangen strebte.

Ein anderes Mahl forderte Witold mit Ungestüm entlaufene Russen zurück, die ihn bestohlen. „Der Comthur hat sie geleitet gen Ragnit," erwiederte der Hochmeister, „wir dürfen des Comthurs Hand nicht brechen."

Das sey eine Antwort, meinte Witold, „gleich als von Menschen, die nicht Vernunft haben."

„Wir danken dem gütigen Gott," versetzte Küchmeister, „daß er uns mit Gnaden in solchem Witze enthalten hat." — Der Großfürst, diese Ausdrücke mißverstehend, klagte bitter, man habe ihm vorgeworfen, er sey vernunftlos. Trotzig bestand er auf Auslieferung entronnener Diebe. „Warum hägt ihr abtrünnige Brüder?" antwortete man ihm trotzig, „die

wider ihrer Seelen Seligkeit nach Litthauen entwichen, dort sich vermählt haben."

Vermählt, aber nicht gestohlen, versetzte Witold, und drohte mit einer Klage vor dem Papste.

Es würde der Geschichte keinesweges ziemen, solche Armseligkeiten aufzubewahren, wenn nicht ihre Pflicht heischte, allen Quellen nachzuspüren, die, kaum bemerkt, durch Sümpfe schleichen, aber nach und nach zum brausenden Strome sich sammeln.

Eine persönliche Zusammenkunft zwischen Jagello 1414.
und dem Hochmeister verwandelte die Gemüther nicht. Hinterlistig trieb der König zu gleicher Zeit ein verdecktes Spiel mit dem alten gefangenen Meister.

Indessen näherte sich des Waffenstillstandes Ablauf. Der Kaiser schrieb aus Wälschland, wünschte seinem Gevatter Küchmeister Glück zu der neuen Würde, und erboth sich freundlich, den Orden abermahls mit Pohlen auszugleichen. Dennoch überraschte es den Hochmeister, als er plötzlich eine Ladung empfing. Der 10. Aprill war anberaumt, und nur vier Wochen früher kam das Schreiben ihm zu Handen. Die Zeit war kurz, das fiel ihm auf. Geleite fehlte, das machte ihn mißtrauisch. Pohlen hatte fast zu gleicher Zeit einen Tag mit dem Orden zu halten versprochen, das konnte er nicht zusammen reimen. Zwar fertigte er, um Aufschub bittend, Gesandten ab, doch mit der Warnung, sich wohl vorzusehen. „Gedenkt, da wir selbst zu Ofen waren, daß man uns mit süßen Worten und Reden Bekümmernisse genug machte, und da es zum Ende kam, befanden wir ja wenig in der That. Darum lasset euch süße Reden und Worte der Leute nicht betriegen. Haltet auf den Thorner Frieden. Den Spruch möget ihr anhören, doch bedünkt es euch zu arg, so beruft euch ohne Säumen auf das Concilium."

Jagello, meinte er, habe alles angestiftet. Warum sein Vertrauen auf Sigismund wankte, nachdem er selbst vor funfzehn Monathen eine Theilung Pohlens mit ihm verabredet, nachdem er auch in diesem Jahre dem immer Geldbedürftigen ansehnliche Summen ausgezahlt, ist unerklärbar, wenn nicht vielleicht die wegen Danzig ausgesprochene Acht ihm unvergessen blieb. Indessen geboth Klugheit, den Argwohn zu verhüllen. Freundlich demüthig bath er den Kaiser um Recht oder Hülfe: „wenn ihr von Gott allein dazu gesetzt seyd."

Auch war sein Mißtrauen dieses Mahl grundlos. Des Kaisers Räthe bestätigten zu Ofen den Thorner Frieden. Jagello's getäuschte Hoffnung ging in Trotz über. Zwar wurde noch der verabredete Tag zu Grabau gehalten, aber bittere Vorwürfe, unleidliche Ansprüche durchkreuzten die Unterhandlung. Jagello forderte Pommern, Culm, Michelau, Samayten und Sudauer Land als väterliches Erbe. Was diesseits der Drewenz an Pohlen stößt, und jenseits der Weichsel an Pommern gränzt, mit Nessau, Moryn, Orlow, Zlotor und sogar einen Theil der Neumark. Wenn alles dieß vorläufig bewilligt worden, dann wolle man erst noch berechnen, was an Schadenersatz den Pohlen gebühre.

Kaum hätte er am Abend nach der Schlacht bey Tanneberg mehr fordern können; darum des Hochmeisters spöttische Antwort nicht befremden durfte: „Liebe Herren, greifet glimpflich in diese Sachen." Doch, um Blutvergießen zu vermeiden — (so sprechen Fürsten immer, wenn es an Blut mangelt) — erboth er sich, die Lande Samayten abzutreten, „die gar groß unserm Orden haben gekost." Vergebens! Man schied erbittert.

Ohne Zweifel sah der König wohl voraus, daß seine übermüthigen Forderungen nur würden belächelt werden; also war längst Krieg sein Beschluß, und jede

Unterhandlung Gaukeley. Mit einem furchtbaren Heere überfiel er Preußen. Sechs Meilen in die Runde, wo seine Heuschrecken zogen, entstand eine Wüste. Noch ein Mahl sandte Küchmeister ihm entgegen, um den Sturm abzuwenden. Statt der Antwort führte man die Bothen im unermeßlichen Lager umher, vermeinend, den mannhaften Orden zu schrecken. Sie aber nutzten die Eitelkeit, um seinen deutschen Söldnern einen offenen Brief zu übergeben, in welchem sie erinnerten, „wie deren Vorfahren stets dem Orden beygestanden; den verleumde man jetzt, als tödte er gefangene Söldner, mißhandle sogar die Erschlagenen. Solche Gräuel verübe der Orden nie. Wohl aber hätten oft die Pohlen das heilige Sacrament aus der Monstranz gerissen, unter die Füße getreten."

Jagello rächte sich durch aufhetzrnde Briefe an die vornehmsten preußischen Städte. Schon unter Heinrich Reuß war ein gleicher Versuch unbeantwortet geblieben. Jetzt schrieben die Städte höflich, entschuldigten ihr damahliges Schweigen, erklärend, der alte Meister habe die Briefe unterdrückt. Allein der neue (so könne man versichern) bemühe sich ernstlich um Frieden, lasse keine Bedingung desselben unerfüllt.

So tobte nun das Ungewitter fort. Des Ordens Klagen ergossen sich, bald bitter, bald wehmüthig vor dem Papste und allen christlichen Fürsten. Doch nicht allein in Klagen suchte er Heil. Küchmeister, mit ungleichen Kräften, vermied den Fehler Ulrichs von Jungingen; er wagte keine offene Feldschlacht, sondern warf sich in die Schlösser. Jagello verheerte Osterode, Neidenburg, Allenstein, das Bisthum Heilsberg, die Gebiethe Brandenburg, Balga, Elbing, Christburg, das Bisthum Riesenburg, ja selbst einen Theil von Marienburg. Bey Verbrennung von Mehlsack hieben

die Pohlen den Heiligenbildern die Köpfe ab, durchstachen Kinder und traten sie mit Füßen.

Küchmeister mußte eilig die Liefländer ersuchen, ihr Getreide nur nach Preußen zu verkaufen, damit man Saat und Brotkorn haben möchte.

Unter allen Gräueln dieses Krieges verdient ein milder Zug Auszeichnung. Die schlesischen Fürsten in des Königs Heere schlugen vor, daß man hinfort des Jungfrauenraubes sich enthalten, die schon geraubten zurück geben solle. Der Hochmeister bewilligte es alsobald, nicht ohne bittere Vorwürfe über schon verübte Grausamkeiten.

So gering des Ordens Macht, so thätig sein Widerstand. Er rückte in Cujavien ein. Danziger Schiffkinder zogen die Weichsel hinauf, überraschten die Gegend um Thorn. Der Comthur daselbst, mit den Culmern, verheerte Dobryn. Auch die Liefländer fielen in Pohlen ein, „und also," spricht die Chronik, „ging es durch einander und hatten beyderseits davon kleinen Frommen."

Vornehmlich suchte Küchmeister dem prassenden Heere die Lebensmittel abzuschneiden. Es gelang nicht selten, und eine Streifpartey nahm einst Witolds Marschall gefangen. Der König, von Heilsberg ablassend auf des Bischofs Bitten, von Holland zurück gewiesen durch tapfere Vertheidiger, rüstete sich zum Angriffe von Culm und Thorn. Aber ein aufgefangener Brief lockte ihn bald von der schweren zu der leichteren Eroberung. Straßburg (oder Brodnitz) an der Drewenz und Pohlens Gränze gelegen, konnte für einen Schlüssel von Preußen gelten; dennoch war der Ort mit Volk und Brot nur karg versehen. Das meldete dem Hochmeister der besorgte Comthur; sein Bothe wurde ergriffen, im pohlnischen Lager ausgeforscht. Alsobald eilte das Heer vor Straßburg, wo, unerwartet, ein hefti-

ger Widerstand es ermüdete, denn Ritter Niclas Rebenitz, mit nicht mehr als 30 Gleffnern, vertheidigte sich männlich. Ein Monath verstrich. Endlich ergab sich die Feste, aber Mangel entkräftete des Königs Volk. Tausende wurden von der Ruhr hingerafft. Hunger tödtete die Pferde. Zufuhr hemmte der Feind. Was noch fechten konnte, wurde aufgerieben durch unaufhörliche Scharmützel. Das stolze Heer schmolz täglich, mit ihm Jagello's Uebermuth.

Willkommen war ihm daher die Ankunft des Bischofs von Lausanne, der, vom Papste beauftragt, Frieden stiften sollte. Dem Legaten zu Ehren, oder um den Ruhm eines christlichen Fürsten zu behaupten, ließ Jagello einige Kirchenzerstörer, Frevler an den heiligen Sacramenten, rädern, sich stellend, als sey zuvor, neun Wochen lang, der Gräuel ihm verborgen geblieben.

Beyder Theile Lage erleichterte dem Friedensstifter sein Geschäft; dessen Folge: Waffenruhe von zwey Jahren. Außer den Gefangenen und großer Beute, blieb dem Könige von allen Eroberungen nichts, als das Gränzschloß Jeßnitz, von einem nichtswürdigen Ordensbruder ihm verrathen.

Des ewigen Zwistes gänzliche Entscheidung wurde dem Concilium zu Costnitz anheim gestellt. Bis zu dessen Spruch sollte der Orden die Güter Neudorf, Moryn, Orlow, den Pohlen räumen.

Gern möchten pohlnische Geschichtschreiber die Nachwelt überreden, nur aus Herzensgüte und Achtung für den Papst habe Jagello Frieden bewilligt; allein der bloße Nahme, den sie diesem Kriege beylegen, zeugt dagegen; denn sie nannten ihn den Hungerkrieg.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Pohlen und der Orden vor dem Concilium zu Costnitz.

Es scheint, der Mensch sey geboren, um alles zu mißbrauchen, was ihn beglückt; vormahls den Glauben, später die Vernunft. Als noch der Glaube in Europa heimisch war, da beugte sich mit Ehrfurcht jeder Christ vor einer allgemeinen Kirchenversammlung, der selbst die Päpste gehorchen mußten. Dieses erhabenen Richterstuhles endlicher Entscheidung blieb Großes und Kleines vorbehalten; zu ihm floh der Schwache, ihn scheute der Starke, wenn nicht aus Ueberzeugung, doch um Erhaltung des christlichen Rufes, an dem das Urtheil und Vertrauen der Mitwelt hing. Was den Grieche der Areopag, das war den Christen ein Concilium. Nützlicher Wahn, durch Aufklärung verschlungen, ohne Ersatz.

Um das Aegerniß von dreyer Päpste gespaltener Herrschaft endlich zu vertilgen, erschienen zu Costnitz
1414. die Prälaten aller christlichen Völker, an ihrer Spitze Papst Johann XXIII., die Gesandten aller Höfe, oder die Fürsten selbst, an ihrer Spitze Kaiser Sigismund. Das erste Hochamt hielt der Papst, die erste Messe sang der Kaiser selbst im priesterlichen Schmucke. Der große Gegenstand, der geistliche und weltliche Hirten versammelt hatte, erschöpfte weder deren Zeit noch Eifer.
1415. Unter denen, die Gehör suchten und fanden, zeichneten sich vor allen durch lebhaften Streit Pohlen und der Orden aus. Der Bischof von Posnanien führte das Wort im Nahmen Jagello's, rühmte dessen Unterwür-

sigkeit, als eines gehorsamen Sohnes der Kirche, dem des Papstes Wunsch alsobald die siegreichen Waffen aus der Hand gewunden, und bath um Friedensvermittelung. Doch scheuend die förmliche Untersuchung von des Ordens beurkundeten Ansprüchen, trachtete Pohlen vielmehr die Grundpfeiler der verhaßten Macht zu stürzen, indem es, statt der einfachen, vom Staatsrechte zu entscheidenden Frage, einen spitzfündigen theologischen Satz aufstellte: ob es erlaubt sey, den christlichen Glauben durch Waffen auszubreiten? — Dieser, in solchen Zeiten, vor einer solchen Versammlung, sehr gewagte Satz, mußte nothwendig Aufsehen erregen. Die Väter entrückten ihn weislich der Menge, indem sie einigen ihrer Glieder dessen Prüfung übertrugen.

Nun überreichte Paul Wladimir, Canonicus und Rector der Universität Krakau, eine Schrift: von päpstlicher und kaiserlicher Macht über die Ungläubigen. Er behauptete keck, „weder jene, weder diese, hätte gegen die Heiden den Orden bewaffnen können, darum dessen Besitzthum nicht Eroberung, sondern Raub, dessen Pflicht Ersatz wäre. Eigenthumsrecht könne bestehen mit Unglauben, göttliches Recht das natürliche nicht heben. Ketzerisch nannte er solche Freybriefe, ketzerisch den Orden, wenn er seine Stiftung darauf gründe. Mit Gewalt den Glauben zu verbreiten, sey des Christen unwürdig und nur ein Vorwand, fremde Länder sich anzumaßen."

Wladimirs kühne Wahrheit würde in Erstaunen setzen, Achtung erzwingen, hätte er nicht durch seltsamen Widerspruch die eigenen Behauptungen entkräftet; denn er schloß mit dem förmlichen Bekenntniß: dem Papste stehe zu, Länder zu verschenken und Heiden durch das Schwert zu bekehren.

Es war voraus zu sehen, daß die Väter jene weit greifenden Sätze verdammen, oder mindestens durch

Schweigen nur beantworten würden. Sie thaten das Letztere, und vergaßen Pohlens ketzerisches Vernünfteln am Scheiterhaufen eines vernünftigen Ketzers, Johann Huß. Welthändel sollten verschoben werden, bis zur Beendigung der kirchlichen.

Da wandten sich die Pohlen an den Kaiser, versprachen ihm Hülfe gegen Türken und Böhmen, wenn er hinwiederum seinen Beystand gegen den Orden verleihen wolle. Dieses Mahl beschränkte sich ihre Forderung auf Samayten, Sudauen und Geld. „Da haben wir ihnen eine Antwort gegeben," schrieb Sigismund an den Hochmeister, „darin wir dein und deines Ordens zu Gut nicht vergessen haben."

Küchmeister suchte des Kaisers Gunst durch Unterwürfigkeit und Zuträgerey zu befestigen. „Todt und lebend, Gedeihens und Verderbens, wollte er beym Reiche halten." Jagello, schrieb er, stehe nach Sigismunds Landen; habe laut frohlockt, als der Kaiser in Wälschland Hindernisse gefunden, vermeinend, nun könne er desto sicherer sein Spiel treiben.

Des Ordens Geschäftsträger zu Costnitz war Johann von Wallenrod, Erzbischof zu Riga, dem Verstand und Schlauheit großen Einfluß bey der Kirchenversammlung erwarben. Ihm meldete der Hochmeister: „es steht mißlich mit Pohlen. Jagello hägt in seinen Häusern und Landen Räuber, die das Ordensgebieth verwüsten, deren einige wir gefangen haben. Das geschicht alles mit Witolds Wissen, und die Herzoge von der Masau sehen durch die Finger. Tragt es dem Concilium vor; an dessen Urtheil sich aber die Pohlen wenig kehren wollen, wenn nicht Pommern ihnen zugesprochen wird. Seht euch vor, kein Land abzutreten; versprecht auch kein Geld, denn wir haben keines."

Aber auch Jagello hatte gerechte Ursache zu klagen; denn die zugesagte Räumung jener Dörfer, Orlow,

Neudorf, Moryn, wurde, unter kahlem Vorwande, bis zum Ausspruche des Conciliums verschoben. Umsonst drohte der Hauptmann zu Leslau dem Burggrafen zu Moryn, dessen Leuten Hand und Fuß abzuhauen, wenn er nicht binnen drey Tagen den Platz übergäbe. Umsonst übertrug der römische König dem Markgrafen von Brandenburg den Empfang der Dörfer, um sie den Pohlen auszuliefern; Markgraf Friedrich erschien sogar in Person, allein Küchmeister sprach: „davon steht nichts in des Kaisers Briefen; ihm, aber nicht den Pohlen, wollen wir die Güter zur Bewahrung räumen.“ Trotz dieser Wortbrüchigkeit versuchte er bittend von Jagello das Gränzschloß Jeßnitz zu erhalten, „um zu vermeiden viel böse Verräthniß und Zwietracht, die davon zwischen beyden Landen entsprungen seyn.“ Würde das Concilium dem Orden solches absprechen, so wolle er es dann willig zurück geben. Es kann den Pohlen nicht verargt werden, daß sie Gewissenlosigkeit durch Ungefälligkeit vergalten.

Zu Costnitz erneuerten sie den Angriff mit andern Waffen, suchten jetzt mehr durch Lästerungen als durch Gründe des geführten Krieges Gerechtigkeit zu erweisen. Treulich gaben des Ordens Sprecher die Lästerungen zurück, doch begleitet von bessern Gründen. Sie wählten die einzige rechtliche Art, der Sache Klarheit darzustellen, denn sie begannen der zahlreichen Versammlung des Ordens Urkunden vorzulesen. Doch dieser waren so viele, die meisten so lang, daß Leser und Zuhörer bald ermüdeten. Die Versammlung wurde aufgehoben, nichts entschieden. 1416.

Jagello wählte schlau ein anderes Mittel, den Orden zu verkleinern, ein Mittel, das nothwendig wirken mußte, wo Priester zu Gericht saßen. Sechzig von ihm bekehrte Samayten, lebende Zeugen seines Eifers,

verließen ihre Wildniß, erschienen vor dem Concilium und bathen um Prediger, des blinden Volkes Erleuchtung zu vollenden. Die Gegenwart dieser des Satans Klauen entrissenen Wilden begeisterte die Versammlung; der Cardinal von Ragusa trat auf, und erboth sich selbst, in Begleitung einiger Gehülfen, das gute Werk zu vollbringen. Daß er des fremden Volkes Sprache unkundig war, hielt ihn so wenig als einst den heiligen Adalbert zurück.

Nicht lange, so erschienen die Samayten zum zweyten Mahle, bittere Klagen führend über die Kreutzherren, welche mehrere dieses Volkes in Fesseln gelegt, und, als künftige Eigenthümer von Samayten, begehrt hatten, die neue Kirche dem erzbischöflichen Stuhle zu Riga zu unterwerfen. Unwillig befahl die Versammlung, augenblicklich die Gefangenen zu befreyen. Nur dem Kaiser und ihrem Bischofe sollten hinfort die Samayten, in weltlichen und geistlichen Dingen, als obersten Richtern gehorchen. Durch diesen Spruch wurde kein Theil befriedigt oder begünstigt, indem sowohl Riga als Gnesen der erzbischöflichen Gewalt über Samayten verlustig gingen.

Auch Witold versuchte einen Kunstgriff, um die Väter zu gewinnen. Er sandte griechische Bischöfe nach Costnitz, die erklären sollten: nur das Verlangen, sich dem römischen Stuhle zu unterwerfen, habe sie vermocht zu dieser Reise. Doch als man dort sie verhörte, ergab es sich, daß der Großfürst zu dem Gaukelspiele sie gezwungen.

Sigismund war nicht gegenwärtig, als Pohlen und der Orden unermüdet vor den Vätern der christlichen Welt den Zungenkrieg führten; er war in Frankreich, das er vergebens mit England auszusöhnen trachtete. Besser gelang ihm aus der Ferne, unterstützt von Frankreichs Könige, den Waffenstillstand

in Norden auf ein Jahr zu verlängern. Obschon Jagello sich vorbehielt, seine Ansprüche vor der Kirchenversammlung, dem römischen Kö ige, oder sonst einem ihm beliebigen Richter zu erweisen, so war er doch auch nicht abgeneigt, während der Waffenruhe mit dem Orden selbst, ohne eines Dritten Zwischenkunft, die lange Fehde wo möglich zu beendigen. Küchmeister fühlte gleiches Bedürfniß; man wurde höflicher gegen ei ander. Witold beschenkte den Hochmeister mit Seltenheiten seines Landes, dieser hingegen die Großfürstinn mit Rhein-Wein. Gefangene Masovier ließ er ledig, weil Witold gebethen, daß es ihm „zu Lipniß" geschehe. D.r Großherzog vergalt die Gefälligkeit augenblicklich, indem er eine doppelte Zahl preußischer Gefangenen entfesselte. Dem Könige wurde vergönnt, sicher im Ordensgebiethe zu jagen. So rückte man allmählich einander näher. Der Meister von Liefland, Siwert Lander von Spanheim, trat ins Mittel, dem Hochmeister rathend, er solle sich d e m ü t h i g e n. „Gern, erwiederte dieser, aber es wird fruchtlos bleiben." Unabgeschreckt wünschte Siwert Lander eine persönliche Zusammenkunft zwischen den ermüdeten Feinden. Sie waren bereitwillig. Wielun an der Memel wurde bestimmt zum Sammelplatze. Einen Bogenschuß vom Ufer entfernt schlug der König sein Lager auf. Der Hochmeister kam zu Wasser, verließ auch seine Schiffe nicht. Viel Prunk und wenig Vertrauen hatten beyde mitgebracht. Herrscher, die als Menschen sich unter die Augen treten, versöhnen sich bisweilen leicht, wenn nur Staatsvortheil, nicht persönliche Abneigung sie trennte. Auch was etwa mit Unrecht ihnen aufgebürdet worden, mögen sie wohl verzeihen, nur nicht Vorwürfe in Wahrheit begründet; und eben diese hatte man zu oft, zu derb sich vorgerückt. Es waren nicht mehr Pohlen und der Orden, es waren Jagello und

Küchmeister, die sich haßten. Daher blieb schon der erste Zweck, Unterredung zwischen beyden, unerreicht. Stolz und Widerwille schieden die Häupter. Nur die Räthe unterhandelten. Alte Forderungen wurden größten Theils erneuert, der Orden aber wollte bey seinen Gränzen bleiben, nur auf Samayten verzichten, wenn Jagello dagegen allen sonstigen Ansprüchen auf immer entsagen würde. Als den Pohlen das nicht genügte, entfernte sich der Hochmeister hastig.

Witold, dem Litthauens Königskrone jetzt nicht mehr gleichgültig war, hatte treulich vermittelt. „Warum verzogt ihr nicht zwey Wochen?" schrieb er bald nachher, „um so wichtige Dinge nach Wunsch zu beendigen." —

„Weil eure Räthe," war die Antwort, „bestimmt erklärten, alles Gerede sey überflüssig."

„Warum," fuhr jener fort, „kamt ihr nicht selbst zum Könige, da ihr so nahe wart? warum verschmähtet ihr das?"

„Lieber Herr," versetzte der Hochmeister, „ihr habt uns vormahls in etlichen eurer Schriften Hochmuth zugelegt; aber Gott weiß, wir sind demüthig und wären gern gekommen, hätte man uns berufen."

„Nein," erwiederte der Großfürst, „ihr habt weder uns noch den König sehen wollen. Wir haben es immer gut gemeint, nun aber unser Thun und Schreiben euch nicht zu Willen gewesen, so wollen wirs künftig lassen."

Es ist schwer zu entscheiden, an wem die Schuld der abgebrochenen Unterhandlung lag. Witold sagte laut: „des Ordens Geizigkeit sey Ursach des christlichen Blutvergießens." Küchmeister wollte zum mindesten den Schein von sich wälzen. Er schickte noch einmahl den Meister von Liefland zu Witold, ihm dankend „daß er so getreulich sich bearbeitet" und klagend „daß

es nicht zum guten Ende gekommen, da der Orden doch nichts begehre als sein Land und Gränze."

Ihr scherzt, sprach Witold. Siwert Lander betheuerte den Ernst. „Wollt ihr auch vor dem Könige so reden?" fragte jener, und dieser bejahte ungescheut. Da führte ihn der Großfürst zu Jagello, vor dem er sein Anbringen muthig wiederhohlte. „Ihr seyd übermüthig," sprach der König, „darum seyd ihr so schnell aufgebrochen, darum kommt es nimmer zum Frieden. Ihr achtetet es gar geringe, daß wir so weit herauf gezogen. Wir hatten vormahls euren Meister in unsern Händen; wir hätten ihn tödten können; nun wollte er uns nicht ansehen. Pommern und Culmer-Land sind uns verfallen, weil ihr den ewigen Frieden gebrochen."

Wodurch? fragte der Gesandte.

„Der Orden, hieß es, nahm das Land Dobryn, das unserer Krone gehörte; wir mußten es lösen; dann wurde es von Euch verwüstet."

Da fuhr der Meister von Liefland heraus: „Ihr und Witold habt dem Orden das Land Samayten geschenkt, mit freyem Willen und Zustimmung der Eurigen, also daß an den Briefen über 70 oder 80 Insiegel hängen. Da nun die Samayten vom Christenthum sich wandten, bath euch der Hochmeister, ihm zu helfen. Ihr spracht, Samayten gehöre dem Orden, der könne damit thun nach Gefallen. Wohl, sagte unser Meister, wollt ihr euch dessen nicht annehmen, so wollen wir es schon mit Gottes Hülfe bezwingen. Aber alsobald ließt ihr euch vernehmen: wenn er in Samayten ziehe, so würdet ihr Preußen überfallen; wer hat da den Frieden gebrochen?"

Diese Unterredung, die nur alten Zwist und alten Groll erneuerte, war dem Großfürsten peinlich, zumahl in Gegenwart vieler Pohlen und Litthauer. Man fer-

tigte den Gesandten mit schnöder Antwort ab. Doch um den bösen Eindruck zu mildern, schrieb Witold, der jetzt wahrhaft Frieden wünschte: „Zürnet nicht, daß wir uns etwas ernstlich gegen euch verantwortet haben, weil ihr sehr hart mit uns geredet vor so vielem Volke. Wäre es allein geschehen, so hätten wir es nicht geachtet."

Als diese Friedenshoffnung abermahls verschwun-
1417. den war, ließ Jagello zu Costnitz erklären: man dürfe ihm jetzt nicht verargen, wenn er aufs neue die Waffen ergreife. Der Orden hingegen berief sich eben daselbst auf Schiedsrichter, die das Concilium ernennen möge. „Dieß Erbiethen," so berichtete der Comthur zu Balga von Costnitz kommend, „hat dem Orden großen Glimpf gemacht vor allen Nationen, und nemelich vor den Cardinälen, die uns gänzlich meinen beyzustehen." Zwar äußerte er dennoch wenig Hoffnung, doch könne es zum Beweise dienen vor Jedermann, „daß dem Orden ungutlich geschehe."

Ganz ohne Wirkung blieben dessen Klagen nicht, denn das Concilium befahl beyden Theilen, unter Androhung ewiger Verdammniß, aller Feindseligkeiten sich zu enthalten. Diese ernste Drohung bahnte den Weg zu einem neuen Waffenstillstande, (vielleicht erzwang ihn auch die Pest —) den der Meister von Liefland, vereint mit dem Bischofe zu Dorpat, auf ein Jahr beteidingte, unbeschadet dem etwanigen Spruche der Kirchenversammlung. Frankreich und der Kaiser bestätigten abermahls den erwünschten Aufschub.

Vor dem Concilium gerieth der Orden jetzt in einen schimpflichen Verdacht, als habe er einen feilen Gelehrten bestochen, um gegen Pohlen eine bittere Schmähschrift zu verfertigen. Johann Falkenberg hieß der Verfasser, ein Dominicaner und Professor der Theologie, aus einem pommerschen Kloster, jetzt in Costnitz

gegenwärtig. Kein Grund seines Hasses gegen Pohlen war bekannt, eines Hasses, der so weit ging, daß er die ewige Seligkeit zum Preise für die Vertilgung des pohlnischen Nahmens machte. Der Erzbischof von Gresen beschwerte sich laut. Falkenberg wurde verhaftet, sein Werk untersucht, verdammt. Zwar belasteten seine Aussagen den Orden nicht, den ausdrücklich der Kläger als Anstifter nannte, doch konnte der Verdacht nicht ausgerottet werden, denn, fragte man sich, was bewog diesen Falkenberg solcher Gefahr sich auszusetzen: Gefängniß, Schimpf im Angesichte der Väter, Rache der erbitterten Pohlen? Da mußte wohl ein mächtiger Reiß ihn versucht, eine schimmernde Belohnung ihn gelockt haben.

Jagello war davon so überzeugt, daß er es geradezu in einem Briefe an den Papst behauptete. Die Geschichtschreiber Pohlens haben die gehässige Beschuldigung verewigt. Der Schmähschriftler, so wird erzählt, entschlüpfte seinem Gefängnisse, unter Vergünstigung des Papstes; er brachte sein Werk dem Hochmeister, empfing zum Lohne nur vier Mark, die er verschmähte, nun noch weit heftiger gegen den Orden schrieb, und diese Geburt seiner Rache dem Concilium zu Basel überreichen wollte. Doch in Straßburg plünderten ihn Ordensbrüder oder Freunde, und raubten ihm die Frucht seiner gemißbrauchten Fähigkeiten. Strenge Beweise mangeln. Hingegen ist gewiß, daß jenes berüchtigte Werk des feilen Dominicaners, nicht in einer allgemeinen Sitzung der Kirchenversammlung, sondern nur von wenigen dazu beauftragten, verurtheilt worden. Das erstere begehrten die beleidigten Pohlen als Genugthuung. Es wurde verweigert. Da beriefen sie entrüstet sich auf ein künftiges Concilium. Die Franzosen traten auf ihre Seite, weil Falkenbergs Grandsätze mit denen überein kamen, durch welche da-

mahls Jean Petit den Meuchelmord des Herzogs von Orleans rechtfertigen wollte. Auf beyde wurde nicht geachtet. Man war es müde, nach vierthalb bereits verflossenen Jahren, wegen solcher Armseligkeiten noch länger in Costnitz zu verweilen.

1418. Der neuerwählte Papst, Martin V., versammelte die Väter zum letzten Mahle. Der Kaiser selbst war gegenwärtig. Nach der Messe rief ein Cardinal überlaut: „Gehet hin in Frieden!" Alle Anwesende antworteten „Amen!" Dennoch war dieser fromme Wunsch nicht das letzte Wort, denn die Pohlen erhoben sich noch einmahl, um ein Verdammungsurtheil über Falkenberg zu erzwingen, bevor die Versammlung aufgelöst würde. Dem widersetzten sich die Engländer und Spanier, erklärend: Falkenbergs Buch sey nicht einmüthig als ketzerisch von ihnen verdammt worden. Noch andere wollten reden. Der Papst sah sich genöthigt, unter Androhung des Bannes, Schweigen zu gebiethen. Die Versammlung ging aus einander. Martin V. ritt aus der Stadt in einem goldenen Meßgewande, mit weißer Inful auf dem Haupte, auf einem Zelter mit Scharlach bedeckt, den beym Zaum der Kaiser führte. Ein Churfürst und zwey Herzoge trugen des Rosses Decke. Fürsten, Grafen und Herren folgten demüthig. — Erst sieben Jahre später bewirkte Jagello, dessen rachsüchtiges Gemüth den Schimpf nicht verschmerzen konnte, ein päpstliches Verdammungsurtheil. Die Schmähschrift wurde zerrissen; Falkenberg mußte feyerlich widerrufen, und büßte im Kerker.

Der Orden hatte nichts gewonnen in diesem jahreslangen Rechtshandel vor dem höchsten Richterstuhle der christlichen Welt. Leider blieb selbst dieser von Bestechung nicht unbesudelt.

„Des Ordens Freunde und Gönner rathen," berichtete der Comthur zu Balga, daß dem Papste und

etlichen Cardinälen eine Ehrung geschehe — (eine Ehrung nannte man es!) — an kostbarem Pelzwerk oder Silberzeug, 1000 Ducaten an Werth, damit man sie gutwillig mache zu den Geschäften." Noch deutlicher ließ der Erzbischof von Riga sich vernehmen: „Papst, Cardinäle und Jedermann trachten hier nach Geld und Gaben, daß wir uns wohl besorgen, mit ledigen Händen wenig Frommens zu erwerben." — „Die Pohlen haben den Papst, den König, die Cardinäle, und sonst viele andere Fürsten groß begabt, daß sie vaste von ihnen gehört werden; verläugnen auch gänzlich, daß sie den heiligen Leichnam an die Erde geworfen, Frauen beschämt, Kindlein erstochen u. s. w."

Der Hochmeister, dem ohnehin seiner Gesandten Zehrung sauer zu entrichten wurde, schrieb: „wir können leider nichts geben, denn wir haben nichts, und wollen niemand vertrösten auf Gelübde, die wir nicht halten können." Darum soll der Erzbischof nur des Ordens Noth vortragen: „will man es nicht zu Herzen nehmen, nun so müssen wir es Gott anheim stellen."

Zwar unterhielt er ein geheimes Verständniß mit des Kaisers Schreiber, allein Versprechungen waren alles, wodurch er dessen Eifer zu spornen vermochte.

Einige glauben, Johann von Wallenrodt, der um diese Zeit das Ordenskreuz ablegte und Bischof zu Lüttich wurde, habe, ein treuloser Geschäftsträger, den Orden selber unterdrücken helfen. Wahrscheinlicher hat Geldmangel der Väter Ohren verschlossen; darum wirkten Jagello's Geschenke ungehindert, und brachten ihn sehr nahe zum Ziele, denn wirklich war bereits der Bann gegen den Orden ausgesprochen, und nur der neue Papst, vom Hochmeister angerufen, hemmte dessen Wirkung.

Mit manchen Gründen mochten die Väter ihre, den Pohlen bewiesene Vorliebe beschönigen. Jagello, ein neubekehrter Fürst, konnte, gereitzt, leicht zu seinen Götzen, oder zu der Hussiten Ketzerey sich wenden. Sein Eifer, Litthauer und Samayten von des Götzendienstes Gräueln durch die Taufe rein zu waschen, hatte ihm der Kirche Gunst erworben. Auch künftig konnte er ein nützliches Werkzeug werden, die, seinem Zepter unterworfenen, von der wahren Kirche getrennten Russen, in deren Schooße wieder zu versammeln. Darum vielleicht erhob der Papst, noch ehe er Costnitz verließ, den König von Pohlen und den Großfürsten von Litthauen zu General-Vicarien der Kirche in ihren Staaten, und befahl, vom Kaiser unterstützt, den Waffenstillstand abermahls auf ein Jahr zu verlängern. Auch sollte der Orden ohne Widerrede Orlow, Moryn und Neudorf endlich räumen, bey Strafe von 100,000 Gulden, nur mit der Einschränkung, daß Pohlen diese Oerter nicht befestigen dürfe.

So war es Jagello, der siegreich aus den Schranken der Kirchenversammlung hervor ging.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Vorsichtsmaßregeln des Hochmeisters.

Während zu Costnitz in der Wage der Gerechtigkeit das Zünglein schwankte, versäumte Küchmeister nicht, auf den schlimmsten Fall sich zu rüsten. Alte Feinde versöhnen, alte Freunde erhalten, neue gewinnen, darauf ging er aus. Zwischen Herzog Bogislaus von Stolpe und dem Orden vermittelte Markgraf Fried- 1416.
drich von Brandenburg Beyfrieden, der doch fast, kaum erschienen, wieder zu verschwinden drohte, weil der Hochmeister durch schlaue Zusätze, bedenkliche Auslassungen den Herzog überlisten wollte; denn ungehinderten Zug durch sein Land verweigerte dieser, und verbothenes Hägen der Feinde schränkte er bloß auf Räuber ein. Auch bestand er mit drohendem Ernste darauf, daß förmliche Erwähnung von Pohlen geschehe, weil des Ordens Staatskunst ihn ganz von diesem Reiche zu trennen vermeinte. Alle Versuche scheiterten. Dem Orden mußte genügen, einen zweydeutigen Freund unthätig zu erhalten.

Besser gelang es ihm mit den Herzogen von Schlesien. Die brauchten Geld, und, Trotz der Armuth, die Küchmeister oft so wehmüthig beklagte, wußte er dennoch Pohlens getreuen Verbündeten goldene Fesseln anzulegen.

Freylich mußte er seine Zuflucht zu dem verhaßten Pfundzoll nehmen, den die Hansestädte nicht länger 1417.
dulden wollten. Nur bis zum Frieden bath der Hochmeister ihn zu verwilligen, und es gelang ihm nicht

allein, die Hanse zu beruhigen, sondern sogar ein Schutz- und Trutzbündniß auf zehn Jahre mit ihr zu errichten. 2000 Gewappnete zu Roß oder Fuß wollte sie senden auf eigene Kosten, zu Wasser oder zu Lande, wenn der Orden angegriffen würde und ihre Vermittlung fruchtlos bliebe. Wäre in Liefland Hülfe vonnöthen, so wollte sie 500 schicken nach Reval oder Riga; eroberte Städte dem Orden räumen; Schadenersatz nicht fordern. Nur Auslösung der Gefangenen nach Ritterrecht behielten die Bundesgenossen sich vor, und eine räthselhafte Bedingung fügten sie hinzu, also lautend: „Jedoch sollen wir in dieser Verbindung nicht verpflichtet seyn, Jemanden zu helfen gegen seinen rechten Herrn."

Es wird keine Spur gefunden, daß dieses Bündniß dem Orden genutzt; vielmehr mußte Küchmeister,
1421. einige Jahre später, den Drohungen der Hanse weichen, dem Pfundzoll für immer entsagen, und geloben, nicht zu hindern, daß allgemeine Beschlüsse jenes alten Bundes in seinen Staaten vollzogen würden.

Den Churfürsten schmeichelte er mit Hülfe gegen die Ketzer. — Dänemark beobachtete er mißtrauisch. Dieses Reiches Verbindung mit Jagello veranlaßte eine Warnung an die preußischen Seefahrer, nicht eher zu segeln, bis alles näher sich entwickele.

1417. Mit dem Bischofe von Leslau, diesem grauen Verräther des Ordens, überwand er sich, in Gnesen persönlich zu unterhandeln. Harte Vorwürfe machte der Prälat, als maße sich der Orden über ihn der Vormundschaft an. Harte Forderungen fügte er hinzu: gänzliche Freyheit seines Stiftes; Gränzen, die er selbst bestimmen wollte; Zehnten in alter, guter Münze; große Geldsummen für entzogene Einkünfte. Die Danziger hatten sein Schloß, vor ihrer Stadt gelegen, auf Küchmeisters Anstiften zerstört. Aus Furcht, es

könne bey Kriegesausbruch von Feinden besetzt werden. Das sollten sie nun, begehrte der Bischof, wieder bauen. Schon hatte er ein günstiges Urtheil vom Papste errungen. Vergebens arbeitete Küchmeister in Rom dagegen. Der trübe Zeitlauf heischte Nachgiebigkeit. Er verglich sich mit dem unruhigen Prälaten, versuchte aber in geheim den Prinzen Semouit von Masovien zu reitzen, daß er nach dem Bisthum trachten, vom lästigen Nachbar ihn befreyen solle.

Als nun Pommern, Schlesien und die Hansestädte zu seinen Gunsten theils entwaffnet, theils bewaffnet standen; so durfte er schon dem Markgrafen von Brandenburg schreiben: „wir sitzen zwar immer in großer Fährlichkeit mit Pohlen, doch getrauten wir mit Gottes Hülfe unsern Feinden wohl zu widerstehen, würden sie nur nicht gestärkt durch die mächtige Heidenschaft, der von den Pohlen die Pforten der Christenheit geöffnet werden." Darum sandte er einen Bruder nach Flandern, um neue Ritter in den Orden zu kleiden. Darum warb er fleißig Söldner, in Sachsen 50 Spieße; Hauptleute standen in allen befreundeten Ländern gerüstet mit ihren feilen Schaaren. Thüringen, Meissen, vergönnten ihrem kriegslustigen Volke einen Zug unter des Ordens Panier. Der Bischof von Magdeburg versprach, in eigener Person die Seinigen anzuführen. Die Herzoge von Stettin traten in Sold des Ordens. Die Städte Frankfurt, Crossen, Nürnberg, Breslau, gelobten Hülfe oder freyen Durchzug. Die Seefahrer aus Flandern zwang er zum Dienste in Preußen, doch bezeugte er ihnen schriftlich, daß er wider ihren Willen sie zurück gehalten. Sogar von England getröstete er sich einiger Hülfe, und so gerüstet erwartete er standhaften Muthes die Enthüllung der Zukunft. Nur allein der Deutschmeister, nicht befolgend das rühmliche Beyspiel der Liefländer,

nahm seiner Brüder mit Kälte sich an; mahnte sehr zur Unzeit alte Schulden ein; wollte kaum mit sechs oder acht Begleitern nach Preußen kommen, und zwang dem Hochmeister die scharfe Erinnerung ab: „bedenket, was Gerichts euch übergehen möchte, so es, da Gott vor sey, mit uns umschlüge. Thut, was ihr schuldig seyd und wir an euch thun würden.“

Ein treffliches Mittel, Gunst zu erwerben, die erworbene zu befestigen, fehlte ihm ganz: kostbare Geschenke; er hatte nichts zu geben, als wohlabgerichtete Falken den jagdlustigen Fürsten; Paternoster von weißem Bernstein den frommen Fürstinnen.

Durch ein Verboth der Getreideausfuhr bestrebte er sich dem Mangel vorzubeugen, durch Verbesserung der Münze dem Handel aufzuhelfen. Pferde, Silber, Gewehr und Lebensmittel sollte niemand über die Gränze bringen. Bewaffneten Zusammenlauf, Murren oder Lästerworte gegen die Herrschaft untersagte er drohend. Wer gerüstet über Land geritten war, mußte seinen Harnisch in der Herberge lassen. In Städten durfte niemand lange Messer tragen. —

Allein das war auch alles, was er, mehr für des Ordens innere Wohlfahrt, als für die des Landes unternahm. Die unglücklichen Ueberreste der alten Preußen blieben nach wie vor gedrückt. Keiner sollte in deutschen Dörfern wohnen oder dienen, keiner das Bürgerrecht von Fremden in seinem Vaterlande erhalten. — Mord, Raub, Plünderungen, Grausamkeiten aller Art fielen täglich vor, besonders an den Gränzen. Die Unterthanen jammerten; der Hochmeister forderte bisweilen Genugthuung; aber wohlbegründete Gegenklagen verschlossen ihm gewöhnlich den Mund.

So stand es jetzt in Preußen. Die Beherrscher zagten; die Beherrschten litten; die Pfaffen praßten; der Handel schmachtete; der Ackerbau stockte. Die Furie der Zwietracht blies grinsend auf ihre glimmende Fackel.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Papst und Kaiser treten als Richter auf.

Durch einen Liebestrank, wie die Sage ging, wurde Jagello unthätig. Nach dem Tode seiner Gemahlinn Anna warf er das lüsterne Auge auf die Witwe eines pohlnischen Großen, Elisabeth von Piletzki, wollte sich mit ihr vermählen, Trotz geistlicher Verwandtschaft, denn ihre Mutter war sein Taufzeuge. Witold schwieg, allein die Pohlen widersprachen kühn und laut, verweigerten die Krönung der neuen Königinn. Jagello lud die Vornehmsten in sein Schlafgemach, versuchte sanfte, Bitten ähnliche Vorwürfe; als sie dennoch halsstarrig blieben, wurde er zornig und sprach: „Da ihr letzt bey mir wart zu Korzyn, da bath ich euch, daß ihr mich mit meinem Weibe ließet ziehen auf mein väterliches Erbe, und gäbet dann unsere Tochter, wem ihr wolltet, und machtet euch einen König, und darum bitte ich euch noch."

Sie versetzten: Leib und Gut wollten sie bey ihm lassen, aber er möge bedenken, wie sie vor vier Jahren seiner Tochter huldigen müssen, und schwören, nach des Königs Tode, dem Großfürsten Witold, als Vormund der jungen Königinn zu gehorchen; so wären ja nie zwey Königinnen in Pohlen gewesen — blieben

auf ihrem Sinn und bathen, die Krönung zu verschieben. „Es soll nun gleich geschehen“ fuhr Jagello heraus, „das sey euch, oder wem es wolle, lieb oder leid.“

Sie erwiederten: „Ihr seyd unser Herr und König, ihr möcht thun, was ihr wollt. Auch habt ihr die Kronen alle fünfe in Eurem Schatze, Ihr möget ihr lassen aufsetzen eine oder zwey, oder alle fünfe, deß seyd ihr mächtig Euch zu einem Weibe, aber nicht zum Reiche.“

1416. So feyerte Jagello, Trotz dem Murren der Großen, unter Volksverwünschungen, sein drittes Hochzeitsfest. Für den Orden schien diese Begebenheit Hoffnung bringend, denn die neue Königinn Elisabeth war ihm hold, wünschte Friede und Freundschaft herzustellen, den Unterthanen beyder Staaten freyen Hin- und Herzug auszuwirken. Durch hochzeitliche Freuden sanfter gestimmt, übertrug Jagello wirklich einem der Gäste, dem Herzog von Troppau, Unterhandlung mit dem Orden anzuknüpfen. Der Herzog fand in Preußen williges Gehör, doch als er zurück nach Pohlen kam, war unterdessen der frohe Rausch verflogen. Der König sprach kalt: er müsse zuvor mit Witold sich berathen; und Küchmeister schrieb: „sie zögern bloß, damit sie ungewarnt uns überfallen mögen.“

Aber Witold bewies sich freundlich, obgleich der immer rege Argwohn ihn zum Anstifter der Nowogoroder gegen Liefland — ja einer nichtswürdigen Verschwörung in Preußens Hauptstadt log. Ein Ueberläufer aus Litthauen verführte einige Büchsenschützen in Marienburg; man wollte das Pulver verderben, das Geschütz unbrauchbar machen; allein der Anschlag wurde verrathen, der Verbrecher gerichtet. Keine Spur von Theilnahme haftet auf dem Großfürsten; vielmehr, als bey Memel die Samayten plünderten, bath er selbst

den Hochmeister, Abgeordnete zu senden, um der Frevler strengen Bestrafung beyzuwohnen. Es geschah. Dagegen ließ der Orden, als Witolds Gemahlinn starb, 1418. auf allen seinen Häusern Vigilien und Messen für die Seele der Verstorbenen halten.

Noch einen stärkeren Beweis der Friedensneigung, als diese Höflichkeit, gab der Orden durch seinen Gehorsam gegen den päpstlichen Befehl. Er wollte die den Pohlen zugesprochenen Dörfer räumen; aber es trat ein seltsamer Umstand dazwischen: Niemand meldete sich sie zu empfangen. Küchmeister schrieb treuherzig an den Comthur: „es sey den Herren vielleicht mehr um Verwirkung der Geldbuße, als um Besitz der Dörfer zu thun.“ Dem vorzubeugen, befahl er, in Beyseyn von nahmhaften Männern, unter welchen wo möglich auch Pohlen sich befinden sollten, die Bereitwilligkeit zur Uebergabe förmlich zu erklären, darob die Gegenwärtigen ein Zeugniß ausstellen, des Ordens Beamte künftig die Dörfer betrachten sollten, als ob sie dem Orden nicht mehr zugehörten. In der That schien Pohlen nur so lange einen Werth auf diese Dörfer zu legen, als sie ihm verweigert wurden; mit deren Besitz verlor es einen Kriegsvorwand.

Der Orden hatte noch mächtige Freunde, die sich treulich mühten, ihn wieder aufzurichten. Pfalzgraf Ludwig bey Rhein begehrte die Brüderschaft; sie ward, nebst einem Kleinode, ihm zugesandt. Dankbar vereinte er sich mit dem Erzbischof von Mainz, dem Bischofe von Breslau und der Hansestadt zum Bunde. Dieser ansehnlichen Friedensmittler achtbare Gesandtschaft erschien in Preußen, und bewirkte eine abermahlige Zusammenkunft bey Wielun. Die Pohlen hielten fest an ihren alten Forderungen; den Thorner Frieden verwarfen sie als vom Orden gebrochen. Des Papstes Richterstuhl verschmähten sie, weil zu Rom die Händel

oft zwanzig, auch dreyßig Jahre lange hingezogen würden. Der römische König, war ihr Begehren, möge entscheiden in Recht oder Minne, doch vor Ablauf des Waffenstillstandes. — „Sigismund hat schon einmahl entschieden," war die Antwort, „den Ausspruch habt ihr nicht geachtet; so wäre zu befürchten, ihr würdet auch dem zweyten nicht Folge leisten. Habt ihr doch selber oft erklärt, ihr wäret nicht dem Reiche, sondern nur dem Papste unterworfen. Uns dünkt nicht billig ein neuer Rechtsgang wegen abgeurtheilter und verbriefter Sachen; es steht auch nicht in unserer Macht, dem römischen Könige eine Zeit vorzuschreiben." — Die Beschuldigung, den Thorner Frieden gebrochen zu haben, schob der Orden zurück, und nannte viele Fürsten, deren schiedsrichterlichem Ausspruche er sich unterwerfen wollte.

Die Pohlen verwarfen alle Vorschläge, fest auf dem Entschlusse beharrend, den römischen König allein als Richter zu erkennen. Vergebens mühte sich der Bischof von Dorpat; vergebens erinnerte der Erzbischof von Riga, man werde den schwachen Glaubensfunken in den Neubekehrten durch solchen Hader wiederum ersticken. Er hatte wahr prophezeyt, denn die Samayten — vor kurzem noch vor dem päpstlichen Throne als eifrige Christen gepriesen — vertrieben plötzlich ihren Bischof, verbrannten die Kirchen, und Witold mußte deren 60 enthaupten lassen.

Klagend über Unversöhnlichkeit und Verspottung schrieb der König an Land und Städte in Preußen und Pommern, um sie gegen den Orden zu verhetzen, erhielt jedoch zur Antwort: sie wüßten recht gut, was zu Costnitz und Wielun geschehen; ihr Hochmeister habe mit großer Demuth das Mögliche zu bewilligen sich erbothen. — Zu gleicher Tücke ließ auch Küchmeister sich herab; er schrieb an alle pohlnische Große, auch in

die Masau, und fügte Abschriften bey, enthaltend seine zu Wielun gethanen Vorschläge.

Warum der Orden seinem alten Gönner Sigismund jetzt nicht vertrauen wollte, ist räthselhaft. Küchmeister gestand einem Freunde: „wir haben am römischen Könige etlichermaßen einen ungnädigen Herrn, wissen aber nicht womit verschuldet." Er hätte es dennoch leicht errathen mögen, denn eben das bewiesene Mißtrauen erbitterte Jenen. „Sie haben zwar durch ihre Bothschaft uns die Sache anheim gestellt," schrieb er an den Bischof von Breslau, „doch nicht unbedingt — (liederlich war sein Ausdruck) — sondern mit Clauseln, davon deine Liebe wohl merken und verstehen mag, was Glimpfes unser Bruder, der König von Pohlen biethet, und wie die Preußen sich heraus ziehen; auch vormahls gemeint haben und noch meinen, daß sie unter uns und das heilige Reich nicht gehören, als deine Liebe vor Zeiten von ihnen wohl gehört hat." Darum ersuchte er den Bischof, überall in seinen Landen verkünden und verbiethen zu lassen, daß niemand dem Orden zu Hülfe ziehe, auch kein Durchzug gestattet werde.

Wenn es wahr ist, daß die Kreuzherren, nach so oft wiederhohlten Betheurungen, abermahls dem Reiche sich entziehen wollten, weil die Reichsverbindung ihnen jetzt nicht fugte, so war des Kaisers Zorn mehr als zu wohl begründet.

Fast wäre es, wie man sagt, dem Comthur von Rastenburg gelungen, den König von Pohlen auf der Jagd zu entführen; nur die Tapferkeit der pohlnischen Begleiter soll ihn gerettet haben. Solche Treulosigkeit, in unsern Tagen nicht unerhört, ja übertroffen, mag nicht ohne strenge Beweise dem Orden aufgebürdet werden. Wollte doch Küchmeister nicht einmahl mit Swidrigall in ein geheimes Bündniß sich verwi-

keln. Dieser unglückliche Fürst, von Witold in Fesseln geschmiedet, war endlich seiner Haft entwichen, durch die Wallachey nach Oesterreich zu Herzog Ernst, von da nach Ungarn geflohen. Der Bischof von Breslau suchte für ihn des Ordens Beystand; aber — obgleich der Hochmeister ihm das rühmliche Zeugniß ertheilte: „das wissen wir von ihm, daß er tugendhaft, wohlthätig und wahrhaft, anders haben wir ihn nicht erfunden," so fügte er doch auch hinzu: „er hat wohl große Dinge vor Augen, aber keine Macht, zumahl er nun ganz in des römischen Königs Händen ist."

Des Waffenstillstandes Ablauf rückte immer näher; keine Vermittlung schien mehr zu erwarten; da
1419. legte sich der Papst ins Mittel, wehmüthig rufend: sein Herz klopfe unaufhörlich, wenn er dieses unchristlichen, unvertilgbaren Haders gedenke. Die Bischöfe von Lucca und Spoleto begaben sich zuerst nach Pohlen, versehen mit des Papstes beweglichen Ermahnungsschreiben, und der Vollmacht, die Widerspänstigen in den Bann zu thun. Nach manchem Versuche, des Königs Gemüth friedlich zu stimmen, eröffneten sie zu Gnebekau in Cujavien eine Sitzung, bey welcher auch pohlnische Gesandte, doch ohne schriftliche Vollmacht ihres Monarchen, erschienen. Man ist gezwungen zu vermuthen, daß Jagello auf diese Weise dem etwa ihm mißfälligen päpstlichen Spruche die Zustimmung im Voraus versagte; denn er kam zu gleicher Zeit mit Sigismund in Kaschau zusammen. Auch der Hochmeister wurde eingeladen, erschien aber nicht, vorgebend: die Frist sey allzu kurz — er müsse dem Papste gehorchen — eigentlich befürchtend, man werde dort seine Rechte kränken. Jagello besiegelte zu Kaschau — gleich als wären die päpstlichen Bothschaf-

ter

ter nicht vorhanden — seinen unbedingten, des Kaisers Spruche zu leistenden Gehorsam.

Indessen wurden die wälschen Bischöfe von des Ordens Sprechern nach Thorn geladen, um die dahin gesandten urkundlichen Beweise ihrer Rechte selbst zu prüfen. Es geschah; doch unbegleitet von den pohlnischen Gesandten, obschon sie es versprochen hatten. Die Bothschafter lasen, prüften, kehrten befriedigt nach Gnebekau zurück, und brachten des Hochmeisters Erbiethen: durch Abtretung von Samayten, Orlow, Moryn, Neudorf, nebst 30,000 ungarischen Gulden den Frieden zu erkaufen. Die lockende Verzichtleistung auf Samayten hatten gründliche Vorstellungen des Meisters von Liefland bewirkt. Allein die Pohlen schützten mangelnde Vollmacht vor; die Unterhandlung zerschlug sich. Die gereizten oder überzeugten Bischöfe stellten zu Thorn dem Orden ein rühmliches Zeugniß aus: daß derselbe, bey seinem guten Rechte, dennoch nichts unversucht gelassen, um von dem halsstarrigen Gegner einen leidlichen Frieden zu erringen. Zwey Monath später verlängerten sie zu Graudenz, kraft päpstlicher Gewalt, ohne Zustimmung der Pohlen, den Waffenstillstand auf ein Jahr.

Jagello fühlte wohl, daß jenes Zeugniß, vom Deutschmeister sorgfältig allen Reichsfürsten mitgetheilt, den christlichen Ruf vernichten werde, mit dem er so gerne prunkte; darum drang er heftig in den Papst, es zu entkräften, und Martin war so gefällig zu erklären: da seine Bothschafter die Gegenbeweise nicht gesehen, die pohlnischen Gesandten bey Ausstellung des Zeugnisses nicht gegenwärtig gewesen, so könne es auch dem Könige oder dem Großfürsten keinen Nachtheil bringen. Daß der heilige Vater hier seine eigenen, von ihm zum Urtheil und Bann bevollmächtigten Bothen fallen ließ, kann wohl nur denselben Mitteln

zugeschrieben werden, die schon zu Costnitz den Pohlen das Uebergewicht gaben.

Der Orden hatte wirklich durch große Nachgiebigkeit bewiesen, daß seine Kraft gelähmt, sein Mark verzehrt sey. Aengstliche Klagen, dem Deutschmeister an das Herz gelegt, schilderten dessen Muthlosigkeit. „Wir bitten Euch," schrieb der Hochmeister, „daß ihr ein solches nicht mit leichtfertigem Gemüthe, sondern mit ganzem Ernste getreulichen zu Herzen nehmet. Wir schreiben euch bey rechter Wahrheit: wir müssen unserer Feinde uns gewaltiglich entsetzen, oder wir werden von ihnen grundlichen vernichtet, und entwältigt dieser Lande. Der Ernst hat uns nie so klar Gedeihens und Verderbens vor Augen gehalten, als itzund. Wäget, liebe Gebietiger, so das an uns und unsern Landen geschähe, da yo Gott vor sey! wie es darnächst fahren würde mit euch da außen, und wozu es aufs lezt kommen möchte."

Der Deutschmeister suchte Heil für seinen Orden in Bitten und Zurüstungen. Auf sein Anliegen schrieben die Churfürsten an Papst und Kaiser: auf sein Anliegen der Pfalzgraf bey Rhein und der Erzbischof von Mainz an Witold und Jagello. Alles vergebens. Die Pohlen sammelten sich zu einem mächtigen Heere, die Litthauer nicht minder; das Schwert hing noch an einem Haar.

In dieser Noth entschloß Küchmeister sich endlich, auch seiner Seits den römischen König als Richter zu erkennen; ließ aber zugleich ein Aufgeboth in das ganze Land ergehen, die Waffen zu ergreifen, ohne Rücksicht auf etwanige Unterhandlungen, denn man zögere nur wie vormahls, um dann ungewarnt zu überfallen. Um Kriegsunlustige zu locken, versprach er seinen Kriegern alles, was sie in Feindes Land erbeuten würden; selbst die Gefangenen wollte er ihnen vergüten. Eilbothen

bedeckten alle Straßen, um fremde Söldner zu schnellem Aufbruche anzufeuern. Aber alle diese Maßregeln, die einzigen, deren er jetzt mächtig war, vermochten nicht ihn zu beruhigen, denn eigene Kraft war gering, fremde Hülfe noch fern, und er zitterte, daß der Burg= oder Markgraf von Nürnberg oder Brandenburg den Durchzug nicht gestatten würde: denn vergebens hatte er dem erstern mit der Aussicht auf die pohlnische Krone geschmeichelt; ein riesenhafter Entwurf, der auf eines Ohnmächtigen Lippen verhallte.

Nur noch einen Tagemarsch von Preußens Gränzen stand bereits das pohlnische Heer, da hielt der Erzbischof von Mailand, Bartholomäus Capra, den Strom plötzlich auf, in Sigismunds Nahmen verkündend: daß endlich auch der Hochmeister des römischen Königs Richterstuhl sich unterwerfe. Jagello, einmahl so weit vorgerückt, konnte sich kaum entschließen, das entblößte Schwert in die Scheide zu senken; nur Witolds Ueberredung vermochte ihn dazu. Der Waffenstillstand wurde verlängert, das Heer entlassen, der Spruch des Kaisers in den ersten Tagen des folgenden Jahres erwartet. Der mannigfaltige Widerspruch in Jagello's Benehmen erklärt sich bloß durch einen immer regen Streit in seiner Seele zwischen Ehrgeitz und Habsucht. Er wollte den Orden vertilgen, dessen Staaten an sich reissen; er wußte, daß der Augenblick gekommen sey, wo die gebeugte Macht der Kreutzherren ihm keinen Widerstand mehr leisten konnte. Sigismund gewonnen, vom Papste geschmeichelt, mit Dänemark verbündet, Brandenburg gefesselt, ein mächtiges Heer bereit, an dessen Spitze ein siegreicher Feldherr, Witold, stand — was konnte ihn noch zurück halten, den letzten Streich zu vollführen, der alle seine Wünsche krönen mußte? — Nichts als Mangel an Kraft, sich bis zu jener Höhe der jedes Urtheil der Zeitgenos-

sen verachtenden Schamlosigkeit empor zu schwingen, die, in eingeflößter Furcht Ersatz für waren Ruhm findend, eines glücklichen Eroberers stäte Begleiterinn seyn muß. Er wollte seine Verträge mit Füßen treten, und doch auch in der Reihe gerechter Fürsten glänzen; er wollte rauben und doch mit Mäßigung sich brüsten. So wurde er gleich untauglich zum Räuber wie zum Helden. Immer schwankend, immer Ausflüchte vorräthig haltend, gab er auch jetzt eine neue Probe seiner Unzuverlässigkeit; denn so wie er zu Gnebekau und Kaschau zugleich mit Papst und Kaiser unterhandelte, so versuchte er auch jetzt wiederum, den zuvor abgelehnten Papst hinein zu mischen, damit er nach Gefallen an diesen oder jenen Ausspruch sich halten könne; ein Kunstgriff, den Kreuzherren abgelernt. Er schrieb an Martin V., daß er dessen Bothschafter, als die ersten vornehmsten Vermittler ehrfurchtsvoll aufnehmen werde, und bewog dadurch den heiligen Vater, Bullen über Bullen auszufertigen, bald zur Verlängerung des Beyfriedens, bald zur Bestimmung einer Frist, in welcher beyde Theile ihre Beweise der Prüfung unterlegen, und, wenn keine Aussöhnung erfolge, am Osterfeste des nächsten Jahres den päpstlichen Rechtspruch vernehmen sollten.

So waren nun zwey Richter aufgerufen, wodurch so wohl Neigung als Hoffnung zum Frieden nur immer zweifelhafter wurde.

Dreyßigstes Kapitel.

Des Kaisers Spruch und dessen Folgen.

Mit Bewilligung beyder Theile hatte Sigismund den Tag der Entscheidung verschoben, denn Türken und Hussiten verschlangen seine Zeit, und forderten zum kräftigen Widerstande eines Monarchen ungetheilte Thätigkeit. Böhmen zitterte vor 40,000 rachedurstigen Hussiten, an deren Spitze der wilde Zisca stand. König Wenzel floh aus Prag, ihn tödtete Schrecken. Sigismund forderte sein Erbe und nahm das verwüstete Reich in zweifelhaften Besitz, wobey der Orden mit 4000 wackern Reitern ihn unterstützte. Dann ging er nach Breslau, wohin die Gesandten der Pohlen und Kreutzherren beschieden waren. Hier vermaß sich Jagello's Sprecher, Wladimir, zum ersten Mahle nicht bloß durch Worte und Schmähungen, sondern durch Urkunden, seines Herrn Rechte zu erweisen. Zahlreich waren diese Urkunden nicht, beweisend noch weniger. Der Spruch der päpstlichen Bothschafter vom Jahre 1339, dem sich der Orden nie unterworfen, den selbst der Papst und seine Cardinäle für ungerecht erklärt, den spätere Verträge längst entkräftet hatten; ferner, zwey Bullen damahliger Päpste, zum Frieden vermahnend — das war alles. Dem fügte, nach Gewohnheit, der Sprecher noch eine Verleumdung bey: Uladislaus Loktek habe seinen einzigen Sohn damahls der Vormundschaft des Hochmeisters vertraut, und dieser, die Umstände benutzend, Pommern an sich gerissen.

Ein Blick auf die Geschichte jener Zeit widerlegte
1420. die armselige Erfindung. Der Kaiser sprach, in Gegenwart vieler Fürsten und Herren, folgendes Urtheil:

„Der Thorner Friede soll in Kraft, des Ordens Gränze unangetastet, Samayten im Besitze des Königs und Großfürsten, doch nur auf Lebenszeit, verbleiben. Schloß Jeßnitz soll Jagello räumen; der Orden, um den Lauf der Drewenz nicht zu hemmen, Schloß und Mühle Lübitsch niederreissen, zu Herstellung der Feste Slotorie 25,000 ungarische Gulden zahlen. Die Gränzen zwischen Preußen und Masovien stehen unverrückt, wie vormahls Ludolph König und der Herzog sie gezogen. Ewige Vergessenheit aller Beleidigungen; Schutz dem Handel; Befreyung der Gefangenen; Verboth in bestimmten Gegenden Festen zu erbauen; eine Buße von 10,000 Mark Silbers für jede Verletzung dieses Urtheils, dessen Auslegung in zweifelhaften Fällen der Kaiser sich vorbehielt: „das war der Inhalt eines Spruches, den so günstig der Orden kaum zu hoffen wagte.

Der Pohlen getäuschte Erwartung brach in heftiges Klaggeschrey aus. Der Kaiser, sprachen sie, hat nicht einmahl auf Prüfung unserer Rechte einige Stunden verwendet. Erst um Mitternacht zu Breslau angekommen, hat er gleich am andern Morgen das Urtheil gefällt. Aber waren ihm nicht längst beyder Theile Rechte und Ansprüche zur Genüge bekannt? oder zögerten die Pohlen bis zu dessen Ankunft ihn davon zu unterrichten?

Jetzt schlichen die Gesandten bleich und stumm in ihre Herberge, Eilbothen wurden abgefertigt in die Heimath. Witold und Jagello saßen guter Dinge in Litthauen beysammen, als um Mitternacht jene eintrafen. Da floh der Schlaf ihre Augen, da stöhnten sie und brüllten gleich Löwen, (nach dem Ausdrucke eines

pohlnischen Geschichtschreibers) daß man es weit in die Ferne hören konnte. Gegen Morgen ermannte sich zuerst der Großfürst und beruhigte den schwachen König: denn neue Ausflüchte waren schon ersonnen. Zwar in der ersten Hitze wurden Gesandte an den Kaiser abgefertigt, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen, die zum Theile so beleidigend klangen, daß Sigismund den Sprechern drohte, sie aus den Fenstern werfen zu lassen; in der ersten Hitze wollte man die bevollmächtigten Empfänger des Spruches zu strenger Rechenschaft ziehen; die Waffen sollten ergriffen werden. Doch man kam zur Besinnung. Es gab ja noch ein Mittel, des Königs Ruf zu schonen, und dennoch die blutige Kriegspforte offen zu halten. Jagello unterwarf sich dem Ausspruche, räumte Jeßnitz; der Orden schleifte Lübitsch; alles schien zum guten Ende sich zu neigen. Da trat Witold auf, sprechend: Er habe den Kaiser nicht zum Richter erkohren; sein Siegel hänge nicht an der Urkunde; darum wolle er auch dem Urtheile keinesweges gehorsamen.

Vergebens wandte der Orden ein, Litthauen und Pohlen sind Eins. Martin V. sprach umsonst aus gleichem Tone. Vergebens sandte der römische König einen Herrn von Weynsberg, der den Großfürsten mit dem Hochmeister persönlich zusammen brachte, und seine ganze Beredsamkeit aufboth, jenen zu beruhigen. Halsstarrig begehrte Witold andere Gränzen, Samayten und die Wildnisse jenseits der Memel. Nur mit Mühe wurde er bewogen, den Waffenstillstand zu verlängern.

Was Witold offen, das that Jagello hinterlistig, ein jeder nach gewohnter Weise. Zwey päpstliche Bullen wirkte er aus, die eine offen, die andere verschlossen. In der letztern nannte Martin des römischen Königs Urtheil nichtig, ungerecht, Aergerniß gebend, an=

maßlich ausgesprochen, die Gränzen der zugestandenen Macht überschreitend. In der ersten drückte er sich weit gelinder aus; erwähnte bloß: da Friedensstiftung dem Könige mißlungen sey, so wolle er nun selbst die Sache untersuchen, weßhalb gegen Weihnachten der Orden seine Bothen nach Rom zu senden habe.

Küchmeister gehorchte nicht. Ein trefflicher Vorwand kam ihm zu Statten; die Bulle war ihm erst kurz vor Weihnachten eingehändigt worden. Er begnügte sich, Abschriften der Beweisthümer eilig nach Rom zu fördern.

Unterdessen lauerten die Pohlen, ob sie den Orden nicht auf irgend einem Fehl ertappen könnten, um ihre Kriegsgier zu bemänteln. Nichts wird von Menschen sicherer gefunden, als Beschönigung ihrer Verbrechen, weil nichts emsiger gesucht wird. Ein schnöder Vorwand ergab sich bald, und wurde schnell ergriffen. Dem Ausspruche zu Folge mußte der Orden 25,000 Ducaten in Gold erlegen. Die zum Empfange des Geldes abgesandten Pohlen hatten keine Vollmacht zu quittiren; auch war in ihrem Machtbriefe nicht erwähnt, daß ihr Recht zu dieser Forderung in des Kaisers Spruch begründet sey. Das schien bedenklich und veranlaßte Zögerung. Auch wollte man der Summe kleinsten Theil in Silber entrichten. Da weigerten die Pohlen den Empfang, und zogen fröhlich mit der Nachricht heim: der Orden hat dem Urtheile kein Genüge geleistet. Sofort ließ der Hochmeister das Geld versiegelt zu Thorn auf dem Rathhause niederlegen; da lag es mehrere Wochen. Die Pohlen schämten sich endlich der armseligen Ausflucht, und hohlten es ab. Neue Schwierigkeiten entstanden, als der zweyte Zahlungstag erschien, denn mit Recht wandte Küchmeister vor: Ihr fordert unser Geld, während

ihr heimlich zu Rom euch müht, den Ausspruch umzustoßen. — Der Papst vermahnte den Hochmeister zur Nachgiebigkeit, selbst wenn sein Recht gekränkt schien, weil Verzicht auf einige Rechte doch immer besser sey als Krieg. Aehnliche fruchtlose Versuche ermüdete er nicht, auch mit Jagello und Witold anzustellen, indessen er mit Ernst beyder Theile Rechte prüfte.

Während dieser Zeit wurde der Waffenstillstand theils auf Befehl des heiligen Vaters, theils durch Vermittelung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg abermahls verlängert. Der Sohn dieses Fürsten sollte Jagello's Eidam werden, deßhalb erzog man ihn am pohlnischen Hofe, bestimmte ihm die pohlnische Krone, im Falle der König ohne männliche Erben verstärbe. Dankbar hatte der Markgraf gegen alle Feinde, besonders gegen den Orden, Hülfe zugesagt; doch, wirklich aufgefordert das Wort zu bethätigen, wich er aus, vermittelte Beyfrieden, und fügte, nach der Pohlen Behauptung, das Versprechen hinzu, die Kreutzherren bald so zu demüthigen, daß sie in Jagello's Küche die niedrigsten Arbeiten verrichten sollten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Sigismunds Freund solche armselige Prahlereyen gegen den Orden ausstieß. War er doch selber unter den Räthen und Zeugen, als der römische König das Urtheil sprach.

Jetzt erklärte dieser seine Unzufriedenheit mit dem, was vorgegangen. Er meinte, „es könne der Christenheit und der Krone Böhmens zu großem Irrsaale, Schimpf und Schaden gereichen," denn Pohlen gehe damit um, die Ketzer zu beschützen, weßhalb er begehrte, der Orden soll Krieg beginnen. Aber nur die höchste Noth konnte diesen, im Bewußtseyn geschwächter Macht, das Schwert zu zücken ermuthigen. Vielleicht nur um zu schrecken, wurde an Swidrigall geschrieben,

der einen Besuch in Preußen angekündigt, er sey willkommen.

Küchmeister hoffte noch immer, Jagello's Unwille treffe nur einen Theil des schiedsrichterlichen Ausspruches. Auf diese irrige Voraussetzung stellte er seine Vollmacht zu Rom, und erstaunte bey der Nachricht, man heische dort nichts minder, als gänzliche Vernichtung des Urtheils. Die Pest vertrieb den Papst aus seiner Hauptstadt. Diese Flucht und mancherley Geschäfte hinderten dessen eigene Prüfung der nordischen Händel. Umsonst stellten ihm die Kreuzherren vor, es bedürfe keiner neuen Untersuchung, da durch Sigismunds Spruch alles erschöpft worden. Das pohlnische Gold beherrschte die päpstliche Kammer; Antonius Zeno wurde zum Bothschafter nach Preußen ernannt. Er sollte die Streitenden versöhnen; gelänge ihm das nicht, beyde Theile hören; dem Papste berichten; zum End-Urtheile vor dessen Stuhl die Parteyen laden. Des Ordens Gesandten erklärten alsobald diesem Zeno schriftlich, daß man ihn nicht anerkennen werde. Dennoch reiste er ab.

Indessen war das Königreich Böhmen ein Raub der gräulichsten Verwüstung. Prag empörte sich aufs neue. Zisca schlug die kaiserlichen Heere. Die Krone wankte auf Sigismunds Haupte. Sie wurde dem Kö-
1421. nige von Pohlen angetragen. Der schlug sie aus; erboth sich sogar, durch seine Waffen den Kaiser zu unterstützen, wenn dieser nachher, mit ihm vereint, den Orden vertilgen, Preußen theilen wolle. Die Pohlen behaupten, Sigismund habe zu diesem Vorschlage geschwiegen, hingegen andere glänzende Erbiethungen gethan. Jagello, dem kürzlich der Tod auch seine dritte Gattinn geraubt, sollte mit des Kaisers einzigen Tochter sich vermählen, oder — wenn die zarte Jugend der Prinzessinn und sein hohes Alter nicht vereinbar

schienen — König Wenzels Witwe heim führen, die ihm Schlesien und 100,000 Gulden zum Brautschatze bringen würde. Man darf mit Grund diese Nachricht bezweifeln. Wäre sie echt, so erschien Jagello als ein der Staatskunst unkundiger Fürst, weil er der Hoffnung auf die reiche Erbschaft des Hauses Luxemburg, oder dem Besitze des schönen Schlesiens entsagte, um Sophien, des russischen Herzogs von Kiew Tochter, ohne Mitgift zu eheligen.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Das Ende von Küchmeisters Regierung.

So schien noch immer der verworrene Knoten einen Alexander zu erwarten, der ihn zerhauen werde. Heinrich von Plauen wäre vielleicht dieser Alexander geworden. Jenes großen Mannes Regierung wird aufs neue dadurch gerechtfertigt, daß sein Mitbuhler und Nacheiferer in acht Jahren nicht vermochte, die Gestalt der Dinge zu wandeln, des Ordens Macht empor zu heben, oder auch nur um einen Schritt dem Ziele eines dauerhaften Friedens näher zu rücken. Nicht allein des alten Feindes Demüthigung oder Versöhnung war ihm mißglückt, auch neuer Feinde Haß wußte er nicht immer abzuwenden. Mit dem Johanniter-Meister gerieth er in bedenkliche Fehde, durch den Vogt der Neumark angesponnen. Einzelne Abenteurer wagten sogar ihn heraus zu fordern, und der Orden erfuhr den Schimpf, daß er gegen einen bloßen Söldner-Hauptmann, Niclas von Rebenitz, kaiserliche Vermittelung anrufen mußte.

Und selbst auf dieser untersten Staffel der Noth quälte ihn noch sein angeerbtes Uebel; Habsucht. Nach dem Bisthume Ermeland stand dessen Lüsternheit. 1415. Küchmeister wagte, als der Bischof starb, die Schlösser des Stiftes einzunehmen, und bath den römischen König um Verwendung, weil der wohl wisse, wie viel der Orden in diesen betrübten Zeiten von dem Bisthume erdulden müssen. Es gelang nicht, vielmehr gerieth er mit dem neuen, zu Costnitz geweihten Bischof in bittern Zwist über Zehenten und mancherley Ansprüche, die zum Glücke nur durch die Feder bekämpft wurden. Aber es war eine giftige Feder, die den Kiel des Ordensschiffes zu durchbohren strebte. In einer langen, nur zu gelehrten Schrift bemühte sich der Bischof, aus dem Timotheus, die Bestimmung eines Kriegers dem Papste zu erklären; führte Abrahams Beyspiel an, kam von diesem auf die Maccabäer, und von den Maccabäern auf Cicero's Buch von den Pflichten; endlich mußten Sparta und Carthago ihm rednerische Blumen liefern, und die ganze tief gelehrte Abhandlung schloß mit dem Beweise: daß unter dem schwarzen Kreutze nur die schmutzige Wohnung der Eitelkeit und Habsucht angetroffen werde.

Er hätte den Helden Cicero in Ruhe lassen, und die Beweise aus der Nähe hohlen können, denn noch immer standen das goldne Schiff und güldne Vließ im ärgerlichsten Kampfe einander gegen über. Beyde Theile hatten sogar zu Costnitz ihre eigenen Gesandten, und schimpften hin und her. Dort neigten sich die fremden Fürsten dem näher verwandten güldenen Vließe zu; in Preußen aber herrschte das goldene Schiff, aus dem der Hochmeister zu seiner Würde empor gestiegen. Dadurch sank des Landesherrn Ansehen tief. Die Gebiethiger thaten ungestraft, was sie gelü=

stete. Zucht und Sitte geriethen gänzlich in Verfall. Gerechtigkeit wurde ein Fremdling in Preußen. Harte Auflagen erbitterten die nur zum Empfangen verwöhnten Ordensbrüder. Unleidlicher Druck empörte die Gemüther der Unterthanen. Eidlich mußte jeder bekennen, wie viel Silber sein Haus berge. Viele gaben ihr Geschmeide her; das wurde aus dem Lande geführt, guten Freunden verehrt. Alle hatte ihr weniges Silber beygesteuert, in Hoffnung, endlich den pohlnischen Frieden damit zu erkaufen, und sahen betrübt immer neue Anstalten zum Kriege. Was Auflagen nicht erpressen konnten, wurde Kaufleuten betrieglich abgelockt. Doch nur leises Murren war vergönnt. Laute Klagen des Bedrückten beschleunigten dessen Untergang. In Preußen fand er kein Gehör, und wagte er eine Vorstellung an Kaiser oder Papst, so war es um ihn geschehen.

Lange dulden gemißhandelte Unterthanen, wenn nur ihre heiligsten Rechte verschont, ihre Weiber und Kinder unangetastet bleiben. Aber auch hier scheuten die Edelmönche keinen Frevel, keine Gewaltthat. Ungetreue, entlaufene Gattinnen hägten sie auf ihren Schlössern, riefen spottend herab: hier ist eine kaiserliche Freystatt, und wenn die beleidigten Männer, von gerechter Wuth empört, in die Worte ausbrachen: „verderb' euch Gott! ihr habt uns Geld und Gut genommen, nun auch die Weiber!" so wurden sie ergriffen, heimlich ersäuft, und der ohnmächtige Hochmeister versprach umsonst, die zuchtlosen Brüder zu bändigen.

Eben so fruchtlos hatte er auch versucht, die Ketzer auszurotten. Sie mehrten sich im Lande. Er durfte nicht wagen, Beystand gegen die Hussiten zu versprechen, aus Furcht, sein eigenes Heer möchte zu der Fahne mit dem Keiche übergehen.

Aberglaube berührte sich mit dem Unglauben. Viele meinten noch immer, jener Abenteuerer, der die Rolle eines dänischen Prinzen spielte, sey wirklich Margarethens Sohn gewesen, unschuldig hingerichtet worden; dafür strafe Gott Preußen mit ewigem Hader und schlechtem Häringsfange.

Die allgemeine Unzufriedenheit erzeugte endlich Küchmeisters Ueberdruß an der einst so sehnlich gewünschten Würde. Der lange Kampf mit Pohlen, dessen Ausgang noch immer zweifelhaft blieb, hatte ihn ermüdet, ein hohes Alter seine Kraft geschwächt; er seufzte nach Ruhe. Manche wollen auch, sie sey ihm aufgedrungen worden, und er habe, nach dem Beyspiele seines durch ihn verdrängten Vorgängers, nur zum Scheine freywillig dem Hochmeisteramte entsagt. In einem Lusthause bey Danzig endete er sein Leben, ohne das Bewußtseyn, der Unterthanen Segen, der Nachwelt Ruhm verdient zu haben. Nur einige von ihm erbaute Festungswerke zu Marienburg gaben ihm ein dauerhaftes Zeugniß, daß er seine Staaten beschützen wollen. Auch diese sind, wie seine stolzen Entwürfe, untergegangen. Das Städtchen Allenburg allein, ihm das Daseyn verdankend, erhält noch sein Andenken.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Paul Bellizer von Rußdorff.

Wahlreiche führen, unter manchen Uebeln, auch dieses mit sich, daß Wähler und Wahlfähige stets neue Regenten wünschen; diese, hoffend empor zu steigen; jene, um ihr Recht zu üben; beyde, weil menschliche Einfalt mit dem Neuen auch das Bessere stets erwartet. Küchmeister, des Amtes müde oder verdrungen, war kaum vom Schauplatze abgetreten, als um die erledigte Würde zwischen Parteyen und Landsmannschaften ein mächtiges Treiben und Kämpfen sich erhob. Jede begehrte aus ihrem Mittel den neuen Herrn zu kiesen. Hier wurde ein Wiclefite, dort ein frommer Altgläubiger, hier ein Bruder des goldenen Schiffes, dort ein Anhänger des güldenen Vließes vorgeschlagen. Man erkämpfte, nach langem Streite, bloß die Ueberzeugung, daß einmüthige Wahl nicht zu bewirken stehe. Folglich ward beschlossen, das Wahlrecht solchen Rittern zu übertragen, deren Vernunft oder Gemüthskälte sie bisher gleich weit von allen Parteyen entfernt hatte. Freylich bedachte man nicht, daß diese kleine Anzahl selbst wiederum im Stillen eine Partey bildete, wiewohl unverabredet, daher natürlich in Einem aus ihrer Mitte die Stimmen sich vereinigen mußten. Nur wenn Gegner schon ermüdet nach Ruhe seufzen, ist es wohl gethan, einen unbefangenen Dritten zwischen sie zu schieben, der sie leicht vereinigen wird; wo aber noch, wie jetzt in Preußen, die Kämpfer ihre Kräfte an einander versuchen, da scheint der beför=

derte Sieg des Einen nur das kleinere Uebel, denn der unwillkommene Ruhestifter wird von beyden angefeindet, und die Flamme wüthet heftiger als zuvor.

1422. Paul Bellizer von Rußdorff aus Kärnthen wurde erwählt; Frömmigkeit und Sanftmuth, seine ausgezeichneten Tugenden, erkannten selbst Feinde so willig an, daß ihn die Pohlen, aus Achtung oder Spott — (denn zu allen Zeiten wird Tugend verspottet) — den heiligen Geist zu nennen pflegten. Keiner herrschenden Partey zugethan, durch keine derselben erhoben, durfte er keiner Fesseln tragen. Neider mochte er haben, Feinde hatte er nicht, darum auch keine warmen Freunde. Durch Güte wollte er alle gewinnen; ein Beweis Regierungs-Unfähigkeit; denn auch der beste Regent wird nur von wenigen geliebt, der größte von vielen gehaßt; am glücklichsten herrscht der Despot, von allen gefürchtet.

Paul genügte seinem Herzen, oder schmeichelte den Anhängern Heinrichs von Plauen, indem er jenen alten, kranken Helden anständiger behandeln ließ. Er zeigte sich gerecht, indem er die unglückliche Tochter des ermordeten Lezkau befriedigte. Durch Sanftmuth beruhigte er Hadernde, durch Wohlthaten machte er Undankbare. Jedes glimmende Feuer wußte er zu bedecken, aber nicht zu ersticken. Gern hätte er auf gleiche Weise die Flamme gedämpft, die Pohlen und Preußen verzehrte; sein guter, frommer Wille reichte nicht hin, oder wurde mißleitet. Aus einer natürlichen Furchtsamkeit entquoll Neigung zum Frieden, aber auch zur Häucheley, die, im Widerspruche mit seinem Herzen, bisweilen Tücken verübte.

Antonius Zeno erschien, Troß aller Gegenvorstellungen, die Küchmeister zu Rom so oft verschwendet hatte. Ohne Bedenken legte Paul ihm sämmtliche Urkunden vor, vergönnte ihm sogar Abschriften davon zu neh-

nehmen, wiederhohlte jedoch, auf Sigismunds Rath, die förmliche Weigerung, seinem Urtheile sich zu unterwerfen; gehorchte auch der an ihn ergangenen Ladung nicht.

Unbestechlich — so erzählen die Pohlen — war dieser päpstliche Bothschafter. Nachdem er alle Zeugen verhört, in pohlnischen Klöstern und Archiven alle Beweise gesammelt, wollte er, mit Bewilligung beyder Theile, den Waffenstillstand verlängern; an den jedoch der Orden sich nur dann gebunden erklärte, wenn Papst oder Kaiser nicht etwa gebóthen ihn zu brechen. Diesen Winkelzug hatte Sigismund veranstaltet, weil Witold und Jagello — zwar die böhmische Krone ausgeschlagen — aber in geheim ihren rüstigen Neffen Korybut mit bewaffneter Macht den Böhmen zu Hülfe gesandt. Der Orden — so rieth der Kaiser — sollte nur immer vom Frieden sprechen, dann die sichern Pohlen plötzlich überfallen. Dieß verrätherische Geheimniß wurde ruchtbar. Ein vorgeblicher Bettler — so geht die Sage — starb in Pohlen, bath, sterbend, seine Lumpen dem Comthure von Thorn zu überliefern. Das fiel auf. Man untersuchte; fand einen Brief des Kaisers in die Lumpen genäht; zeigte ihn dem päpstlichen Vermittler; warf den Kreutzherren Treulosigkeit vor, und rüstete sich zum Kriege, dessen Gerechtigkeit Antonius Zeno durch ein in Breslau zu sprechendes Urtheil in kurzem bezeugen wollte, als plötzlich eine römische Bulle die fernere Einmischung ihm untersagte.

Wahres mit Falschem ist hier gemischt. Wahr ist Sigismunds Erbitterung; wohlbegründet durch der Pohlen häuchlerische Tücke. Mit erkünstelter Demuth hatte Jagello die böhmische Krone verschmäht, sprechend: „ich bin schon alt, vermag kaum Christen vorzustehen, viel weniger Ketzern.“ Drey Mahl hatte auch Witold sie zurück gewiesen, doch in geheim er-

öffnet: gern wolle er Beystand leisten, wenn es, ohne sich verhaßt zu machen, unter fremdem Nahmen geschehen könne. Diesen Nahmen lieh sein Neffe, Pohlen und Litthauen die Macht. Was Wunder, daß der Kaiser diesem neuen Feinde durch des Ordens Waffen eine drohende Zwischenkunft zu erwecken suchte. Allein wozu das Mährchen von dem Briefe in Bettlerlumpen genäht? was hinderte den Kaiser, der, gleich dem Orden, in keinem offenen Kriege mit Pohlen begriffen war, seine Bothen unverlarvt nach Preußen zu senden? und würde nicht Jagello in der Folge aus der gehässigen List einen gerechten Vorwurf gezogen haben? zu einer Zeit, wo an Bemäntelung seines Verfahrens ihm hoch gelegen war? Allein er schwieg, er, der sonst weder das Wahre noch Falsche verschwieg.

Daß Antonius Zeno sich den Pohlen günstig bewies, geschah vielleicht mit Bewilligung des Papstes, doch später nicht mit dessen Billigung. Denn als der Kaiser deßhalb zu Rom eine drohende Klage erhob, schrieb Martin freundlich demüthig: „er solle ja nicht glauben, als habe er seinen Bothschafter nach Preußen gesandt, um des Kaisers Spruch zu entkräften. Ihm sey vielmehr aufgetragen, zuerst zu Sigismund, als dem Haupte der Friedensstifter, sich zu begeben, damit ohne dessen Zustimmung nichts unternommen würde; nur das ungestüme Meer habe ihn verhindert." An Zeno selbst erging ein donnernder Befehl, sogleich zu widerrufen, was er dem römischen Könige zuwider gehandelt, und nach Rom zu kommen, da nie des Papstes Meinung gewesen, daß eines solchen Fürsten Ehre durch irgend eine Handlung des Legaten solle beschmitzt werden."

Betroffen zog der unbestechliche Bothschafter wieder ab, und die Pohlen wetzten ihre Schwerter. Darum konnte der Orden jetzt einem päpstlichen Befehle nicht

:horchen, der seine ganze Macht, zu Gunsten des
aisers, gegen die böhmischen Ketzer aufrief; ja er
inderte sogar die Kreutzpredigten in seinem Lande, und
:gnügte sich, zum Hussiten-Kriege in allen Kirchen
eld zu sammeln. Aber seine Waffen sparte er gegen
:n nahen Feind, welchen mit Glück zu bekämpfen
tzt Hoffnung leuchtete; denn durch Jagello's übereilte
nterstützung der allgemein verabscheuten Hussiten hat-
n Pohlens Feinde, des Ordens Freunde, sich vermehrt.
igismund schrieb an Paul: „wir wollen Leib, Gut,
and und Leute, was wir vermögen, unser Blut mit
r daran setzen, deß sollst du keinen Zweifel haben.
n kurzem werden Pfalzgraf Ludwig und der Erzbischof
n Cöln, mit vielen Fürsten, Grafen, Herren, Rit-
rn und Knechten, in Person nach Preußen ziehen.
3ir haben die Hansestädte und niederländischen Fürsten
deinem Beystande aufgerufen, so auch den Erz-
schof von Magdeburg; die Ritter und Knechte aus
m Lausitzer Lande. Mit den schlesischen Fürsten,
tädten und Mannschaft, mit den Sechsstädten und
isrem ganzen Königreiche Ungarn, wollen wir mit dir
nen Bund schließen. Darum enthalte dich, daß du
cht ehe streitest, bis dir Hülfe gekommen, denn in
einer Zeit werden bey 2000 Spieße gutes Volkes in
in Land ziehen."

Der verheißene Bund wurde geschlossen. Dem
arkgrafen von Brandenburg, sonst nicht dem Orden
ld, nöthigte Sigismund freyen Durchzug ab. Aus
ngarn und Schlesien veranstaltete er Einfälle in Poh-
n; und jetzt war der Augenblick erschienen, wo ein
iegerischer Fürst, ein Heinrich von Plauen, vielleicht
iederum den Sieg an das Ordenspanier gefesselt hät-
: Nicht also der friedliebende Paul Rußdorff.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Krieg, Friede und deren Folgen.

Mit einem furchtbaren Heere — über 100,000 Reiter, das Fußvolk ungerechnet — rückten Witold und Jagello plötzlich in Preußen ein. Dieser Fluth konnte Paul nur fruchtlose Ermahnungen des Kaisers und 30,000 Krieger entgegen stellen. Er selbst blieb in Marienburg, und überließ dem Ordens-Marschall, mit der geringen Macht die Gränzen zu vertheidigen. Der verschanzte sich bey Löbau. Der überlegene Feind zwang ihn zum Rückzuge. Er bemannte die Schlösser, brach die Brücke über die Drewenz ab; konnte doch den Uebergang nicht streitig machen. Ein zügelloses Gesindel überschwemmte das Land, legte Riesenburg in Asche, eroberte Golup, streifte bis Marienburg, schlug die Kreutzherren in verschiedenen Gefechten, wurde von Schönsee mit Verlust zurück getrieben, verbrannte die Vorstädte von Thorn, zerstörte die Weinberge, verübte im culmischen Gebiethe, auf des Königs ausdrücklichen Befehl, die schändlichsten Gräuel. Priester wurden bey den Füßen aufgehangen, mit ausgeklügelter Schamlosigkeit zerfleischt; Jungfrauen, durch Unzucht, selbst in Kirchen ermordet. Christi Leichnam warfen die Tatarn aus der Monstranz, schreyend: „da liegt der Christen Gott, laßt sehen, ob er zu helfen vermag!“ Mit dem heiligen Oehle reinigten sie ihre Schuhe.

Einen Theil dieser Grausamkeiten vergalt der Orden durch ähnliche Verwüstungen in Cujavien, wo er mit 8000 Mann fünf Städte nahm, und das befe=

tigte Kloster Crone schleifte. Die Pohlen durch diesen Einfall aus Preußen zu locken, hoffte man, allein vergebens. Jagello belagerte Culm, erzwang die Uebergabe, ließ die Besatzung über die Klinge springen, zerstörte die Hauptkirche und pflanzte sein Geschütz darauf. Da sammelte der Orden seine ganze Macht, führte sie vor Culm, verschanzte sich, und hielt die Königlichen gleichsam belagert.

Paul hätte vielleicht, in dieser vortheilhaften Stellung, die herbey eilende Hülfe der deutschen Fürsten erwarten können und sollen; doch der Seinigen Klagen und Widerspänstigkeit, Mangel an Geld und Muth, bewogen ihn, den Frieden zu erbitten, den des Königs Mangel an Brod und Muth gern gewährte. Die Pohlen lagerten sich am See Melno, wo der Hochmeister den übermüthig vorgeschriebenen Frieden, und mit ihm seine Schande unterzeichnete.

Abgetreten wurden: Samayten, Sudauen, Nessaw, Orlow, Neudorff und Moryn; die halbe Weichsel mit ihren Inseln und Zöllen, vom Zusammenfluß der Drewenz bis zu den Gränzen des Gebieths von Bromberg. Alle Urkunden, auf welche der Orden seine Rechte gründete, mußten ausgeliefert werden; Jagello's eigene Verzichtleistung auf jene Länder, ja selbst die Urtheile Sigismunds in Ofen und Breslau gesprochen. Was an schriftlichen Beweisthümern dem Orden noch übrig blieb, verlor seine Gültigkeit, in so fern es diesem Frieden widersprach. Am demüthigendsten war die unerhörte Bedingung, daß der Orden, im Falle eines Friedensbruches, nicht auf Gehorsam seiner eigenen Unterthanen Anspruch machen dürfe, sondern schriftlich sie von ihrer Pflicht entbinden müsse.

Wodurch vergalten die Pohlen so große Opfer? — Sie erlaubten großmüthig, Nessaw zu schleifen. Sie versprachen in schwankenden Ausdrücken, das alte, be-

rüchtigte Urtheil der päpstlichen Bothschafter, Pommern betreffend, zu überliefern. Abtrünnige des Ordens wollten sie nicht mehr hägen, auch ihrerseits die Unterthanen vom Gehorsam entbinden, wenn der König wortbrüchig würde. Das war alles. Die übrigen Artikel betrafen Gränzberichtungen, Handel, Rechtspflege. Nicht einmahl der Same künftiger Zwietracht wurde erstickt; denn in demselben Frieden, in welchem Jagello den Besitz von Pommern dem Orden aufs neue verbürgte, nahm er, gleichsam höhnend, abermahls den Titel eines Erbelings von Pommern an. Bis jetzt hatte er sich begnügt, diese Anmaßung nur in solchen Schriften zu verlautbaren, die nicht geradezu den Orden betrafen; nunmehr bediente er sich dessen dem Hochmeister ins Angesicht, und Paul ließ sich bereden, seine Einwilligung als bloße Gefälligkeit gegen eine königliche Grille zu betrachten, die keinen Nachtheil bringen könne, weil ja in demselben Augenblicke auf Pommern Verzicht geleistet, die einzige, der Pohlen vermeintes Recht begründende Urkunde ausgeliefert werde. Ja, wäre das letztere in der That geschehen, so möchte des Hochmeisters Schwäche noch Entschuldigung finden; doch nur er allein erfüllte sogleich die Bedingung, von allen Beweisen sich zu entblößen; Jagello hatte — so wurde vorgegeben — die seinigen nach Rom gesandt, und dort versprach man mit dunkeln Worten, erst nach einem Jahre, deren Uebergabe. Dieser tückische Kunstgriff, durch welchen das Recht, dem am See Melno entsagt wurde, an der Tiber kräftig bleiben sollte, zeigt aufs neue, im Charakter dieses Fürsten, eine schwarze Treulosigkeit, von der nur unsere Tage ähnliche Beyspiele aufzuweisen haben.

Was Heinrich von Plauen nimmer zugestand, als schon der größte Theil von Preußen der Pohlen Herr=

schaft anerkannte, das bewilligte Paul Rußdorff, als nur ein fester Platz in Feindes Gewalt sich befand, und zahlreiche Hülfsvölker schon die Gränzen berührten. Doch nicht Muthlosigkeit allein war dieses schimpflichen Friedens Quelle. „Wir sind dermaßen mit Schulden behaftet," klagte er wehmüthig, „daß wir unserer Dürftigkeit nicht Rath wissen. Ungestüme Gläubiger saugen uns das Mark aus. Täglich haben wir vor Augen die peinliche Kümmerniß der Verheerten, die uns alle Stunden überlaufen, mit jämmerlichen Klagen um Hülfe flehend." Hierzu gesellten sich noch laute Verwünschungen der Edlen und Bürger, ja selbst Drohungen, ihm abzufallen. Mehr als genug, um ein schwaches Haupt zu verwirren. Beruhigung der Gläubiger und Unterthanen erkaufte er für den Augenblick; seines Ordens Haß für immer. Die Brüder schalten ihn feigherzig. Der Deutschmeister Eberhard von Sausheim tobte laut gegen den Frieden, und damahls keimte vielleicht in ihm der unauslöschliche Groll, der bis an seinen Tod ihn zu Pauls unversöhnlichem Feinde machte.

Nicht er allein, auch die Fürsten und Herren, die zu des Ordens Beystand ihre Macht aufgebothen, und deren Fahnen wirklich bald nachher in Preußen wehten, mußten unwillig den Bothen empfangen, der mit der überraschenden Friedensnachricht ihnen entgegen eilte. Am stärksten äußerte Herzog Heinrich von Baiern seinen Verdruß, verband sich mit dem Deutschmeister, forderte ungestüm Schadenersatz, hielt sich an Ordensschlösser im deutschen Reiche, und zwang den Hochmeister zu demüthigen Bitten um Versöhnung.

Fast mehr erschrocken als entrüstet, vernahm Sigismund, was am See Melno geschehen. Er schrieb in Eile an den Hochmeister, suchte ihm Muth einzuflößen, meldete, er habe bereits die verbündeten schle- 1423.

tischen Fürsten und Städte aufgerufen, und wenn auch sie ihrem Worte untreu würden, so wolle er doch allein mit seinem Königreiche Ungarn treulich bey dem Orden halten. Das bewirkte weiter nichts, als einen zweifelhaften Stillstand. Die fremden Fürsten blieben noch eine Weile in Preußen, die Pohlen unter den Waffen. Als der Kaiser sah, daß er vergebens Macht und Ansehen für einen Bundesgenossen verschwende, dem es sogar an Kraft gebrach, sich auf den hingepflanzten Stab zu lehnen; da ließ er ab von ihm und both Jagello die Hand. Beyde Monarchen kamen persönlich in Kesmark zusammen, und erneuerten die alten Verträge, worauf der Orden, seines unbenutzten Schildes beraubt, eilte, jede Friedensbedingung zu erfüllen. Nessau wurde geschleift, Samayten und Litthauen erhielten bestimmte Gränzen.

Der einzige Gewinn, der dem beschämten Orden aus diesem Handel erwuchs, war Witolds aufrichtige Freundschaft. Denn nachdem dieser ehrgeitzige Fürst alle Wünsche und Forderungen befriedigt sah, blieb nur noch die heiße Begier nach unbeschränkter Herrschaft über Litthauen in seiner verschlossenen Brust. Auch diese hoffte er einst mit Ordenshülfe zu stillen, darum wandelte sich am See Melno sein feindliches Gemüth.

Aber den König nagte noch eine Unbehaglichkeit; das Urtheil der Welt war sein Gewissen. Die gräßlichen, nur allzu ruchtbar gewordenen Ausschweifungen seines durch ihn selbst ermunterten Heeres hatten seinen Ruf beflecket. Er wandte sich reumüthig an den Papst, bekannte die verübten Gräuel, wußte zu deren Entschuldigung nichts anzuführen, als die Versicherung: er habe voraus gesehen, daß, ohne dieses Mittel, der Zwist mit dem Orden nie seine Endschaft erreichen werde. Der gefällige Papst sprach ihn los vom

verdienten Banne. Er sprach ihn los in einem Augenblicke, wo vor seinem eigenen Stuhle der wortbrüchige Fürst, den eben geschlossenen Frieden verspottend, noch immer seine Rechte auf Pommern geltend zu machen suchte.

Schwer ist die Pflicht des Richters, streitsüchtigen Parteyen in Labyrinthe von Schikanen zu folgen; schwerer noch die des Geschichtschreibers, zu gewissenlosen Fürsten in Abgründe hinab zu steigen, um dort aus jedem finstern Winkel eine kleine Leidenschaft ans Licht zu ziehen. Menschenregierer sollen, wie die Sonne, selbst ihre Flecken überglänzen, und wenn dieser Glanz auch Wärme verleiht, so achten mit Recht anbethende Nationen der seltenen Flecken nicht. Wie anders, wenn Verbrechen auf dem Throne von Verbrechen in der Räuberhöhle sich nur durch Umfang unterscheiden: wenn König und Bandit nur darin ungleich handeln, daß dieser einen geplünderten Pilger, jener ein geplündertes Volk ermordet. Dank der Nemesis, die nach Jahrhunderten noch eine schwache Hand, nicht mit dem Schwerte, sondern mit der Feder rüstet, um Altäre zu stürzen, die der feigen Zeitgenossen Furcht auf besudelten Boden, auf verstümmelte Glieder baute. Heil dem späten Enkel, dem die Rache unserer Leiden vorbehalten worden!

Unerschöpflich war Jagello in neuen Forderungen, unerschöpflich des Hochmeisters Nachgiebigkeit. Unter dem Vorwande, es sey noch manches vergessen worden, oder zweifelhaft geblieben, schrieb der König zwey Jahre später neue Bedingungen vor. Am Ufer der Weichsel, Thorn gegenüber, besprach er sich mit dem zag- 1424.
haften Feinde. Alte Zölle sollte der Orden abschaffen. Paul bequemte sich, zum mindesten fürs erste sie aufzuheben. Vom so genannten Losgeld in Danzig sollten die Pohlen befreyt seyn. Es wurde bewilligt;

eine ähnliche Beschwerde in der Neumark abgethan. So bediente sich der König seines Uebergewichts, um den pohlnischen Handel zu begünstigen, und dem Hochmeister, in dessen eigenen Staaten, Gesetze vorzuschreiben.

Was hingegen dieser bescheiden wünschte, mußte gleichsam erbettelt werden. Schloß und Mühle von Lübitsch waren, Sigismunds Urtheil gemäß, geschleift worden; allein es lag dem Orden viel daran, sie wieder herzustellen. Warum er so großen Werth auf diesen kleinen befestigten Platz an der Drewenz legte, geht zwar nur aus Muthmaßungen, doch mit ziemlicher Gewißheit hervor. Die Drewenz, obschon kein ansehnlicher Fluß, hat dennoch nur wenige Furthe, die einen Uebergang verstatten. Um diesen zu bewerkstelligen, mußten vormahls die Pohlen oft bis zu des Stromes Quelle hin-
1330. auf steigen. Vergebens hatte einst Uladislaus zehn Tage lang die Wachsamkeit der Kreuzherren zu berücken gesucht, bis er endlich die Furt bey Lübitschmühl entdeckte, und durch diesen mit seinem ganzen Heere in das culmische Gebieth eindrang. Um für die Zukunft solchen Ueberfall zu hindern, baute der Orden an diese Stelle eine befestigte Mühle, staute das Wasser, und konnte folglich nach Gefallen die Furt ungangbar machen. Den Pohlen war um offenen Weg in Feindes Land zu thun, dem Orden um Sperrung dieses Weges; darum bestanden jene auf Schleifung, dieser auf Herstellung der Mühle. Man war, seit dem letzten Frieden, in einen kalten Höflichkeitswechsel getreten, der an Höfen für Freundschaft gilt; Paul hatte
1426. durch Gesandte die Krönung der neuen Königinn, die Taufe des Prinzen verherrlicht. Auf dieses so genannte gute Vernehmen bauend, trug er seinen Wunsch dem Könige und dem Reichstage vor. Es erhoben sich große Schwierigkeiten, aber Witold trat zum Er-

sten Mahle als warmer Freund des Ordens auf, erklärend: wenn man diesem Gesuche nicht willfahre, so werde er Polangen dem Hochmeister abtreten. Der Besitz dieses Ortes in Samayten hätte eine längst gewünschte Verbindung zwischen Preußen und Liefland bewirkt, darum fand der Reichstag gerathener, die Herstellung der Mühle zu gestatten.

Durch jene kräftige Vermittelung hatte Witold dem Orden so viel Zutrauen eingeflößt, daß man sogar, bey einer neuen Veranlassung, ihn ohne Bedenken zum Schiedsrichter wählte. Jagello's Ansprüche auf Driesen und Santock waren im Thorner Frieden gleichgültig behandelt, jetzt, am See Melno, mit Stillschweigen übergangen worden. Damahls hätten die Pohlen, unter so vielen Opfern, leicht auch dieses noch fordern mögen; zum Glücke gedachten sie dessen nicht. Aber als die Waffenruhe des Königs Händelsucht wieder Spielraum gab, suchte er, um den Orden zu necken, das alte Recht hervor. Bevollmächtigte von beyden Theilen fanden keine Auskunft; so wurde die Entscheidung dem Großfürsten anheim gestellt, der abermahls der neuen Freunde Vertrauen rechtfertigte, und Driesen unwiderruflich dem Orden zusprach. 1428.

So genoß endlich Preußen einer kurzen Ruhe, indem es den unversöhnlichen Feind durch den versöhnten im Zaume hielt. Wohl war es, seit einem Viertel-Jahrhundert, eine kluge Staatskunst, die alles versuchte, um Litthauen von Pohlen zu trennen. Wäre es nur früher gelungen, denn Jagello ohne Witold war ein Arm ohne Schwert.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Verwickelung mit Dänemark und den Hansestädten.

Am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts hatte sich ein Zwist entsponnen zwischen Dänemark und den Grafen von Holstein. Jenes behauptete die Lehensherrschaft über das Herzogthum Schleswig; diese bestanden auf ihrem Erbrecht. Die Folge war, eine lange, mit abwechselndem Glücke geführte Fehde, in der, auf Begehren, einige Mahl der Hochmeister als Vermittler auftrat, doch ohne dauerhafte Wirkung. Der Streit wurde heftiger, als die Hansestädte mit den holsteinischen Grafen sich verbanden, um, wie sie vorgaben, erlittene Kränkungen ihrer Privilegien zu rächen; eigentlich befürchtend, der ohnehin schon mächtige König über drey nordische Reiche könne, durch Holsteins Eroberung, ein gefährlicher Nachbar werden.

1423. Der Orden hatte durch die pommerschen Herzoge seine freundlichen Verhältnisse mit Dänemark erneuert; darum gerieth Paul in Verlegenheit, als die Hansestädte Beystand von ihm selbst, und Erlaubniß für ihre
1427. preußischen Bundesschwestern, an dem Kriege Theil zu nehmen, begehrten, hingegen König Erich ihn zum Vermittler aufrief. Er suchte Beyden zu gnügen, versprach, die Hanseaten nicht zu verlassen, wenn Dänemark glimpfliche Bedingungen verschmähe, und, um diese zu bewirken, sandte er den Großmarschall zu dem Könige, begleitet von den Burgermeistern der Städte Danzig und Culm. Sie kehrten unbefriedigt zurück; die Schwerter blinkten aufs neue; Flensburg wurde

belagert; Graf Heinrich von Holstein getödtet. Die Dänen siegten, die Verbündeten wankten; ermannten sich wieder durch den Beytritt der preußischen Städte, beschlossen aber klüglich, bevor etwas Entscheidendes gewagt werden sollte, ihre Seemacht zu vereinen. Zuerst erschienen die Flotten der Hamburger und Lübecker auf dem bestimmten Sammelplatze. Ohne verabredeter Maßen die Preußen zu erwarten, griffen sie getheilt die königliche Flotte an, die aus zwey Geschwadern der Schweden und Dänen bestand. Die Lübecker siegten, eroberten einige Schiffe, mußten aber, selbst übel zugerichtet, von den Hamburgern weichen, die gänzlich geschlagen wurden. Kaum hatten die Dänen der hamburgischen Flotte Vernichtung vollendet, als sie von ferne die preußischen Segel erblickten. Wenige Kriegsschiffe geleiteten eine Menge reichbeladener Fahrzeuge. Jene wurden tapfer angegriffen und vertheidigten sich tapfer. Doch Uebermacht zwang sie zur Flucht, ihre Rettung allein der Begierde dankend, mit welcher die Kauffahrer von den Dänen verfolgt wurden. 1428.

Dieser schimpfliche Verlust erregte Spaltung zwischen den ohnehin nur locker Verbündeten. Schlau wußte Erich, durch aufwiegelnde Briefe, die Bürger noch mehr zu entzweyen. Graf Gerhard von Holstein führte zwar eine neue Flotte mit glücklicher Rache gegen den Feind, doch nur auf Plünderungen beschränkten sich die Thaten seiner ansehnlichen Macht. Ermüdet durch die lange, neunjährige Fehde, schlossen einzelne Bundesglieder mit Dänemark Frieden, und die preußischen Städte, ihres Handels Vernichtung befürchtend, folgten diesem Beyspiele. Des Hochmeisters Gesandte bewirkten vom Könige Sicherheit für die preußischen Seefahrer, unter der Bedingung, daß Erichs Feinden aller Beystand entzogen würde. Der

Orden nahm an diesem Kriege keinen Theil. Die Freundschaft mit Dänemark blieb ungestört. Seine großen Städte wurden gleichsam als eine von ihm abgesonderte Macht angesehen; ein widersprechendes Verhältniß, dem er seine Zustimmung nimmer — auch nicht wenn es für den Augenblick vortheilhaft schien — hätte bewilligen sollen, denn darin lag der Keim zu seinem Verderben.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Begebenheiten im Innern des Landes.

Wenn es nur darauf ankäme, Ein Mahl zu wollen oder zu handeln, so würden alle Völker des Erdbodens gerecht und gütig beherrscht, denn es ist kein Fürst so verderbt, daß er nicht mit diesem Vorsatz den Thron bestiege. Aber täglich muß er wollen, nie ermüden, das fordert Ausdauer; täglich muß er Hindernisse bekämpfen, das fordert Kraft. Wo diese fehlen, da geschieht wohl manches Gute, doch kein Ganzes wird erzielt, kein Vertrauen errungen, weil nie der Unterthan mit Sicherheit berechnen kann, ob der gute Mensch, dem er gehorcht, in diesem oder jenem Falle auch ein guter Fürst seyn werde. Da ist oft ein kluger Bösewicht des Thrones würdiger, denn auf ihn darf man zählen, er befolgt Grundsätze.

Paul Rußdorff war ein Mann, dem das Gute Vergnügen gewährte, der aber auch oft in seinem Vergnügen das Gute zu finden glaubte; ein Baum, der seine Früchte stets dem zuwarf, der unter den Wind sich stellte. —

Aergernisse und Verbrechen suchte er lieber zu verheimlichen als zu bestrafen; wollte selbst Priestermördern Verzeihung in Rom auswirken. — Die unglücklichen Preußen, die Urbewohner des Landes, drückte er durch neue Dienste. Der Bischof von Ermeland mußte ihn ermahnen, des armen Volkes zu schonen, damit dessen Glaube nicht geschwächt würde. — Die Schiffer auf der Weichsel und dem frischen Haff erhielten Vergünstigung, das Ufer, an dem sie weilten, drey Tage lang von Holz zu entblößen; dagegen, im Falle der Noth, der Gebrauch ihrer Fahrzeuge dem Orden vorbehalten wurde. — Fremder Güter sich anzumaßen, vermied der leicht irre zu leitende nicht immer. Der Papst beschämte ihn einst durch eine drohende Ladung vor den Richterstuhl des Abts von Stolpe. — Dann buhlte er wieder um des heiligen Vaters Gunst, indem er seine Krieger, statt durch ihre Schwerter am See Melno einen Schimpf zu verhüthen — gegen die Hussiten rüstete. — Den Seestädten bekräftigte er ein landesherrliches Recht: jeden Streit zwischen Seefahrern und Kaufleuten als oberste Richter zu entscheiden. — Eine neue Landesordnung untersagte allen Vorkauf. — Die Engländer machten in Preußen Anspruch auf dieselben Vorzüge, deren die Preußen in England genossen: es wurde verweigert, weil des Ordens Unterthanen nur als Hanseaten jener theuer erkauften Rechte in England theilhaftig würden. Das widersprach alten Verträgen, doch der Britten oft erneuerte Klagen blieben fruchtlos. — Die Städte Thorn und Danzig erfreuten sich zehn Jahre lang des Fürstenrechtes, Münze zu schlagen. — Um endlich alle Unzufriedenen auf einmahl zu gewinnen, stellte Paul den großen L a n d e s- 1430.
r a t h wieder her, den Küchmeister nur zu eigennützigen Zwecken benutzte, und der, seit vielen Jahren,

schweigend von aller Theilnahme an Regierungsgeschäften war ausgeschlossen worden. Ihn wünschten die Bischöfe, denn ihre Herrschsucht glich der des Ordens; ihn verlangten die großen Städte, denn ihr Reichthum weckte den Geist der Unabhängigkeit; ihn forderten die Edlen, denn ihre Güter bedurften Schutzes gegen unaufhörliche Verwüstungen; ihn begehrte das Volk, denn es hoffte Erleichterung seiner Bürden. Darum wählten Hochmeister und Stände aus Gebiethigern, Prälaten, Ritterschaft Städten, vier und zwanzig Beysitzer, ohne deren Zustimmung kein Staatsgeschäft unternommen oder beendigt werden durfte. In jährlichen Versammlungen sollten die Erkohrnen, unter des Hochmeisters Vorsitz, des Landes Heil erwägen; über die Münze wachen; alte Privilegien anzutasten nicht gestatten; ohne Urtheil und Recht keinen Unterthan, er sey, welches Standes er wolle, seines Leibes und Gutes berauben lassen; selbst die gehässige Anklage wegen Verrätherey sollte dieses Recht keinesweges entkräften; (wehe dem Lande, dem bisher das erste aller Gesetze fehlte!) endlich sollte, zu ewigen Zeiten, der Landesherr keine Auflage ohne Bewilligung der Stände sich erlauben; eine harte Einschränkung, die der Hochmeister durch Vorbehalt der Ordens-Privilegien zu entkräften strebte.

So verwandelte sich Preußens Staatsverfassung. Dem bisher unumschränkten Beherrscher stand nunmehr gleichsam ein Parlament zur Seite, das, wie in England, seine beyde Kammern hatte: den Landesrath, die Stände; von beyden abhängig das Mark der Regierung — G e l d; zwischen beyden getheilt des Staates Nerve — a u s ü b e n d e G e w a l t. Was die Stände an Kraft gewannen, mußte nothwendig der Orden verlieren. Der Unterthanen Wohl, bisher in so fern mindestens von ihm beherzigt, als darauf sein eigenes Wohl sich gründete, wurde ihm jetzt noch fremder, denn

sie

sie selber hatten ja die Sorge dafür übernommen; der Orden hielt sich deren fast entledigt; eigener Vortheil trat in endlosen Kampf mit dem Vortheile des Landes; beyder Zweck war nicht mehr einfach; beyde strebten nach verschiedenen Zielen, folglich oft einander entgegen.

Gesunken war zu gleicher Zeit das Ansehen der Regierung. Schon früher hatten Manche versucht, ihren Landesherrn vor fremde Richterstühle zu ziehen; jetzt wurden Trotz, Ungehorsam, Widerspruch immer häufiger. Dem Beobachter blieb unverborgen, daß der Untergang des Ordens heran nahe.

Zu der bösen Zwietracht gesellten sich um diese Zeit noch schwere Landesplagen. Die Weichsel und Nogat traten aus ihren Ufern, rissen Dämme, Häuser nieder, begruben Menschen, Vieh in ihren Wellen. Dann erzeugte lange Dürre Mißwachs, Hungersnoth, unerhörte Theurung. Dann schien die Natur, in einem warmen, feuchten Winter, noch der Leidenden zu spotten, indem sie Bäumen im December unfruchtbare Blüthen entlockte. Dann raffte eine verheerende Pest über 80,000 Menschen hinweg; ganze Dörfer wurden zu Einöden. Endlich darf auch wohl eine seltsame Geistesverwirrung, die ganz Preußen und alle Stände ergriff, mit zu den Landplagen gezählt werden. Ueberall sah man Gespenster, gräßliche Erscheinungen, vermuthlich Pfaffenwerk; vielen raubte Schrecken die Sinne, daß sie in Feuer und Wasser sich stürzten. Täglich rannten Priester mit Weihbüscheln durch alle Straßen, und verkauften der frommen Einfalt theure Wassertropfen.

Nun einen Blick auf Liefland. Das Erzbisthum zu Riga hatte Martin V. des Ordens Herrschaft wiederum entzogen. Die Geistlichkeit, den Ordensmantel mit Frohlocken von der Schulter werfend, versam- 1423.

melte ein Concilium zu Riga, beschloß daselbst, dem Oberhaupte der Kirche ihre mancherley Beschwerden über den Orden vorzulegen. Einige Thumherren, mit dem Decane der revalschen Kirche an ihrer Spitze, begaben sich auf den Weg nach Rom, begleitet von mehreren jungen Liefländern, die Wäschlands hohe Schule besuchen wollten. An der Gränze lauerte auf sie Goswyn von Aschenberg, Comthur zu Grubyn, nahm die Verräther — so schalt er sie — gefangen, raubte ihr Geld, ihre Papiere, ließ die Geistlichen, an Händen und Füßen gebunden, in den Strom werfen, wo sie ertranken. Weit entfernt, dieser Gräuelthat sich zu schämen, bekannte er sich vielmehr öffentlich dazu; schrieb an die liefländischen Bischofe: „Ihr sollt wissen, Ihr Herren, daß ich Euren Decan von Reval, sammt seinen Gesellen, gefangen, geplündert, ersäuft habe, als Verräther unsers Landes. Nur aus eigener Bewegung habe ich solches gethan — fügte das Ungeheuer hinzu — ohne Rath meiner Brüder, ohne Befehl meiner Obern, folglich, wenn ihr Rache sucht, haltet euch allein an mich. Wollte Gott, ich hätte Euch alle in meiner Gewalt, um Euch wie Jene zu vertilgen."

Keine Spur wird gefunden, daß dieser Nichtswürdige zur Rechenschaft gezogen worden; wohl aber wußte man in Rom zu bewirken, daß der Papst, ohne Scheu, mit sich selbst im Widerspruche, durch eine neue Bulle dem Erzbischofe, ja der ganzen liefländischen
1428. Geistlichkeit, die Pflicht, das Ordenskleid zu tragen, auflegte. Dann folgte eine erzwungene Aussöhnung, ein Vertrag zu Walk geschlossen, in welchem der Erzbischof die Kreuzherren, wegen Abwerfung der Ordenstracht, um Verzeihung bath, auf sein Gewissen erklärend, es sey nicht aus Verachtung geschehen. Jährlich sollte, um das gegebene Aergerniß zu verlö-

schen, für die Seelen der verstorbenen Ritter ein feyerliches Hochamt gehalten, wegen Ermordung der Gesandten keine Klage erhoben, Schaden-Ersatz nur von Goswyn Aschenberg, oder dessen Mitschuldigen gefordert werden. Fände man die Verbrecher — (sie waren bereits in Sicherheit) — so wollte der Orden sie nach Verdienst richten. Da ferner die Liefländer durch diese innere Zwietracht verhindert worden, gegen die Ketzer, befohlner Maßen, in das Feld zu rücken, so sollten nun auch die Bischöfe, als Urheber, den Orden deßhalb vor Kaiser und Papst rechtfertigen. Endlich wurde jedem Theile frey gestellt, den armseligen Kleiderzwist in Rom auszufechten.

Um dieselbe Zeit erregte Peter Wichmann, durch Predigten in Thorn, bedenkliche Unruhen; er schalt die Priester Ketzer, und übergab sie dem Teufel, weil sie das Volk von seinen Pfarrern abwendig machten. Der kühne Frevel blieb ungestraft.

Dieser Begebenheiten gedrängte Zusammenstellung läßt überall in dem Hochmeister einen Mann erblicken, der es mit keinem verderben mochte; der jeder lauten Stimme folgte, nicht aus Ueberzeugung des Besseren, sondern um nur alle zu befriedigen; der sogar Verbrecher schützte, oder doch entrinnen ließ, nicht als hätte er ihre Thaten gut geheißen, sondern um der Ruhe willen.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Witolds letzte Schicksale.

Weder auf Verträge, noch auf befriedigten Eigennutz allein, gründete sich die neue Freundschaft des Großfürsten; sie hatte tiefere Wurzeln geschlagen, wurde genährt von zwey mächtigen Leidenschaften, Haß und Ruhmgier. Sein Haß traf die neue Königinn von Pohlen, minder, wie er vorgab, weil sie den König beherrschte, als um ihrer fast verdächtigen Fruchtbarkeit willen. Die Geburt eines Prinzen raubte dem alten Großfürsten alle Hoffnung, den pohlnischen Thron zu besteigen, flößte ihm die Furcht ein, daß der königliche Stamm dem seinigen Untergang drohe. Darum erwachte lebhaft in ihm der Wunsch, ein selbstständiges Reich zu gründen. Nichts konnte dem Orden willkommener seyn, als dieses Verlangen, dessen Verwirklichung eine ihm furchtbare Macht auf immer trennen mußte. Der Comthur von Ragnit, ein Herr von Mümpelgard, gewann Witolds Vertrauen, und, mit Vorwissen des Hochmeisters, schürte er aus allen Kräften die Flamme in des Ehrgeizigen Brust. Durch
1429. diesen klugen Geschäftsträger wurde die Sache zuerst dem Kaiser angebracht, dessen Groll gegen Pohlen eine freundliche Zustimmung verbürgte. Mit Freuden willigte Sigismund in eine persönliche Zusammenkunft, nur um den Vorwand verlegen, der Jagello's Verdacht entfernen sollte. Eine Aussöhnung mit Pohlen, und Schlichtung aller Händel mit dem Orden (die schon

längst geschlichtet waren), ein Krieg gegen Türken und Hussiten, mußte den lockern Vorwand leihen.

Luzk, die Hauptstadt in Volhynien, sah in ihren Mauern eine seltene Versammlung von fürstlichen Häuptern, denn außer dem Kaiser und dessen Gemahlinn, dem Könige von Pohlen und allen Großen seines Reiches, waren gegenwärtig der König von Dänemark, die Großfürsten von Moscau, Twer und Rjäsan, der Hochmeister, die Herzoge von Masovien, der Tatar-Chan, die Gesandten des griechischen Kaisers. Diese alle bewirthete Witold mit königlicher Pracht funfzig Tage lang.

Sigismund stellte sich hoch erstaunt ob des Großfürsten Reichthum. „Ihr seyd in der That schon König," sprach er zu ihm," Euch mangelt nur der Titel, und er soll Euch werden." Man will wissen, daß der Großfürst 100,000 Mann, auf eigene Kosten, gegen die böhmischen Rebellen zu führen versprochen. Der Kaiser gewann ohnehin schon genug, wenn Pohlen und Litthauen sich spalteten.

Vor Zeugen versicherte Witold: ohne Wissen und Genehmigung des Königs von Pohlen werde er keinen Schritt um die neue Würde thun. Jagello empfing einen freundlich schmeichelnden Besuch vom Kaiser und dessen Gemahlinn; da wurde viel gesprochen, nichts beschlossen. Schon Mindowe, meinte Sigismund, habe für einen König gegolten, um so mehr sey Witold dieser Ehre würdig. Anders dachte Jagello, doch in Gegenwart der Kaiserinn wich er bloß höflich aus, versprach, dem Senate die Sache vorzulegen; sey dieser willig, dann auch er. Es war voraus zu sehen, daß die Pohlen einer Trennung von Litthauen sich widersetzen würden. Der Großfürst selbst trug seinen Wunsch im versammelten Reichsrathe vor, und begehrte, bey dem Umstimmen anwesend zu bleiben. Vermuthlich hoffte

er, durch seine Gegenwart einzuschüchtern. Wirklich hielt der Erzbischof von Gnesen, als Vorsitzer, eine schöne Rede, die mit vielen glatten Worten an der Hauptsache vorüber schlüpfte. Der Bischof von Krakau hingegen, Sbigneus Olesnitzki, des Königs Retter bey Tanneberg, sprach dreist: „Sigismunds Freundschaft sey verdächtig; es zieme dem mit Jahren und Ruhm bedeckten Großfürsten, leere Titel zu verachten; des Eides eingedenk zu bleiben, der ihn an Pohlen knüpfe.“ So sprachen mehrere. Einmüthig stimmte der Senat ihrem Urtheile bey. Da stand Witold hastig auf und sagte drohend, indem er den Saal verließ: „auch wider euren Willen werde ich thun, was mir beliebt.“

Als er fort war, mußte der König bittere Vorwürfe hören, daß er mit Sigismund, dem alten Feinde beyder Staaten, sich eingelassen. Man nöthigte ihn, auf der Stelle, ohne Abschied vom Kaiser, Luzk zu verlassen. Der alte Großfürst, durch Widerstand nur gereitzt, verabredete alles mit seinem hohen Gaste, und entließ ihn endlich, überhäuft mit kostbaren Geschenken. Aengstlich schrieb Jagello einen Reichstag aus, wo des Kronwerbers Gesandten abermahls erklärten: ihr Herr sey entschlossen, sich an den Widerspruch der Pohlen nicht zu kehren. Beredte Männer wurden an Witold abgefertigt, um seinen Sinn zu wandeln, oder dem Halsstarrigen Krieg anzukündigen. Die Drohung schreckte ihn nicht. „Habe ich doch nimmer die Krone begehrt,“ antwortete er trocken. „Habe ich doch des Kaisers lockendes Anerbiethen vorlängst zurück gewiesen: nun haben Euers Königs eigener Rath, eigene Bitten mich bewogen; die Sache ist offenkündig worden; jetzt verstattet meine Ehre nicht, sie aufzugeben.“

Diesem Vorsatze getreu, verbündete er sich mit dem Orden; dem er jetzt ein unbeschränktes Vertrauen schenkte; bestach die vornehmsten Pohlen; drang in den Kaiser um Beschleunigung; war gefaßt auf Krieg. Solche Festigkeit verfehlte nimmer, den schwankenden Jagello zu bestürzen, und mit sich selbst in Widersprüche zu verwickeln. Gern hätte er den Großfürsten überredet, er wünsche herzlich dessen Verlangen zu genügen, nur die Pohlen könne er nicht bewegen. Seine Briefe waren angefüllt mit solchen häuchlerischen Zusicherungen, doch den alten klugen Witold täuschte er nicht. Der sandte die schriftlichen Lockungen dem Hochmeister, mit der scharfen Bemerkung: „Ihr werdet wohl daraus vernehmen, wie der König viel gütlichere Worte redet und wenig thut."

Ganz unthätig blieb Jagello dennoch nicht, nur trieb er es heimlich nach seiner Weise. Den Kaiser wie den Großfürsten verklagte er in Rom. Der Papst fertigte an beyde abmahnende Bullen aus, die ohne Wirkung blieben. Die Pohlen versuchten einen andern Weg. Sie bedachten, daß Jagello alt, sein Kronprinz unmündig, Witold unbeerbt sey. Darum trugen sie jetzt, mit des Königs Zustimmung, ihm die pohlnische Krone an. So, sprachen sie, würde er das Begehrte und Verdiente erlangen, ohne Verletzung alter Verträge. Das überraschte den Großfürsten einen Augenblick; dennoch blieb er unerschüttert, und erwiederte höflich: der Himmel verleihe dem Könige langes Leben! ich trachte nicht nach seiner Krone, nur soll er mir die meine nicht mißgönnen. Mit Eurem Reiche bestehe die alte Freundschaft, wenn ihr selber wollt; wo nicht, so werdet ihr mich auch gerüstet finden."

An den Hochmeister schrieb er: „Jagello will bey seinen Lebzeiten die Krone abtreten, darob wir uns höchlich verwundern. Er meint es nicht in Treuen

mit uns, wie solches seine Briefe an den römischen König zur Genüge beweisen. Zwar spricht er, die habe der Kanzler ohne seinen Willen geschrieben; allein warum bestraft er ihn nicht?"

Die Pohlen erzählen: als keine Vorstellung gefruchtet, habe man die Gränzen scharf bewacht, um des Kaisers Gesandten aufzufangen. Das sey gelungen.
1430. Aus deren Briefschaften habe sich ergeben, daß die litthauischen Reichskleinodien bereits unterweges; da sey die Wachsamkeit verdoppelt worden. Als die Ueberbringer der Krone solches in Frankfurt vernommen, wären sie wieder umgekehrt, indessen Fürsten und Herren, unter andern auch der Hochmeister, sich zur Krönung bereits in Wilna eingefunden. Das scheint nicht glaublich, denn von Frankfurt an der Oder hatten die Gesandten nur noch einen Schritt bis in die Neumark; dort waren sie, auf des Ordens Gränzen, um so mehr in Sicherheit, da schon ein zahlreicher Haufe bereit stand, sie nach Litthauen zu geleiten. Sicherer ist hingegen, daß der krankgewordene Großfürst, muthlos oder schlau, abermahls versuchte, den König zu gewinnen. Durch einen Vertrauten ließ er ihm entbiethen: er verzichte auf die Krone; alles Vorgefallene solle vergessen bleiben, nur möchte Jagello in seiner Krankheit ihn besuchen. Die Pohlen trauten der schnellen Sinnesänderung nicht, widerriethen den Besuch; doch als der König darauf bestand, gaben sie ihm beherzte Räthe mit. Er wurde an der Gränze königlich empfangen, und nach Wilna geführt, wo in den ersten Tagen Witold nichts versäumte, die Neigung seiner Gäste zu gewinnen. Die Räthe suchte er zu entfernen. Dem schwachen Vetter — seit vielen Jahren ihn als seinen Mentor zu betrachten gewöhnt — redete er an's Herz: „Ich stehe am Grabe, was habt ihr zu fürchten? Um die Krone ist mir

nicht mehr zu thun; aber soll ich zum Mährchen vor ganz Europa werden? Gesetzt ich würde genesen, so schwöre ich bey allen Heiligen, wenige Tage nachher trete ich euch freywillig das Königreich ab." Zu diesen Schwüren fügte er heiße Bitten. Jagello wankte, zog sich aus der Schlinge und schob die Räthe vor, besonders den Bischof von Krakau, den zu gewinnen am nöthigsten sey. Nun wandte sich der Großfürst an den eisernen Sbigneus, drohte, bath, bestach, vergebens. Der seinem Vaterlande getreue Prälat antwortete bescheiden, aber unerschüttert: „Du bist vor allen einer Krone würdig; dein Land ist jedem Königreiche an Umfang und Macht gewachsen; doch nur ein Feind der Pohlen kann König von Litthauen werden. Beschworene Verträge haben beyde Kronen für ewig auf Einem Haupte vereint. Die verbrüderten Nationen will der Kaiser nur entzweyen. Er selbst hat, bey der Tafel, die unanständigen Worte sich entschlüpfen lassen: er habe den Königstitel, wie ein Stück Fleisch, unter die Hunde geworfen. Vereint, sind unsere Völker unüberwindlich; getrennt, würden sie, dir selbst zum schmerzlichen Vorwurfe, der Feinde Beute werden. Meine Stimme muß ich dir versagen; denn ich kann mein Vaterland nicht verrathen." Auch durch Witolds heilige Zusicherung, die Krone wieder abzutreten, ließ sich der Bischof nicht bethören. So waren vergebens alle übrige Pohlen gewonnen.

Die fehlgeschlagene Hoffnung vermehrte vielleicht des alten Mannes Krankheit. Er raffte sich noch einmahl auf, um den König zu begleiten, fiel aber vom Rosse und war gezwungen, in dem Wagen seiner Gemahlinn sich nach Troky führen zu lassen. Hier starb er als ein Greis von achtzig Jahren, nachdem er sich zuvor mit Gott und Jagello christlich versöhnt, seine Uljana beyden empfohlen hatte.

So trat ein Held vom Schauplatze, auf dem er so lange die erste Rolle mit Grausamkeit und Tücke, aber auch mit Kraft und Würde gespielt. Seine Gestalt entsprach dem Heldengeiste nicht. Er war klein und bartlos — Fremde erfuhren seine freygebige Pracht, Unterthanen fürchteten seine Strenge, entgingen ihr durch blinden Gehorsam. Von der Ostsee bis zum schwarzen Meere, von Pohlens Gränzen bis tief in den Norden, reichte sein Zepter. Mehr als ein Mahl gab er den Tatarn Beherrscher. Vorsicht, Entschlossenheit, Verstellung, rasches Handeln, waren ihm eigen. Immer thätig, hielt er selbst bey Tafel Kriegsrath, oder Gericht oder gab Gesandten Gehör. In Wollust berauschte er sich oft, nimmer in starken Getränken. Räuberische Statthalter versetzte er in andere Provinzen, nachdem er, statt Rechenschaft, den Raub von ihnen gefordert. Ein heller Geist belebte seine Worte. Auf den Vorwurf, daß er Ländereyen an Tatarhorden verschenke, erwiederte er: „durch Wohlthaten werden auch wilde Thiere gezähmt." Pries man schmeichelnd seine Gabe der Beredsamkeit, so pflegte er zu antworten: „besser schlecht reden, aber wahr."

Diese kleinen Züge mögen das Gemählde des Fürsten vollenden, der, in einer langen Reihe von Jahren, so oft als Freund und Feind des Ordens aufgetreten; der an sein Vaterland den Ruhm fesselte; der mit manchem gepriesenen Helden der Vorwelt in die Schranken treten durfte, und — dennoch vergessen wurde; bis endlich, nach einem Jahrhunderte, eine wälsche Prinzessinn auf dem pohlnischen Throne ihm das verdiente Marmor-Denkmahl in der Kirche zu Wilna errichten ließ.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Swidrigall, Großherzog von Litthauen.

Kinderlos starb Witold. Vier Fürsten konnten Rechte auf seine erledigte Würde geltend machen. Swidrigall, des Königs Bruder; Alexander, Prinz von Kiew; Sigismund Corybuth, den die Böhmen zu ihrem Könige wählten, beyde Jagello's Neffen; endlich Siegmund, Fürst von Starodub, Witolds Bruder.

Die gegenwärtigen Pohlen zogen alsobald nach Podolien, besetzten und befestigten Camenetz, um auf jeden Fall Podolien ihrem Reiche zu erhalten. Die Litthauer und Russen wählten Swidrigall, der — seit kurzem mit Bruder und Vetter versöhnt — aus Ungarn zurück gekehrt, jetzt Witolds Leiche folgte.

Jagello sah nicht ungern seinen Bruder zum Beherrscher Litthauens erhoben, blieb gegenwärtig bey dessen Weihe, versprach, ihm Camenetz wieder auszuliefern. Vielleicht bewog ihn Furcht zu solcher Nachgiebigkeit, denn er befand sich in des Großfürsten Gewalt; selbst in Pohlen ging eine allgemeine Sage, die sich nachher sogar in die Geschichte verirrte, der Großfürst halte den König gefangen, begegne ihm unanständig. Die erschrockenen Pohlen forderten des Ordens Beystand, um Jagello zu befreyen. Es war unnütz, denn Parteysucht hatte das Gerücht erfunden. Swidrigall erzeigte seinem Bruder alle gebührende Ehre, ließ ihn ungehindert ziehen.

Als der König heim kam, erklärten die Räthe, er habe, ohne ihre Zustimmung, weder den neuen Großfürsten anerkennen, noch irgend etwas versprechen dürfen. Das war ihm zuwider. Auch die Trennung Podoliens von Litthauen sah er ungern. Ein friedlicher Tag ward anberaumt. Indessen besprachen sich die Pohlen fleißig zu Krakau mit den Hussiten. Es ging die Rede, sie würden in ein Bündniß mit ihnen treten. Wenigstens durften die Ketzer nach Gefallen aus und ein reiten, Pferde, Harnische, allerley Waare kaufen, und viele Pohlen dienten im ketzerischen Heere.

Darob entsetzten sich die Nachbarn. Vor allen fürchtete der Orden einen Ueberfall, weil die Hussiten geistliche Orden auszurotten strebten. Das bahnte den Weg, oder lieh zum mindesten den Vorwand zu einem Bündnisse mit Litthauen, welches die Königinn Sophie, durch schmeichelnde Briefe an den Hochmeister, vergebens zu hindern strebte. „Lieber Gevatter" nannte sie ihn; von hergestellter Freundschaft und deren ewiger Dauer sprach sie mit glatten Worten, und forderte im Nahmen ihres Gemahls, Beystand gegen Swidrigall, der mit Tatarn, Schismatikern und andern solchen Heiden sich verbinde.

Ihr süßes Zureden täuschte nicht. Litthauen und
1431. der Orden schlossen den Bund zu Christmemel, dem der Ketzer Macht, gegen Rußland gerichtet, zum scheinbaren Grunde diente. Pohlen sammelte in der That ein Kriegsheer an den russischen Gränzen. Der König aber schrieb seinem Bruder: er möchte zu ihm kommen mit geringer Begleitung, sie wollten die Händel freundlich abthun. Swidrigall mißtraute den gleißnerischen Worten, versprach zu erscheinen, beschloß aber, durch ein zahlreiches Gefolge sich zu decken. Allein noch vor dem angesetzten Tage empfing er den Absagebrief der Pohlen, die zugleich in Rußland einfielen, das Städt-

lein Hrodlo zerstörten. Die Litthauer klagten es dem Hochmeister, der neue Großfürst bath um Hülfe.

Paul erstaunte, daß die Pohlen, Trotz dem anberaumten friedlichen Tage, den Krieg begonnen. Er rüstete sich mit allen den Seinigen, und befahl den Liefländern, ihre ganze Macht aufzubiethen. Das konnte nicht lange geheim bleiben. Der Bischof von Leslau brachte ein Gewerbe an den Orden: „wir bauen gänzlich auf den ewigen Frieden, darum wir auch keine Macht an euern Gränzen lassen. Zwar vernehmen wir allerley Gerüchte, als habe sich der Orden mit Swidrigall verbunden, allein wir mögen es nicht glauben." Aehnlichen Inhalts war ein Brief des Erzbischofs von Gnesen; und als Pauls Antwort nicht unumwunden schien, da schrieb der König selbst freundlich und höflich, übersandte den zwischen ihm und seinem Bruder geführten Briefwechsel, um von der Pohlen Rechten ihn zu überzeugen, und wandte alle Redekünste an, ihn zu gewinnen. „Wir wollen" waren seine Worte, „mit unserer Macht gen Litthauen ziehen, bittende, daß Eure Liebe und Freundschaft sich dieweile lasse befohlen seyn unsern höchsten Schatz den wir haben, unser Weib und Kind, die jungen Herrlein." — Auch das Concilium zu Basel ermahnte den Hochmeister, Frieden zu halten und zu stiften.

Alles umsonst! Paul hatte beschlossen, die Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen, den am See Melno erlittenen Schimpf abzuwaschen. Der Großfürst drang aufs neue in ihn, denn schon berannte Jagello die Feste Luzk.

„Wir sind bereit," war die Antwort, „doch sollt ihr, ohne den Orden, keinen Frieden schließen, denn wohl vermuthen wir uns, wenn die Pohlen unsern Ernst gewahren, so werden sie zurück weichen und gegen unsere Lande sich kehren." — Nach dieser getroffenen

Vorsicht sandte er dem Könige einen förmlichen Absagebrief. Der sollte freylich Gründe enthalten, den Friedensbruch zu bemänteln, doch wußte er keinen andern Vorwurf geltend zu machen, als den: der König habe seinen Bruder aufgefordert, mit ihm vereint den Orden zu vertilgen. Es war ein unerwiesenes Gerücht. Der Hochmeister versicherte, er habe es mündlich vernommen, und dessen Wahrheit ergebe sich „aus manchen bewerlichen Sachen." Eine bessere Rechtfertigung aufzustellen, nahm er sich die Mühe nicht, sondern ließ alsobald drey mächtige Heere in Pohlen einrücken, sengen, brennen. Stets befürchtend, daß die ganze Macht des Feindes plötzlich gegen ihn sich wenden werde, unterrichtete er den Großfürsten, wie er auf diesen Fall den Pohlen auf dem Fuße folgen solle. „Wir getrauen zu Gott, daß sie, von allen Seiten angegriffen, wohl so irre werden sollen, daß sie zu Gleich und Rechte sich lenken müssen."

Als im Lager vor Luzk der feindliche Ueberfall der Kreutzherren ruchtbar wurde, bewirkte diese Nachricht den schnellen Abschluß eines Beyfriedens, in welchem Swidrigall den Bundesgenossen nicht vergaß. Die Waffen sollten ein Jahr lang ruhen; jeder Theil so lange behalten, was er eben besaß; zwölf Prälaten und Räthe der kriegführenden Mächte sich in Lybicz versammeln, um vollkommenen Frieden herzustellen; Jagello und Swidrigall in der Nähe, jener in Partzow, dieser in Breßtze, die Unterhandlung leiten. Wenn einer von ihnen, etwa durch Krankheit gehindert, nicht persönlich erscheinen könne, so sollte dennoch, durch die Bevollmächtigten, der Friede geschlossen werden.

Solches alles meldete der Großfürst durch Eilbothen dem Hochmeister, ihn bittend, sein Heer aus Pohlen zu ziehen. Es geschah. Der König versuchte aber

mahls den Bruder ins Garn zu locken. Durch oft wiederhohlte süße Einladungen wollte er ihn bethören. Allein der Großfürst weigerte sich beharrlich, und hatte triftige Gründe, die er dem Hochmeister vertraute: Es könnte mir geschehen wie einst meinem Bruder. Meinen Marschall Rumpolt hält der König gefangen, will ihn nur auf das Vorwort meiner Unterthanen, der litthauischen Herren, befreyen, nicht auf das meinige. Wenn er uns ein so Kleines nicht trauen will, was sollen wir ihm denn unsern eigenen Leib glauben und vertrauen?"

Dann klagte Jagello, daß, Trotz des Beyfriedens, die Kreutzherren noch immer in Pohlen hausten, und drohte, sie mit Gewalt zu vertreiben. Da ließ der Großfürst, in Gegenwart der Bothen, sein Heer aufs neue zusammen rufen, erklärend: daß er jeden Angriff auf den Orden alsobald in Pohlen rächen werde. Der Hochmeister schwur, Jagello's Klage sey ungegründet; gleich nach erhaltener Friedensbothschaft habe man den Rückzug angetreten, das fernere Sengen und Brennen „bey Leib und Gut" verbothen; hingegen hätten die Pohlen den Landmarschall von Liefland überfallen, mit seinem wenigen Volke gefangen, da sie doch bereits vom Waffenstillstande wohl unterrichtet gewesen, nicht aber der Landmarschall. Er billigte höchlich, daß der Großfürst weder den König besuche, noch sein Heer aus einander gehen lasse, weil Pohlen sich stark rüste. — So war es auch, und heftige, dieses Mahl gegründete Klagen über den Orden ertönten vor Papst und Reichsfürsten. Des römischen Königs Beystand wollte Jagello erkaufen, durch Gelobung des seinigen gegen den Woywoden von der Moldau. In Rom suchte Paul durch Sendebothen, und überall im Reiche durch Vertheidigungsschriften, der Pohlen gerechte Vorwürfe zu entkräften; ließ viele Worte sprechen und schreiben, aber

die Worte waren hohl. Die eroberte Feste Nessaw gab er nicht zurück, und Swidrigall selbst mußte ihn deßhalb um einen Vorwand ersuchen, den König abzuspeisen. Auch die Neumärker fügten Pohlen manchen Schaden zu. Der Groll wuchs. Anstalten zu verdienter Rache mehrten sich. Paul fand nöthig, durch den Großfürsten die Frage an den König zu bringen: ob er den Beyfrieden redlich halten wolle? — Ja, war die Antwort, wenn ihr ihn haltet.

Jagello wagte noch immer keinen Angriff. Um jeden Preis wollte er zuvor den Bund zwischen Litthauen und dem Orden trennen; erboth sich endlich sogar, seinen Bruder „zum Verweser und Regierer des ganzen Landes Pohlen" zu ernennen. Aber Swidrigall erklärte standhaft: er werde sich vom Orden nicht scheiden, wenn ihm der König auch die ganze Welt verspräche.

Nun fertigte Jagello einen Geleitsbrief aus für die zwölf Prälaten und Räthe, die den Frieden unterhandeln sollten; doch erwähnte er in demselben weder des Ordens noch der Wallachen, die auch für seinen Bruder gefochten hatten. Darum verwarf der Großfürst dieß Geleite. Die Räthe gingen aus einander. — Im Frühlinge kamen Paul und Swidrigall
1431. persönlich in Christmemel zusammen, erneuerten das Bündniß, knüpften es noch fester, indem beyder Theile Land und Städte ihm eidlich beytraten. Als der König solches vernahm, gab er nach, vergönnte des Ordens Räthen, der Unterhandlung beyzuwohnen. Sie brachte karge Früchte. Man bestätigte den Waffenstillstand, besprach sich über Schaden-Ersatz, und bestimmte einen neuen Tag für den endlichen Friedensschluß.

Doch einige Wochen vor diesem Tage verwandelte sich plötzlich die Gestalt der Dinge. Jagello tauchte,

nach

nach alter Gewohnheit, seinen Palmenzweig in Gift. Ein verrätherischer Unterhändler reitzte die Litthauer zur Empörung, fand überall offene Ohren, weil Swidrigal, aus Liebe zu seiner russischen Gemahlinn, den Großen seines Landes die fremden Russen vorzog; Aemter, Güter an sie verschwendete; auch die Sage ging, er sey dem russischen Glauben zugethaner als dem christlichen. Den Aufrührern fehlte nur ein Haupt. Es erhob sich bald, denn Siegmund, Fürst von Starodub, trat an ihre Spitze. Sorglos ruhte Swidrigall in einem Hofe, da wurde er bey Nacht plötzlich überfallen, rettete sich kümmerlich mit 15 Pferden nach Polozk auf die liefländische Gränze. Nur die Russen blieben ihm getreu.

Bis auf den heutigen Tag steht dieser Fürst vor der Nachwelt gebrandmarkt durch pohlnische und litthauische Geschichtschreiber. Bald schildern sie ihn als einen tollen, fast immer trunkenen Wütrich; bald fabeln sie, er habe den König am Barte gezaust, Gesandte mit Ohrfeigen abgefertigt. Lauter Mährchen der Parteysucht. Schon das unverdächtige Zeugniß Michael Küchmeisters spricht für ihn. Damahls wollte sich der Hochmeister nicht mit ihm verbinden, aber die Erklärung stellte er ungefordert aus: daß Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Tugend bey ihm gefunden würden. Diesen Ruhm bekräftigen alle seine noch vorhandenen Briefe. Daß er seines großen Vetters, Witolds, Plan befolgte; daß er unerschütterlich bey dem verhaßten Orden hielt, war sein ganzes Verbrechen; daß er die Russen vorzog, seine Schwachheit. Ihm fehlte Glück, dem leider Ruhm nie mangelt.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Siegmund, Großherzog von Litthauen.

Einmüthig huldigten die Litthauer dem neuen Herrn; auch einige russische Fürsten erkannten ihn. Alsobald ließ er dem Hochmeister entbiethen, er gedenke den Bund des Vorfahren zu halten, zu befestigen. Hätte Paul diesen ersten Augenblick benutzt, wo die bestürzten Pohlen noch nicht Zeit gefunden, den neuen Lehensmann zu stimmen; oder hätte er, dem alten Bundesgenossen treu, gegen dessen Angreifer sogleich das Schwert gezückt: so möchten solche ganze Maßregeln heilbringend geworden seyn. Aber Paul, der furchtsam das Gute wie das Böse immer erst betasten wollte, ehe er es ergriff, antwortete schwankend, und meinte klug zu handeln, wenn er zuvor einen Ausspäher nach Litthauen sendete, der, wie alles stände, ihm berichten und seinen Entschluß bestimmen sollte. Dazu wählte er Ludwig Lanze, den Comthur von Mewe, einen schlauen, in solchen Geschäften erfahrenen Mann. Indessen hatte auch Jagello nicht gezögert; seine Bothen kündigten einen freundlichen Besuch des Königs an. Da sollte zu Grodno um Freundschaft und Friede geteydingt, der Orden mit einbegriffen werden. Es geschah, doch ohne den Orden, dessen Bevollmächtigten die listigen Pohlen zu entfernen wußten. Die beyden Vettern wurden bald einig; Podolien trat Siegmund förmlich ab, wogegen man ihm Hülfe zusagte, um die russischen Provinzen zu erobern, die noch an Swidrigall hingen. Nun beklagte Paul die

ntschlüpfte Gelegenheit; nun wollte er in den Frieden aufgenommen seyn, nun bath er mindestens um Waffenstillstand für seinen bedrängten Bundesgenossen. Die Bitte schlug der neue Großfürst ab, vorwendend, Swidrigall stehe ihm nach Leib und Gute. Daß jedoch der Orden des Friedens theilhaftig werde, dafür wolle r bey dem Könige sich verwenden.

Hätte Paul nur jetzt noch, sich fügend oder trozend, Partey ergriffen, so möchte dem Orden Macht, Einfluß, Ehre seyn erhalten worden; denn die Pohlen waren nicht schlagfertig, Siegmund allein zu chwach, um zwey Feinden zu widerstehen, daher dessen fortwährende, ohne Unterlaß von ihm geäußerte Friedensneigung. Dadurch erhielt er den unentschlossenen Hochmeister in der Schwebe, und konnte ungehindert dem verdrängten Mitbuhler entgegen rücken, der nit Russen und Tatarn sein geraubtes Erbe wiederum erkämpfen wollte.

Bey Oschmyany wurde eine Schlacht geliefert, n welcher beyde Theile sich den Sieg zuschrieben. Siegmund meldete dem Hochmeister vom Schlachtfelde, Swidrigall habe eine vollständige Niederlage erlitten, ey nur im Schutze der Nacht entronnen. Dieser hingegen versicherte, er habe nicht zwanzig gute Leute verloren, der Feind möge prahlen, wie er wolle; gegen inen gebliebenen Russen zähle man sechs Litthauer. Indessen fügte er doch eine wehmüthige Bitte um Beystand hinzu, die er, um sie noch beweglicher zu machen, an seinen lieben Vater, den Hochmeister n Preußen richtete. Neuer Grund für diesen zur Unentschlossenheit. Sein Schwanken fiel noch stärker auf durch das feste Benehmen des Meisters von Liefland, er mit seinem Volke, gleich nach der Schlacht bey Oschmyany, in Swidrigalls Lager eintraf, und den Litthauern drohend gegen über stand. „Wir hoffen,

schrieb Siegmund an Paul, das geschehe ohne euren Willen. Die unsrigen haben kampfdurstig die Liefländer angreifen wollen, doch wir gestatteten solches nicht, weil wir den ewigen Frieden zu halten gedenken."

Sollten nun die Feindseligkeiten der Liefländer gebilligt werden oder nicht? Das zu entscheiden hatte der Hochmeister nie den Muth. Treuherzig sagte ihm Czysse von Rutenberg, der Meister von Liefland, seine unverhohlene Meinung: „Sollten wir nun dem Herzog Swidrigall unsere Hülfe ganz entziehen, das dünkte uns sehr verkehrt, und würde den römischen König, dieses Bundes Stifter, erzürnen. Denn bliebe Swidrigall überwunden, so würden Pohlen und Litthauen wiederum vereinigt, zu großem Unheil für den Orden, und sollte er ohne uns die Oberhand behalten, so möchten abermahls Unglimpf und Verdruß dem Orden daraus erwachsen." — Dieser vernünftigen Ansicht zufolge, hatte Rutenberg, ohne des Hochmeisters Antwort abzuwarten, mit der Feder und dem Schwerte dem neuen Großfürsten Krieg erklärt, auch Anfangs große Beute errungen, zählend auf Vereinigung mit Swidrigalls Heere, der sich rühmte, 12,000 Feldtatarn, seine übrige Macht ungerechnet, herbey zu führen. Allein er kam zu spät; der Feind rückte den Liefländern entgegen, die in ihre Gränzen sich zurück ziehen mußten. Paul fuhr fort zu lauern, eine Rolle spielend, die Freunde und Feinde gegen ihn erbitterte. Eine förmliche Gesandtschaft nach Litthauen hätte vielleicht ein verdächtiges Aufsehen erregt, doch bedurfte sein Kleinmuth eines Spiones, darum schickte er, unter geringem Vorwand, einen schlauen Diener, Hans Balg, der sollte vom Großfürsten die Befreyung eines Bothen heischen und nebenher die Lage der Dinge ausspähen. Der Bericht dieses Mannes schilderte lebhaft Siegmunds Stimmung gegen den Orden. „Gern

will ich um deines Herrn willen — so sprach der Herzog — das Gebethene und noch weit mehr erfüllen; aber wie soll ich das verstehen? du kommst zu mir mit freundlichen Worten, indessen die von Liefland sengen und brennen in meinem Lande. Sieh hier den Fehdebrief, er klingt zumahl spöttisch, das klage ich dir. Der Meister von Liefland weigert mir den Titel eines Fürsten. Möchte er immerhin sein Bestes thun mit den Waffen, doch der spöttischen Briefe sich enthalten. — Kann solches wohl geschehen ohne des Hochmeisters Willen? sind sie nicht geordnete Leute? und ist er nicht ihr Obrister? Ich begehre zu wissen, ob er den Frieden mit uns halten will?"

Das betheuerte Hans Balg, allein Siegmund fuhr fort: „Du sagst nur was ich gerne höre, um sicher zu entkommen; aber ich werde dir thun, wie mir die Liefländer gethan, die meine Bothen nicht zurück senden, also daß mir unwissend, ob sie lebendig oder todt."

„Hier bin ich, erwiederte Hans Balg, hier ist mein Hals, thu mit mir was dir gefällt." Die Anwesenden bathen für den Zitternden, Siegmunds Zorn ging über. Nach manchen Fragen hub er wieder an: „ich kenne dich wohl, du warst hier mit Herrn Ludwig (Lanze), wo ist der jetzt?" „Er ist in Preußen, war die Antwort." Da fuhr der Großfürst auf und schlug in die Hände, sprechend: „er ist bey Swidrigall! wie darfst du Unredlicher mir anders sagen?" — Der Bothe blieb bey seiner Behauptung. „Wird man ihn bald zum Meister machen?" fragte Siegmund, und äußerte heftigen Groll gegen diesen schlauen Staatsmann. Doch am heftigsten schien er gegen Liefland erbittert. Besänftigen wollte ihn Hans Balg durch die Versicherung von des Hochmeisters Zwischenkunft. — „Gleichviel, war seine Antwort, erst will ich an ihnen mich rächen, dann gehe es wie es mag. Haben sie

es begonnen ohne des Hochmeisters Willen, so möge er sich auch jetzt nur unverworren damit lassen, ich will sie ihm wohl zahm und gehorsam machen."

Kaufleuten hingegen versprach er Schutz und reichte dem Bothen seine Hand darauf. „Ich werde keinen Krieg anfangen," waren seine letzten Worte, „gern deines Herrn Freund bleiben, wenn er als der meinige sich zeigen will. Das sage ihm wieder und bringe mir bald gute Bothschaft."

So wurde Hans Balg entlassen, und in der Herberge köstlich bewirthet. Dort erspähte er auch noch Manches, aber nichts Erfreuliches. In verschiedenen Gefechten waren die Liefländer geschlagen worden, er selbst sah gefangene Ordensbrüder noch mit Stricken gebunden, durfte aber nicht mit ihnen reden. Er vernahm, daß Litthauer, Pohlen und Samayten, von den Anschlägen der Liefländer unterrichtet, wohl gerüstet auf sie lauerten; er vernahm, daß Luzk übergeben und Kauen verrathen worden. Endlich fand er auch der Eingebornen Gesinnungen dem Orden und dessen Bundesgenossen gehässig. Sie wollten lieber in ihrem Blute ertrinken, als dem vertriebenen Fürsten eine Hand breit Landes einräumen. Mit Entzücken sprachen sie hingegen von ihrem neuen Herrn. Der hatte sie gewonnen, indem er jedes väterliche Erbe, jedes Lehen, von Witold verliehen, durch Handfesten nach magdeburgischem Rechte verbriefte. „Das that Swidrigall nicht," sprachen die Litthauer, „wie lieb hat uns der neue Fürst! für den wollen wir sterben."

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Hussiten=Krieg.

Des Hochmeisters Lage wurde bald noch mißlicher. Eine Gesandtschaft der Hussiten both dem rachedurstigen Jagello Beystand gegen den Orden an. Die Ketzer wurden mit hoher Achtung aufgenommen, denn nie verschmähen kriegführende Monarchen den angebothenen Arm, wenn auch Verbrechen ihn bewaffneten; was sie an eignen Unterthanen, vor eignen Richterstühlen verdammen, das üben sie unbedenklich unter dem weiten Mantel der Staatskunst. In Gegenwart der Hussiten wurde Gottesdienst gehalten mit Bewilligung der Bischöfe. Nur allein der eiserne Sbigneus donnerte gegen diese schändliche Gefälligkeit. Allein Jagello ging noch weiter. Die Stände von Ungarn waren zu Ofen versammelt, um gegen Türken und Hussiten kräftige Maßregeln zu ergreifen; da erschienen pohlnische Gesandte, laut klagend über Friedensbruch der Kreutzherren, und erklärend: ihr König, sammt dem Volke der Pohlen, habe gegen männiglich mit den Hussiten sich verbunden, die Ungarn ausgenommen um alter Verträge willen.

Die Folge dieser auffallenden Schritte war eine förmliche Kriegserklärung der Hussiten gegen den Orden, diesem den Beystand vorwerfend, welchen er dem Kaiser in Böhmen geleistet, und am Schlusse den König von Pohlen als besondern Gönner rühmend. Damahls war zu Basel ein Concilium versammelt, um den alten Lieblingswunsch, Vereinigung der griechischen

mit der römischen Kirche, zu befördern, auch die Geistlichkeit und deren Oberhaupt zu bessern. Wie gewöhnlich wurden fremde Staatshändel nebenher betrieben. Der Orden versäumte nicht, der Pohlen ketzerisches Bündniß laut zu rügen. Als dessen unwidersprechlichen Beweis, legte Kaiser Sigismund selbst dem Concilium jene Kriegserklärung vor, empfahl und pries den bedrohten Orden. Der frommen Versammlung erster
1433. Schritt war eine väterliche Ermahnung an Swidrigall, mit Pohlen sich zu versöhnen. Ihr Schreiben wurde dem Hochmeister zugesandt, um seinem Bundesgenossen es einzuhändigen. Das geschah. Der vertriebene Fürst war zu allem willig, doch nur gegen Räumung von Litthauen. Diesen Stein des Anstoßes konnten die Väter in Basel nicht auf die Seite wälzen. Swidrigall rüstete sich zum Angriff und die Pohlen harrten ungeduldig auf des Waffenstillstandes Ablauf, um, vereint mit den Hussiten, die Kreuzherren zu überfallen.

Indessen wurde zu Thorn noch ein Versuch gemacht, ob es vielleicht den Bischöfen von Heilsberg und Cracau gelingen möchte, des Krieges Ausbruch abzuwenden. Mit harten Vorwürfen begann Sbigneus. Derselben Gräuel an Kirchen, Heiligthümern und Jungfrauen verübt, die der Orden so oft den Pohlen vorrückte, mußte er jetzt sich selber anklagen hören. Er wälzte sie durch Läugnen von sich ab, jedoch hinzufügend; wäre etwas unrechtes geschehen, so wolle man es gerne bessern. Nicht gegen Pohlen, sondern gegen Angriff jedes Feindes habe man mit Swidrigall sich verbunden. Es fordere Zeit, ein solches Bündniß redlich abzuthun. Als nun gar Sbigneus trotzig Nessaw und Pomerellen forderte, da gingen die Friedensstifter unwillig aus einander.

Das Concilium beschloß, Bullen und Gesandte nach Pohlen und Preußen abzufertigen. Dalfinus,

Bischof von Parma, erschien, von zwey gelehrten Doctoren begleitet. Gegen einen dieser Legaten hägte der Orden gerechtes Mißtrauen, denn er war sieben Jahr lange Jagello's Capellan und Beichtvater gewesen. Indessen wurden sie von beyden Theilen mit Ehrfurcht aufgenommen, und jeder stellte sich zum Frieden geneigt. Was aber heimlich in den Gemüthern gährte, wurde bald offenbar, als man kaum erst über Bestimmung des Ortes der Zusammenkunft rathschlagte. Der Orden schlug eine Insel in der Weichsel vor, deren eines Ufer ihm, das andere den Pohlen zugehörte; oder auch ein Schiff mitten im Strome. Pohlen hingegen bestand auf einem Werder, der ganz in seinem Gebiethe lag. So blieben lange beyder Theile Räthe sieben Meilen auseinander: die Legaten reisten ab und zu. Aus Achtung für diese gab endlich der Hochmeister nach, wollte zwey Räthe senden; die Pohlen verweigerten das Geleite, wenn nicht Alle kämen. Das schien bedenklich. So scheiterte der Versuch. Die Legaten äußerten laut ihren Unwillen und zogen fort, doch nicht heim; ihr längerer Aufenthalt in Pohlen machte sie verdächtig.

Später hatte die Kirchenversammlung zu Basel noch einen Camaldulenser Mönch, Hieronymus von Prag, gesandt, der auch den Pohlen ergeben war, und dem Orden nahe Vernichtung durch 200,000 Ketzer drohte. „Wir sind längst gewohnt," sprach der Hochmeister, „unsere Feinde in Verbindung mit den Ungläubigen zu sehen; jetzt versagen diese ihren Beystand, darum sucht man Hülfe bey Ketzern, die nicht minder grausam sind als jene." Dem Concilium und allen Höfen trug er solche Klagen vor. Der König von Dänemark, den Jagello's Heucheley fast gewonnen hatte, wurde stutzig, als er das Vorgefallene vernahm, und vermied sich einzumischen. Pohlen blieb daher be-

schränkt auf den Beystand der Hussiten, den es unverzüglich zu benutzen sich entschloß, ohne zu beachten, daß der Waffenruhe letzte Stunde erst am Johannistage eintrat.

Freylich war Jagello schwer gereizt worden. Fünf Comthure hatten in Deutschland die unanständigsten Scheltbriefe gegen ihn ausgestreut. Alle Fürsten, sogar den Kaiser, empörte diese Nichtswürdigkeit, die Stände murrten laut, daß man so muthwillig Händel suche. Der erschrockene Hochmeister sagte sich feyerlich los von aller Mitwissenschaft. Ein päpstlicher Legat sollte zu Breslau über die Schuldigen richten. Paul bestand darauf, sie dort zu stellen. Der hohe Adel fluchte, daß man solch edel Blut auf die Fleischbank liefere. Zwey und achtzig verschworen sich, wenn die Fünfe glücklich heim kämen, den Hochmeister abzusetzen; in allen Kirchen wurde für sie gebethet, so oft man das auch sonst verspottete.

Die kecken fünf Comthure reisten hin. Cuno von Hyllenstein, Comthur zu Memel, führte das Wort. „Niemand," sprach er, „hat um unser Thun gewußt, aber, was wir geschrieben, ist wahr. Nie hat Pohlen Verträge gehalten, (er bewies solches durch mitgebrachte Urkunden (folglich darf man sie treulose Schelme nennen. Sie haben das Land überfallen, das Heiligste mit Füßen getreten, Gewalt mit unschuldigen Kindlein verübt, folglich darf man sie heidnische Hunde nennen. Gern wollten wir etwas Gutes, das adelig, fürstlich, christlich wäre, von dem Könige sagen, aber wir finden nichts in unserm Gewissen. Was euch von unsern Worten noch unerwiesen dünkt, das wollen wir bewähren durch ein ritterliches Kämpfen."

Junker Otto Kettelitz, des Königs Hofmeister, trat auf und antwortete in gleichem Tone: „So geht

es, wenn man Bettler zu Herren macht. Mönchskleider und geistliche Nahmen verbergen Schelme. Die Königinn selbst, mit ihren Jungfrauen, war zu Cremitten ihrer Ehre nicht sicher vor den Brüdern." Dann vertheidigte er seinen Herrn über manchen bösen Vorwurf. Die Schänder der heiligen Sacramente seyn mit dem Tode bestraft worden. Gefangene habe man nicht ermordet, sie wären im Gefängnisse gestorben. Besonders suchte er den König zu rechtfertigen, wegen seiner Vermählung mit Hedwig, die ihm unaufhörlich hämisch vorgerückt wurde. Jagello habe sie nicht eher zur Gemahlinn begehrt, bis er versichert worden, der verlaufene König von Pohlen, Wilhelm, sey in der Donau ertrunken. Am Schlusse seiner Rede warf auch er den Handschuh hin, und erboth sich zum Kampfe auf Leben und Tod.

Die Comthure wollten antworten, es wurde ferner nicht gestattet. Der Legat getraute sich nicht, den Handel zu entscheiden, er verwies die Parteyen an das Concilium. Durch seine Gesinnung äußerte er, die Kreutzherren also anredend: „lieben Brüder, ihr nennt euch deutsches Ordens, und beweist es wahrlich, denn ihr habt wenig Latein gelesen, darum wißt ihr nicht, was Jacob sagt: ein Geistlicher, der seiner Zunge nicht zu steuern weiß, deß Gerechtigkeit ist eitel." Mit solchen und mehr dergleichen Strafworten entließ er sie. Die Fünfe wurden daheim mit großen Ehren empfangen, und Paul mußte noch oft den Vorwurf hören, er habe sie opfern wollen.

Obgleich der Hochmeister den verübten Knabenmuthwillen seiner Untergebenen nicht öffentlich in Schutz nahm, so hatte doch auch er in geheim sich an den Waffenstillstand keineswegs gebunden, nur hoher Schnee im Frühjahre ihn gehindert an des Feldzugs Eröffnung. Die letzte mißlungene Verhandlung schien

endlich dem Hochmeister einen Willen aufgedrungen zu haben. „So bald wir zu Grase kommen," schrieb er an Swidrigall, „wollen wir mit Macht ausziehen. Rüstet euch indessen mit Wallachen, Tatarn, Podoliern, und was ihr sonst zusammen raffen möget, den Feind von hinten anzugreifen."

Dem kamen die Pohlen zuvor, prahlerisch drohend, in kurzem dreyßig Kreuzherren um Einen Gulden zu verkaufen. Ein Hussitenheer, unter seinem Feldherrn Czapko, der sich einen Hauptmann der Verwaisten nannte, fiel mit den Pohlen vereint, in die Neumark ein, verbrannte Städte, Dörfer, Mühlen; nur Königsberg und Landsberg widerstanden, jenes vertheidigt durch vierzig Ritter, unter welchen der begnadigte von Plauen. Die Einwohner von Arenswald und die Herren von Wedel unterwarfen sich den Pohlen, um ihr Eigenthum zu retten. Paul hatte diesen Einbruch voraus gesehen und abzuwenden versucht, indem er den Johannitermeister, Balthasar von Sliewen, freund-nachbarlich bath, dem Orden einstweilen die Feste Czantoch einzuräumen, die gehörig bemannt, und dadurch die Straße dem Feinde gesperrt werden sollte. Dessen weigerten sich die Johanniter, uneingedenk ihres gleichen Ursprungs. Dann übergaben sie den Pohlen freywillig die Feste, dadurch Schonung für ihr Gebieth erkaufend; ja sie verbanden sich sogar mit ihnen, denn der Stärkere findet überall Bundesgenossen.

Ein gleiches that Herzog Bogeslaus von Stolpe, die alte Freundschaft vergessend; auch dessen Städte und Untersaßen schlugen sich zu den Ketzern, sammt ihnen die Neumark verheerend; worauf die angeschwollene Lavine sich nach Preußen wälzte, während die Pohlen von einer andern Seite Feuer und Schwert nach Pomerellen trugen.

Der Orden war nicht ungerüstet. Eine Menge fremder Gäste, 5 bis 6000 Pferde, hatte Paul den ganzen Winter hindurch mit schweren Kosten unterhalten: aus Deutschland sollten noch weit mehrere seinen Fahnen zuziehen: aber theils hielten die Hussiten die Ufer der Oder besetzt, theils verweigerten benachbarte Fürsten freyen Durchzug; daher des Ordens Macht zu gering, und im offenen Felde mit dem Feinde sich zu messen. Doch um so tapferer wurden die Festen vertheidigt. Von Tauchel vertrieb die Pohlen das wohlbediente Geschütz. In Verbindung mit den Hussiten unternahmen sie die Belagerung von Conitz, dessen starke Werke sie vergebens beschossen, dessen tiefe Graben sie vergebens ableiteten. Endlich wollten sie, durch unterirdische Gänge, die Mauern untergraben, und waren bereits weit vorgerückt, als plötzlich die Erde zusammen stürzte, nur eine lange, hinterlassene Furche den mißglückten Anschlag verrieth. Um ihr Lager schlichen Hunger und Meuterey. Das Land umher war längst ausgesogen, der Zusammenhang mit Pohlen durch die Kreutzherren unterbrochen; was etwa von Ferne aus Pommern kam, fingen diese auf. Die Soldaten begehrten mit Ungestüm Brod und Sold. Die Reiter waren ohne Rosse, denn Futtermangel tödtete die meisten, schwächte die noch übrigen. In dieser Noth beschlossen die Anführer einen allgemeinen Sturm zu wagen. Auch darauf waren die Belagerten gefaßt. Steine, Pfeile, kochendes Wasser und siedendes Pech empfingen die Stürmenden, Weiber und Kinder trugen Waffen herbey. Mehrere Stunden währte der wüthende Kampf. Unermüdet erneuerten die Feinde den verwegenen Angriff, die Ritter ihre verzweifelte Gegenwehr. Endlich ließen die Hussiten ab, die Pohlen wurden zurückgeworfen, verloren viel Volkes, und manchen ihrer Hauptleute. Im Schlamm

des Grabens blieben viele stecken, wurden von den Siegern als Gefangene heraus gezogen.

Nachdem der pohlnische Feldherr Zeit und Kraft zwey Monden lang umsonst verschwendet, hob er die Belagerung auf, den Rückzug antretend. Der Comthur von Tauchel überfiel den Nachtrab der Hussiten, erbeutete das geraubte Kirchensilber. Allein der Ordensmarschall Jost von Sternberg verließ, aus unerrathenen Ursachen, eine vortheilhafte Stellung. Seinen Fehler büßte Pommern. Die Abtey Pölplin wurde geplündert, verbrannt, die Kirche zum Viehstalle entweiht; die Vorstadt von Dirschau angezündet. Ein starker Wind schleuderte das Feuer in die wohlbefestigte Stadt. Schnell und wüthend griff die Flamme um sich. Besatzung und Einwohner, durch die Gluth vertrieben, rannten, hier an die Weichsel, um sich einzuschiffen, dort an die Thore, um sie aufzureissen, und sich wehrlos in eines Feindes Arme zu werfen, der, nicht minder grausam als die Flammen, 10,000 ermordete, 10,000 in Fesseln schlug. Die Pohlen allein ergötzten sich an dieser Metzeley. Die Hussiten kamen zu spät; aber auch sie forderten Befriedigung der Blutgier. Der gefangenen Böhmen Auslieferung begehrte Czapko von dem pohlnischen Feldherrn. Der gefällige Bundesgenosse übergab die Unglücklichen, die den Flammen von Dirschau nur entrannen, um Scheiterhaufen, durch die Faust ihrer Brüder angezündet, zu besteigen. Lebendig wurden sie verbrannt, weil sie gegen die Pohlen gefochten, die, so sprach der wilde Hauptmann, gleiches Ursprungs mit uns sind. Das grausame Schauspiel erweckte der Pohlen rohe Wuth aufs neue. Ein Haufe tapferer Schiffkinder, unter den Gefangenen befindlich, wurde in eine hölzerne Verzäunung gesperrt, diese mit brennbaren Dingen umgeben, und die Flamme loderte

schnell empor. Verzweiflung lieh den brüllenden Opfern Riesenkräfte, sie durchbrachen die Verzäunung, wurden aber von feindlichen Piken in die Gluth zurück gestoßen; bis der menschlichere, oder um seines Heeres Ruf besorgte Feldherr, Castellan von Krakau, dem Gräuel ein Ende machte, die etwa noch Verschonten zu retten befahl. Auch Frauen und Jungfrauen sandte er frey über die Weichsel, um der zügellosen Wollust seiner Truppen sie zu entrücken. Gerne schöpft der Geschichtschreiber Athem, wenn er mitten in jener Finsterniß einen Strahl der Menschlichkeit leuchten sieht.

Von Dirschau's Trümmern wandten sich die Feinde gegen Danzig, verwüsteten Gärten und Vorstädte, fanden aber die Bürger zu entschlossener Gegenwehre bereit. Die Mannschaft aller Schiffe in ihrem Hafen hatten sie bewaffnet, Geschütz auf ihren Wällen, Thürmen und hohen Gebäuden aufgepflanzt. Dessen Feuer trieb den Feind so kräftig zurück, daß er kaum noch wagte, außer seinen Schanzen sich blicken zu lassen. Angefeuert durch diesen Erfolg, wollten 2000 Bürger einen kühnen Ausfall thun; 800 Schiffkinder, mit langen Beilen bewaffnet, an ihrer Spitze fechten. Allein der Haus-Comthur hielt für weiser, auf Vertheidigung sich einzuschränken, hoffend, daß auch hier bald genug der Hunger den Feind überwältigen werde. Nur acht beherzte Männer vermochte er nicht zurück zu halten, die zu einem seltsamen Wagestück sich verschwuren. Keiner sollte weichen, keiner die Gefährten verlassen, darauf brachen sie die Hostie; dann bewaffnete sich ein jeder mit Schwert, Lanze und zwey Feuergewehren, nebst Pulver und Bley, so viel er tragen konnte. Mit Einbruch der Nacht schlichen die Verwegenen nahe an das feindliche Lager, dort einen bequemen Platz erspähend, den sie eilig im Schutze der Dunkelheit verschanzten. Als die pohlnischen Reiter

mit Tagesanbruch ihrer gewahrten, meinten sie irrig ein leichtes Spiel zu haben. Einige der Wagehälse luden unaufhörlich die Gewehre, während die übrigen unaufhörlich schossen. Die Hussiten wollten in großer Anzahl stürmen, doch ihre dicksten Haufen wurden bestrichen vom Geschütz der Festung, mußten zurück weichen. Also kämpften acht entschlossene Männer einen ganzen Tag lang gegen das feindliche Heer. Zweyhundert Leichen thürmten sich um ihre Verschanzungen her, selbst nahmhafte Hauptleute der Pohlen und Hussiten fanden hier den Tod, indessen auch nicht einer von den kleinen Häuflein ein Opfer der Tollkühnheit wurde. In der folgenden Nacht versuchten sie den Rückzug, allein der Hügel war umgangen, sie fanden sich von tausend Feinden plötzlich umringt. Des Untergangs gewiß, doch unbestürzt, verkauften sie ihr Leben theuer, und fielen endlich mit den Waffen in der Hand, oder wurden, wie Andere berichten, von den nach Rache lechzenden Hussiten bey langsamen Feuer gebraten. Ihre Nahmen verdienen einen Platz in der Geschichte: Hans Relau, Ewald Leketuch, Nickel Sorge, Peter Bäpst, Peter Rugenwolde, Hans Holand, Werner Seemann, Nickel Jening.

Vier Tage reichten hin den Feind zu überzeugen, daß er an Danzigs Mauern sich das Haupt zerschellen werde. Die Belagerung wurde schleunig aufgehoben. Pohlen und Hussiten trieben das leichtere Handwerk mit Plündern und Verwüsten der Dörfer, steckten das Kloster Oliva in Brand, und eilten dann stolz an das Meeresufer, wo der Feldherr Einiger Thaten durch den Ritterschlag belohnte. Dort trat auch der Hussitenhauptmann in der Seinigen Mitte übermüthig sprechend: „bis an das Ende der Welt habe ich Euch geführt, Ihr seyd Zeugen, daß nur allein das Meer mei-

ne Eroberungen zu begränzen vermochte." Die jauchzenden Hussiten füllten ihre Flaschen mit Seewasser, um als Siegeszeichen es nach Böhmen zu tragen.

Auf ihrem Rückzuge belagerten sie Jeßnitz, einen kleinen Ort, dessen Besatzung wegen Uebergabe unterhandeln wollte. Doch während einige Ritter, mit üblichem Geleite versehen, im Lager sich besprachen, und die Vertheidiger von Jeßnitz minder auf ihrer Huth standen, wurde der Platz verrätherisch überrumpelt, angezündet, dessen Besatzung ermordet. Selbst die Freyheit der unterhandelnden Ritter mußte der Hochmeister durch schweres Lösegeld erkaufen. Es war die letzte Heldenthat der Pohlen und Hussiten, denn nachdem bereits der Orden mehrere Mahle vergebens um Frieden nachgesucht, erlangte er endlich einen kurzen Waffenstillstand. Um diesen zu verlängern, oder in vollkommenen Frieden zu verwandeln, sollten beyder Theile Gevollmächtigte am Andreastage sich zu Breßz versammeln. Was die Pohlen in der Neumark erobert, sollte ihnen verbleiben bis zum Frieden. Den Johanniter=Meister, auf dem allein das schreckliche Loos der Neumark lastete, schloß Paul mit Widerwillen in diese Unterhandlung, auf günstigere Zeiten die gerechte Rache sparend.

Vierzigstes Kapitel.

Waffenruhe. Jagello's Tod.

Außer einem Ueberfalle von Pommern, wo die Edelmönche, Troz den Hussiten, unmenschlich hausten, wurde vom Orden kein Angriff gewagt. — Woher kam es, daß der Hochmeister, Troz seiner muthigen Aeußerungen, den Krieg so laulich führte? nichts Großes unternahm und den Frieden ängstlich suchte? — Der Gründe waren viele. Obgleich Land und Städte den Bund mit Swidrigall gebilligt, ihn selbst beschworen hatten; so waren sie doch, als Geld gefordert wurde, zu kräftiger Unterstützung unlustig. Nur nach manchem verdrießlichen Wortwechsel wurden sie bewogen 2000 Spieße zu besolden, doch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die Meister von Lief- und Deutschland ein Gleiches zu bewilligen angehalten würden. „Wollt ihr," fügten sie trozig hinzu, „fremde Söldner, so bezahlt sie aus des Ordens gewöhnlichen Einkünften." Paul schlug eine Abgabe von Lebensmitteln vor; sie wurde verweigert. Er ließ sich sogar freywillig zu neuen Beschränkungen seiner Gewalt herab, begehrte selbst seinen geheimen Rath aus den Ständen, um, was nicht Verzug leide, mit diesem schnell abzuthun. Der Adel stimmte dafür, die Städte verbathen sich die neue Ehre.

Mit Mühe errang der Hochmeister endlich eine Kopfsteuer, von welcher bloß Geistliche und Minderjährige, nicht einmahl fremde Kaufleute, ausgenommen blieben. Diese trug zwar, wie man behauptet,

unglaublich große Summen ein, doch vermuthlich kam die Hülfe zu spät. Der freye Durchzug fremder Söldner war gehemmt; ein großer Theil von Preußen der Lehre Wicleffs oder Hussens geneigt; die Stimmung der Unterthanen so zweydeutig, daß der Hochmeister sich genöthigt sah, im ganzen Lande zu verkünden: wer in diesen Zeiten nicht treu und gehorsam sich beweist, der ist ein Ehrloser, und sein Leichnam wird mit den Hunden auf das Feld begraben. Ja, die Brüder selbst, in großer Anzahl, trieben ihre Widerspänstigkeit so weit, daß endlich zwanzig derselben, mit Bannfluch belegt, aus dem Orden gestoßen wurden.

Dessen Verbündeter, Swidrigall, hatte zwar gegen Siegmund einige Vortheile erfochten, allein die theuer gemietheten Tatarn fielen ihm wieder ab; der neue Großfürst, der eine Zeit lang in die litthauischen Wälder fliehen mußte, zeigte sich im Herbste mit gesammelter Macht, und rächte seine Schmach in Swidrigalls russischem Gebiethe. Also hielten beyde Nebenbuhler sich höchstens nur die Wage; Preußen hatte von des Einen Waffen wenig zu hoffen, wohl aber die des Andern zu fürchten. In Masovien zwar schien man dem Orden geneigt; ein Herzog dieses Landes bath sogar um Swidrigalls Hofdienste; der Hochmeister traute dem Scheine nicht. Herzog Conrad der Weise in Schlesien und dessen Brüder haßten Ketzerey, und blieben redlich dem Orden zugethan, doch ihre Macht war nicht dem Willen gleich. Kaiser Sigismund war nur freygebig mit Trostworten und Versprechungen. Die Reichsfürsten hörten achselzuckend Bitten und Klagen. Einige mißvergnügte Pohlen wußte Paul an sich zu ziehen; sie wollten, auf dessen Verlangen, ihrem Könige entsagen; doch auf einzelne Verräther konnte der Orden wenig bauen. Die Waffen der Liefländer wurden nicht vom Glücke begleitet.

Wenn diese mißliche, verworrene Lage schon Pauls schwachen Geist niederdrückte, so mußte vollends ein Blick auf das verheerte Pomerellen ihn zum Wanken bringen. Nur 14 Dörfer entgingen dem allgemeinen Brande, und auch diese wenigen dankten ihre Rettung bloß umgebenden Morästen oder Seen. Eigene, räuberische Söldner mehrten die Noth. Diese mannigfaltigen Bedrängnisse erschöpften Pauls Muth. Gern hätte er freylich sein Wort von Swidrigall gelöst, und ehe er selbst einen Frieden unterzeichnete, dessen erste Bedingung, wie voraus zu sehen war, Trennung des Ordens von diesem unglücklichen Fürsten seyn würde, versuchte er redlich, dessen gänzliche Vernichtung abzuwenden. Er bath den Herzog Siegmund, seinem Vetter wenigstens „etliche Winkel des Landes einzuräumen, davon er sich enthalten möchte." Schien es jedoch dem Großfürsten bedenklich, den besiegten Feind in seinem Lande zu dulden, so wolle ihm der Orden in Preußen eine Freystatt gönnen, wenn Siegmund nur ihm karge Einkünfte aus Litthauen verwilligen wolle. Dann müsse Swidrigall sich begnügen; wo nicht, so habe der Orden das Seinige gethan, und dürfe mit Ehren die Hand von ihm abziehen.

Diesen Vorschlag würdigte Siegmund keiner Antwort. Da hielt sich Paul, durch den gemachten Versuch, vor der Welt und seinen Bundesgenossen gerechtfertigt, und schritt unbedenklich zu der beschlossenen Unterhandlung, die sich zwar zu Brzesz das erste Mahl zerschlug, aber bald, durch wechselseitiges Bedürfniß, in Lenziz erneuert wurde. Ein zwölfjähriger Waffenstillstand war die Frucht derselben. Dessen Bedingungen folgende:

Bis zum gänzlichen Frieden, nach dem mit Eifer getrachtet werden soll, bleiben Pohlen und der Orden

im Besitze ihrer Eroberungen; Jenes behält Arenswald und die Güter der Herren von Wedel, dieser Nessaw und den Lauf der Weichsel. — Zerstörte Plätze dürfen nicht befestigt werden. — Der Orden entsagt dem Bündnisse mit Swidrigall, und entzieht ihm allen Beystand. — Jagello verspricht Siegmunds Beytritt, Paul den des Meisters von Liefland zu bewirken. — Mißbilligende Stimmen des Papstes oder Kaisers, oder einer Kirchenversammlung, sollen unbeachtet bleiben. — Beyderseitigen Unterthanen wird nicht bloß erlaubt, sondern sogar befohlen, sich zu widersetzen, wenn ihre Herren diesen Frieden brechen wollten. — Die übrigen Artikel betrafen die Gränzen zwischen Preußen, Masovien und Stolpe; die Rechte der pohlnischen Bischöfe im Ordensgebiethe (beyde herzustellen wie vor dem Kriege); die Ueberläufer und Verbrecher; die, jedem Aufrührer versagte Freystatt; den jedem Feinde verweigerten Durchzug; Handelsfreyheit, Zölle, Brücken, den freyen Lauf der Drewenz u. s. w. — Schon befanden sich damahls unter des Ordens Bevollmächtigten auch Burgemeister preußischer Städte, ihre neuen Rechte übend.

Sigismund donnerte gegen diesen Frieden, als kränkend für die Kaiserliche Majestät; im Grunde weil Jagello die aufrührischen Böhmen unterstützte, und der Orden nun nicht mehr den Pohlen Schach biethen durfte. Er befahl dem Hochmeister durch Briefe und Gesandte, den schimpflichen Waffenstillstand zu brechen, des vertriebenen Großfürsten nach wie vor mit ganzer Macht sich anzunehmen, wozu er eigenen und mehrerer Fürsten Beystand versprach. Diese hohlen Worte hatte Paul schon oft vernommen. Er schilderte dem Kaiser die Bedrängnisse, durch welche der Friede erzwungen worden; auch schützte er Gewissen und Ehre vor, die den Bruch verbötheN. Sigismund ließ frucht=

lose Klagen gegen Pohlen vor dem baselschen Concilium ertönen. Um diese zu entkräften, ernannte Jagello auf
1434. dem Reichstage zu Korczyn, Gesandte nach Basel, unter ihnen Sbigneus, den Bischof von Krakau.

„Ich werde gehen," sprach dieser in voller Rathsversammlung, „doch wie und was vermag ich zu antworten auf manche peinliche Frage? Der König verschwelgt die Nächte in Wollüsten, versäumt den Gottesdienst, stürzt die Klöster in Armuth durch seine Besuche, durch den ungeheuern Aufwand seiner zahlreichen Höflinge. Die Gesetze seiner Vorfahren und seine eigenen verhöhnend, verfälscht er die Münze; Witwen und Waisen finden kein Gehör bey ihm, und wenn ihre Klagen sein Ohr bisweilen erreichen, so bleibt er stumm. Unüberwiesene beraubt sein Geiz ihrer Güter (der Bischof deutete auf Einige dieser Unglücklichen, die gegenwärtig waren); er will das Reich in Knechtschaft stürzen. Alle diese Laster habe ich in geheim ihm vorgehalten, denn vor Zeugen, jetzt thue ich es öffentlich zum Heil seiner Seele, denn sein hohes Alter raubt mir die Hoffnung, ihn bey meiner Zurückkunft noch am Leben zu finden. Ich beschwöre ihn, sich zu bessern, und dem alten Aberglauben zu entsagen, welchen aufzudecken ich erröthen müßte."

Bestürzt durch diesen männlichen Freymuth weinte Jagello heiße Thränen, versuchte dann sich zu erzürnen, und machte dem kühnen Redner das Recht streitig, in Gegenwart des Erzbischofs von Gnesen und anderer Bischöfe, so mit ihm zu sprechen. Aber staunend und voll Schrecken sah er plötzlich die ganze Versammlung sich erheben, vernahm ihren einstimmigen Ruf: „Wir Alle denken wie Sbigneus!" Da verließ Jagello den Saal mit laut ausbrechendem Schmerz. Des schwachen Greises Gewissen war tief erschüttert worden. Er verzieh dem Bischofe, gab Unterthanen

und Klöstern geraubte Güter und alte Rechte wieder, besserte auch die Münze. Bald nach dieser Begebenheit unternahm er einige Reisen, deren Beschwerden sein Alter nicht mehr ertragen konnte. In einem Schlosse, wo er der Ruhe pflegen wollte, ergötzte er eines Abends sich zu lange an dem Flöten einer Nachtigall, wurde krank, fühlte den nahen Tod, versammelte die Großen um sein Lager, empfahl ihnen nochmahls seinen Sohn, versöhnte sich mit dem Himmel und starb.

Schmeichelnde Geschichtschreiber haben ihm einen Charakter angelogen; er besaß keinen. Die Natur hatte ihm Schlauheit, das Glück Macht verliehen, er wußte beyde nicht zu verbinden, bediente sich der letzteren zaghaft, der ersteren unfürstlich. Sein kleinlicher Geist, nie das Ganze überschauend, zerstückelte alle Staatsgeschäfte, riß oft eine Mauer nieder, um einen Zaun damit zu bessern. Gern prunkte er mit der Litthauer Bekehrung, doch seine eigene ruhte nicht auf frommer Ueberzeugung. Den Hussiten und Sterndeutern war er hold. Aberglaube beherrschte ihn. Seine Wohnung verließ er nie, ohne sich drey Mahl umzudrehen. Wenn der Priester die Hostie empor hob, nahm er einen Splitter von der Erde und brach ihn entzwey. Aengstliches Trachten nach gutem Rufe (stets ein Beweis der Unwürdigkeit desselben) machte ihn freygebig, besonders gegen Priester und Fremde. Das kleinste Geschenk nahm er an, keine Bitte schlug er g a n z ab, denn er fürchtete auch den geringsten Feind. Durch die Jagd hatte er seinen Körper abgehärtet, durch Mäßigkeit erhielt er ihn gesund bis zu dem selten erreichten Ziele von sechs und achtzig Jahren. Fünf Hochmeister hatten, minder gegen seine übel benutzte Macht, als unerschöpfliche Treulosigkeit gekämpft. Er wurde mit Recht ein H a m m e r

des Ordens genennt; daher die Nachricht von seinem Tode eine willkommene Bothschaft in Preußen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Der ewige Friede.

1434. Prinz Uladislaus bestieg den pohlnischen Thron. Sicher hatte seines Vaters hohes Alter den zwölfjährigen Waffenstillstand bewirken helfen, des Sohnes Minderjährigkeit führte den Frieden herbey. Doch Jahre verstrichen noch, ehe man sich mit aufrichtigem Herzen die Palme reichte. Der Kaiser hatte endlich versprochen, eine redliche Versöhnung selbst zu vermitteln; oft erinnerte Paul ihn an die Zusage, Furcht äußernd, daß die auf ihren Forderungen halsstarrig be-
1435. stehenden Pohlen den Orden plötzlich überfallen würden. Es erschienen auch Gesandte, die jedoch in Pohlen eine kühle Aufnahme fanden, nicht einmahl freyen Durchzug nach Preußen erwirkten; kaum durfte ein Bothe nach Thorn von ihnen abgefertigt werden, der dem Orden die Ermahnung brachte, ohne Zustimmung des Kaisers den Frieden nicht zu schließen. Unterdessen plünderte der Feind überall des Ordens Unterthanen. Vielleicht wuchs der Pohlen Muth durch die veränder-
1434. te Gestalt der Dinge in Litthauen. Als Sieger hatte Swidrigall sich eine Zeit lang furchtbar, Siegmund durch Grausamkeit verhaßt gemacht; der Pohlen Freundschaft nicht angebaut. Verstellt oder aufrichtig wollte Korybut, aus Böhmen kommend, Swidrigalls Partey verstärken. Neue Rüstungen in Rußland und Lief-

land drohten Siegmunds Untergang. Noch zu rechter Zeit wandte er diesen ab, indem er sich aufs neue an Pohlen schloß. Des jungen, nach Kriegsruhm lüsternen Königs Gemüth fand er geneigt, 8000 Pohlen stießen zu ihm; es kam an der Swienta zu einer großen Schlacht, in welcher Swidrigalls Heer gänzlich geschlagen, die zuletzt weichenden Liefländer fast vernichtet wurden, selbst ihren Meister auf der Wahlstatt ließen. Durch diese entscheidende Niederlage wurde der Orden noch geschmeidiger, denn jede Hoffnung verschwand, in dem vertriebenen Großfürsten einen wirksamen Bundesgenossen sich zu erhalten, und auf Beystand widerspänstiger Unterthanen war nicht mehr zu zählen. Darum harrte Paul nicht länger auf des Kaisers zweydeutige Vermittlung, sondern ging zu Breßz einen demüthigenden Frieden ein, durch welchen größten Theils der Friede am See Melno wörtlich erneuert wurde. 1435.

Alle Opfer, zu welchen der Orden sich damahls entschloß, brachte er auch jetzt, wogegen Pohlen nur Arenswald zurück gab, und auf die Lehensherrschaft über die Herren von Wedel und Falkenberg verzichtete. Swidrigall mußte aufgegeben, und feyerlich versprochen werden, künftig nur den von Pohlen gesetzten Großfürsten als solchen zu erkennen; auch keine Rache an Solchen zu verüben, die, um Pohlens willen, dem Orden entsagt. Zwey Comthure, zwey Woywoden, jene vom Könige, diese vom Hochmeister gewählt, sollten jährlich, bald in Nessaw, bald in Thorn, zusammen kommen, alle Irrungen verhüthen. Gleiche Maßregeln beugten jedem Zwiste mit Litthauen, Masovien und Stolpe vor. Alle Beschwerden der pohlnischen Geistlichkeit gegen den Orden begrub man in ewige Vergessenheit. Der Bischof von Cujavien erhielt 1200 Ducaten zum Ersatze für sein bey Danzig zerstörtes Schloß. Die Pohlen empfingen 9500 ungarische Gul- 1436.

den, ohne einen Titel für diese Forderung nahmhaft zu machen. In Jahresfrist sollte der Deutschmeister den Frieden besiegeln, wo nicht, keiner Hülfe aus Preußen oder Liefland gewärtig seyn. Alle Gefangenen wurden befreyt, mit Ausnahme der in Litthauen seit dem Waffenstillstande Ergriffenen. Die übrigen Artikel betrafen, wie vormahls, Handel und Wandel, Brücken und Zölle, Ueberläufer, Verbrecher und Gerechtigkeitspflege. Jeder neue König, wie jeder neue Hochmeister, sollten diesen Frieden beschwören, beyder Unterthanen den Schwur alle zehn Jahre wiederhohlen. Jede ersinnliche Vorsicht wurde erschöpft, um der hergestellten Ruhe ewige Dauer zu verbürgen. Der König, wie der Hochmeister, sprachen ihre Unterthanen im Falle eines Friedensbruches vom Gehorsam los. Zwey Comthure empfingen den Eid der Pohlen auf einem Reichstage zu Siradie, und durchreisten dann die Provinzen, um den Adel des Landes auf gleiche Weise zu verpflichten. Dasselbe geschah in Preußen durch den pohlnischen Kanzler. Der junge König besuchte den Hochmeister zu Thorn. Dort zahlte Paul die festgesetzte Summe, wiewohl später als verabredet worden; damit jedoch aus diesem Umstande keine nachtheilige Muthmaßung, oder Grund zu neuer Verhetzung geschöpft werden könne, erklärte Uladislaus ausdrücklich der Verzögerung sich selber schuldig.

So schien von beyden Theilen alles zu beweisen, daß man dieses Mahl ernstlich den Frieden wolle; die Pohlen, weil ihnen am Erlangten genügte; der Orden, weil Erschöpfung ihn zwang. Zwar soll auch jetzt noch die versprochene Auslieferung des alten berüchtigten Spruches der Legaten vom Jahre 1339 nicht erfolgt seyn; doch mag daraus kein Schluß auf weit aussehende Tücke gezogen werden, denn der König vernichtete förmlich diesen Spruch in unzweydeutigen Ausdrü-

cken, wodurch der Besitz eines entkräfteten Pergaments ihm völlig unnütz wurde.

Der Deutschmeister tobte gegen den Frieden, nannte ihn schädlich, unehrlich. Paul selbst schrieb an die Kirchenversammlung zu Basel: er fürchte, der Kaiser werde zürnen, weil einige Artikel faste schwer, hart und grob lauten; aber er berief sich auf die eiserne Noth. Dem Deutschmeister setzte er alle Gründe, die ihn zur Eingehung derselben bewogen, mit Eifer aus einander. „Schon Witold," sprach er, „entdeckte uns, wie hart ihm Pohlen anliege, die Waffen gegen den Orden zu ergreifen, und bewies solches klärlich durch des Königs Briefe." Ein Gleiches wurde mit Swidrigall versucht, der mündlich und schriftlich es dem Orden verrieth. Daher der Bund mit diesem. Dem zuwider ging der Großfürst den Frieden von Luzk ein. Man warnte ihn; man machte ihn aufmerksam auf Pohlens Verbindung mit den Böhmen; wir unterredeten uns mit ihm in Litthauen, und bathen los zu brechen, ehe es zu spät sey. Umsonst! Verrätherey wurde gegen ihn angesponnen, man warnte ihn abermahls, er glaubte es nicht, bis ihm der Glaube in die Hände kam. Er mußte fliehen. Dennoch wollten wir ihn nicht lassen, ihm wieder zu seinem Erbe helfen, das hat Blut und Länder, des Ordens Mark gekostet. Uns mangelte Geld; wir wurden von eigenen Söldnern beraubt; Gott allein konnte helfen. Da schlossen wir Frieden. Der Kaiser zürnte, geboth neuen Krieg, er wolle zu Felde ziehen in eigener Person mit großer Macht. Auf diese Zusage verzogen wir von einem Tage zum andern, nichts geschah. Die Pohlen drängten. Swidrigall, mit den Liefländern, beschloß einen Angriff, wurde geschlagen. Hätte der Kaiser Wort gehalten, so wären die Pohlen daheim geblieben. Wohl ließen wir ihm entbiethen, es

sey die höchste Zeit, da hielt er unsere Bothen auf, bis die Zeit verstrichen war. Der Meister von Liefland, zwistig mit dem Erzbischofe von Riga, der mit Siegmund heimlich Unterhandlung pflog, mußte, während er zu Felde lag, dort sich eines Ueberfalls besorgen. Wir waren genöthigt, Schiffkinder aus Preußen nach Liefland zu senden, um die Schlösser zu bemannen. Diese Hülfe mußten wir verdoppeln nach der verlornen Schlacht, aus Furcht vor den Litthauern. Swidrigall wurde ganz verlassen, auch von den Russen, und wissen wir noch jetzt nicht, ob er todt ist oder lebt. Durch den Frieden von Luzk hat er sein eigenes Unglück geschmiedet, daraus ist aller Jammer entsprossen. — Ihr werft uns vor, Papst, Kirche und Kaiser wären in dem Frieden übergeben, so weiß Gott, daß solches nie in unser Herz gekommen. Auch ist darin nichts unehrlich oder wider die Vernunft, wie eure bösen Worte lauten, die zuvor nie gehört worden. Daß auch die Lande sich verschreiben müssen, ist geschehen, weil es zwischen uns und den Pohlen so weit gekommen, daß wir nicht ihnen, sie nicht uns mehr trauen. Neßaw mußte übergeben werden, um Arenswald, die Wedel und Falkenberge wieder zu gewinnen."

So ließ Paul sich herab, was er gethan, vor seinen Untergebenen zu rechtfertigen. Auch den Kaiser suchte er durch Bitten und Geschenke zu besänftigen.

Vermuthlich wäre Swidrigall seinem Schicksale gänzlich überlassen worden, hätte nicht Siegmunds rauher Uebermuth die Litthauer entrüstet, die Pohlen empört. „Er ist ein strenger, heftiger Mann," schrieb Paul dem Deutschmeister, „durch mancherley Tod läßt er viele vom Leben bringen, und steht zumahl fremde und jämmerlich in seinen Landen;" und später meldete
1437. er dem Herzoge von Burgund: „Die Pohlen und Sieg=

mund sind etlicher Maßen zwieträchtig, als wir vernehmen, wunderlich und seltsam, was erfolgen werde, wissen wir noch nicht." — Die Folge war eine Bothschaft des Königs an seinen Oheim Swidrigall, Versöhnung heischend, vermuthlich um sich seiner im Nothfalle gegen Siegmund zu bedienen. Nach zweyjährigem Schweigen wandte der Vertriebene sich zum ersten Mahle wieder an den Hochmeister, Rath begehrend, welche Antwort er den Pohlen ertheilen soll? Paul rieth zum Frieden; Oheim und Neffe söhnten sich aus, nur Siegmund blieb unerbittlich. Der alte, entkräftete Nebenbuhler entwich in die Wallachey. Erst fünf Jahre nachher, als verschworne Mörder, ein Czartoriski an ihrer Spitze, in Siegmunds Blut Rache gekühlt, und Jagello's zweyter Sohn, Casimir, das Großfürstenthum errungen, wurde Swidrigall, der Greis, nach Litthauen zurück berufen, wo er, im Besitze von Luzk, noch zehn Jahre friedlich lebte.

Einen gefährlichen Freund verlor jetzt der Orden durch des Kaisers Tod. Im Kriege minder glücklich, als erfahren in der Staatskunst Ränken, liebte Sigismund Gelehrte, war selbst mehrerer Sprachen mächtig, haßte Schmeicheley, und hat das schöne Wort uns hinterlassen: „Schmeichler sind schlimmer als Raben; diese hacken nur Todten, jene den Lebendigen die Augen aus." — Immer zeigte er sich als Ordensgönner, aber nur um das gefürchtete Pohlen in Furcht zu erhalten. Zu thätiger Hülfe entschloß er sich nur ein Mahl; große Summen verschlang seine Gunst; in gefährliche Verbindungen verwickelte sie den Orden, stets zu neuen Wagestücken ihn reitzend. Darum des Kaisers Tod kein Verlust für die Kreutzherren. Er war der letzte aus dem Hause Luxemburg, welches den Ungarn einen Beherrscher, vier Könige den Böhmen, fünf Kaiser den Deutschen gegeben hatte. Eine einzige Toch-

ter, Elisabeth, war seine Erbinn. Mit ihrer Hand empfing Albrecht von Oesterreich die Kronen von Ungarn, Deutschland und Böhmen. Die letztere jedoch nicht einstimmig, denn die Hussiten wählten Casimir, den dreyzehnjährigen Bruder des Königs von Pohlen, dessen Rechte Uladislaus durch ein Heer in Böhmen unterstützte. Durch Bitten und Drohungen suchte Albrecht
1438. den Orden gegen Pohlen aufzuwiegeln. Der Friede, meinte er, sey nichtig, weil Kaiser und Reich ihn nicht bestätigt. Würden die Kreutzherren ihm Beystand verweigern, so möchte ihre Vertreibung aus dem deutschen Reiche die Folge seyn. Aber Paul blieb standhaft. Sein gegebenes Wort, seine erschöpfte Macht, ein durch Mißwachs entstandener Mangel, dienten ihm zum Vorwand. „Hat doch," sprach er, „kein Reichsfürst in unserer höchsten Noth uns Hülfe gewährt. Ohne den geschlossenen Frieden wären wir in Knechtschaft versunken, die schlimmer ist als Tod."

Der Kaiser wiederhohlte sein dringendes Gesuch durch den Markgrafen von Brandenburg, der mit Ermahnungsbriefen der Chur- und Reichsfürsten nach Preußen kam. Allein vergebens. Noth befestigte ihr eigenes Werk.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Auswärtige Verhältnisse.

Mit Masovien und Pommern wurde, durch Gränzberichtigung, der Friede dauerhaft begründet.

Mit den Herzogen von Mecklenburg, Stettin und Wolgast bestand ununterbrochen ein freundliches Verhältniß. Paul vertheidigte mit Wärme diese Fürsten vor dem Kaiser, der sie irrig für Mitschuldige der Hussiten gehalten, und seine Ungnade deßhalb auf sie geworfen.

Den Johannitern entriß der Orden Czantoch 1434.
zu einiger Entschädigung für zugefügte Leiden. Doch auf des Kaisers und mehrerer Fürsten dringendes Verwenden gab man die Feste zurück: wogegen der Jo- 1435.
hanniter Meister gelobte, dem Verräther fleißig nachzuspüren, der sie den Pohlen überliefert, und, wenn man seiner habhaft werde, ihn hart zu strafen. —

Den letzten Beweis der Gunst ertheilte Kaiser Sigismund dem Orden, indem er die in Böhmen durch die Hussiten entrissenen Güter ihm zurück gab. König Erich von Dänemark floh nach Preu- 1437.
ßen und wurde seines Reiches entsetzt. Mehrere Wochen hielt er sich in Marienburg und Danzig auf. Am letztern Orte besuchten ihn die Herzoge von Mecklenburg, Wolgast, Barthen und Stolpe. Er bath den Hochmeister um Kriegsvolk, mit dem er nach Gothland, von dort nach Dänemark schiffen wollte, und Paul, der sonst so gern und oft seine Ohnmacht vorschützte, gab, den Widerspruch nicht scheuend, den Comthur von Dan-

zig nebst einer Anzahl Bewaffneter, ihm zum Geleite. Dem Kaiser hatte man sogar berichtet, der vertriebene König werde seine Wohnung in Preußen aufschlagen. Er äußerte lebhaften Unwillen, den Paul zu mildern suchte, sprechend: man wisse nicht anders, als daß die Dänen auf ihres Königs Ankunft mit Sehnsucht harrten. Des Comthurs von Danzig Thaten oder Zu-
1435. rückkunft sind nicht aufgezeichnet. Die Schweden suchten Trost und Hülfe in Preußen, klagend über ihres Königs Tyranney. Als Vergeltung bothen sie unbedingte Zollfreyheit für den preußischen Handel. Des Ordens Ohnmacht erlaubte nicht, den vortheilhaften Antrag zu benutzen.

Zwischen England und Preußen schuf der Handel immer noch manchen Zwist. Schon damahls erlaubten sich die Engländer häufigen Uebermuth, im Vertrauen auf das Uebergewicht ihrer Kraft zur See. Als eine ihrer Flotten einst aus der Düna segelte, und eine Windstille neben einigen Schiffen der Liefländer sie auf der Rehde hielt, luden sie, nach freundlicher Begrüssung, die Herren jener Schiffe zum Gastmahle, warfen sie ins Meer, bemächtigten sich des fremden Eigenthums, und führten es nach England. Solche Beyspiele, säumige Schuldbezahlung, Verspottung der Privilegien und altes Herkommens, bewogen endlich den Hochmeister zu dem Beschlusse, daß binnen sechs
1434. Monden alle Engländer Preußen und Liefland räumen sollten. Mit dieser Erklärung sandte er den Burgemeister von Danzig, Heinrich Vorrath, nach England. Als der König Ernst sah, versprach er Abhülfe aller Beschwerden, und erboth sich, Bevollmächtigte nach Flandern zu schicken. Auch seinem Gesandten erlaubte Paul dorthin sich zu begeben, doch nur in Handelsangelegenheiten, Preußen und die Hansestädte im Allgemeinen betreffend: Wolle sich England besondere

Frey-

Freyheiten ausbedingen, so möge es die in Preußen selbst suchen; auch solle keinesweges Schade gegen Schade gerechnet werden, indem alle Schuld allein auf den Engländern laste.

Die Sache zog sich in die Länge, wurde bald zu Calais, bald zu London verhandelt; am letztern Orte ein Vertrag geschlossen; die Quelle ewiger Mißhälligkeiten dennoch nicht verstopft. Alle Leidenschaften ruhen bisweilen, Eigennutz nie.

In gleicher Lage befand sich Preußen gegen Philipp, Herzogen von Burgund, Grafen von Holland. Dieser, mit den Hansestädten in Krieg verwickelt, begehrte selber, daß solches dem Handel seiner Unterthanen mit Preußen unschädlich seyn möchte. Im Vertrauen auf diese Erklärung, im Vertrauen auf geheuchelte Freundlichkeit der Holländer, wollten drey und zwanzig, aus Spanien zurück kehrende, mit Salz beladene Schiffe der Preußen und Liefländer bey Lübeck durch die holländische Flotte segeln, wurden geplündert, die Mannschaft in Fesseln geschlagen. Ein Gleiches widerfuhr dem Gesandten Heinrich Vorrath durch den Bischof von Münster. Paul schrieb vergebens Briefe über Briefe, um ihn zu befreyen. Erst mehrere Jahre nachher wurde, durch rechtliche Uebereinkunft, eine Treulosigkeit gebüßt, die um so minder Entschuldigung verdiente, da Preußen, durch Nichttheilnahme an dem Kriege, sogar sich einen Fehdebrief von den Hansestädten zugezogen. Neckereyen gingen voraus. Die Hanse hatte, ohne der Preußen Mitwissen, neue Zölle aufgelegt, der Hochmeister hingegen den Hamburgern verbothen, fremde Biere in das Land zu führen. Endlich erschien ein förmlicher Absagebrief von Lübeck, Wismar, Hamburg, Lüneburg, Rostock und Sunde. Paul äußerte sein Erstaunen, forderte mindestens freye Schiff-Fahrt

1438.

nach England und Schottland; verweigere man diese, so werde er die Preußen zu schützen wissen. Da erwiederten die Hansestädte, es sey nicht ihre Meinung gewesen, dem Orden zu entsagen, vielmehr zum Beystande in ihrem Kriege ihn aufzufordern. Des Hochmeisters Verwunderung stieg, denn die Kriegserklärung war nur allzu deutlich. Indessen konnte auch dieses seltsame Mittel ihm keine Rüstung gegen Holland abtrotzen.

Aber als ein frommer Sohn der Kirche, streckte er seinen Arm zum Schutze derselben aus. Ein russischer
1438. Metropolit, der nach Basel ziehen wollte, um an Vereinigung der griechischen und römischen Kirche zu arbeiten, wurde in Samayten aufgehalten, und vergebens forderte Paul den Herzog Siegmund auf, den frommen Mann zu geleiten. Aus unbekannten Gründen schlug es der Großfürst ab. Da machten sich die Ritter auf in Liefland und Preußen, führten mit gewaffneter Hand, einem neuen Kriege trotzend, den Metropoliten durch Siegmunds Gebieth.

Hätte Paul immer mit solcher Festigkeit gehandelt, es wäre manche Demüthigung ihm nicht widerfahren. Durch seine bewiesene Ohnmacht wurden nah und fern dem Orden Verräther geweckt. Ein gewisser Dispotto in Romanien bemächtigte sich dort aller Ordensgüter. Ein Gleiches wollte in Sicilien der König von Arragonien sich erlauben, wenn päpstliche Bewilligung den Raub heiligen würde. Wachsame Freunde zu Rom wandten das Uebel ab. Um künftigen Versuchen der Art vorzubeugen, übergab Paul die wälschen Ordensgüter förmlich dem Schutze einer geistlichen Gesellschaft zu Rom. Aber auch in Deutschland entzogen viele Unterthanen sich dem Orden, flohen in Städte, deren willig ertheiltes Bürgerrecht sie schützte.

Den höchsten Schimpf erfuhr und ertrug der Orden von Heinrich Maltitz, einem Sächsischen von Adel, der, als Söldner-Hauptmann, unbefriedigte Forderungen, erst bittend, dann mit Ernst, endlich hart schmähend, geltend zu machen suchte. Ihm hatte der Hochmeister gelobt, dem Ausspruche eines ehrbaren Rathes zu Frankfurt sich zu unterwerfen, doch als es dort zur Sprache kam, zog er sein Wort zurück. Da wandte sich Maltitz an die Gebiethiger, sie ersuchend, „den schalkhaften, schnödden, bösen Fürsten" eines Bessern zu unterweisen; und als auch dieser Schritt unwirksam blieb, schrieb er an den Hochmeister: „er handle nicht als ein biederer Fürst, sondern wider Gott, Ehre und Recht; mit süßen Worten habe er ihn schändlich und verrätherisch betrogen." 1436. Zu diesen harten Ausdrücken gesellte er noch die unanständigsten Beschimpfungen, schließend mit einer Kriegserklärung, von ihm und zwey und siebzig Edlen ausgestellt.

Von dieser Fehdebeylegung wird nichts gefunden. Sie sey verglichen oder ausgefochten worden, so dient sie immer zum Beweise, wie tief des Ordens Macht und Ansehen bereits gesunken waren.

Es geschieht bisweilen, daß auch geringe Mächte, durch Redlichkeit, Würde, Beständigkeit, Ehrfurcht einzuflößen wissen (man erinnere sich Dänemarks in unsern Tagen *); ja diese Tugenden allein vermögen einem Staate, dessen Waffen nicht mehr schrecken, den einst ertrotzten Rang freywillig zu erhalten. — Den Kreuzherren blieb, nach vernichteter Macht, nur ein Mittel noch, ihr Ansehen zu behaupten: sie mußten ihres Ordens Stiftung gleichsam erneuern; sie

*) Der Leser wird leicht errathen, daß diese Zeilen vor dem Herbste des Jahres 1807 geschrieben wurden.

mußten schlecht und recht, fromm und keusch, tapfer und demüthig, wie ihre Vorfahren, die fremden Fürsten durch ungeheuchelte Tugend, die Unterthanen durch Gerechtigkeit und reine Sitten gewinnen; so konnte das nächste halbe Jahrhundert sie wieder auf den Gipfel der mißbrauchten Macht stellen; denn die öffentliche Meinung erobert langsamer, doch sicherer als das Schwert. Sie verschmähten diesen Umweg. Vom Ritter und vom Geistlichen trugen sie nur noch den ehrwürdigen Nahmen. Jede, diesen Ständen aufgelegte Pflicht war ihnen fremd geworden. Alle Schranken der Sittlichkeit rissen sie schamlos nieder, sich selbst den Untergang bereitend.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Schilderung der Gräuel im Orden während dieses letzten Zeitraums.

Kein Erdbeben hat das alte gothische Gebäude der Ordensregierung plötzlich umgestürzt; nur Wellen haben nach und nach den Sandberg unterwaschen, auf dem es prunkte; Wellen der Leidenschaft, mit Lastern und Verbrechen aller Art geschwängert. An heilsamen Verordnungen ließ der Hochmeister es nicht fehlen, hätte er nur auch über deren Erfüllung gewacht. „Die Gebiethiger," so hieß es, „sollen ihre Amtleute zu gnädigem Gerichte anhalten; wenn ein Armer auf den Meister sich beruft, ihn deßhalb nicht stocken oder thürmen. Sie sollen die Bauern nicht mit ungewöhnlichem Scharwerke belasten; ihre Fuhren, ihre Bauten mit eignem Gelde bestreiten; die Wälder zum

Nutzen des Landmannes schonen. Kein Bruder soll trinken zu vollen oder halben, weder in noch außer dem Hause, weil sich weltliche Leute sehr daran ärgern. Keiner soll den Papst oder sonst einen Fürsten schelten. Wer das Vaterunser nicht bethen kann, dem soll der Priester das Sacrament versagen.

Auch Weichlichkeit und Prachtlust versuchte der Hochmeister auszurotten. Keiner sollte ohne Erlaubniß eine Kammer mit einem Schornsteine bewohnen. Unnützen Kleiderprunk, Aermel mit Runzeln, Taschen mit Silber beschlagen, wurden verbothen. Aber die verderbten Brüder, des schlaffen Zügels spottend, kehrten sich an keine Gesetze.

Durch das überhandnehmende Unwesen empört, schrieb ein frommer Carthäuser, Nahmens Heinrich Boringer, an den Hochmeister: „schnöde Verweser und Richter sitzen im Lande, die, um Gabe willen, das Recht verkehren, den Armen drücken, denn ihre Obern sind versäumlich, strafen nimmer. Solche Fürsten hing Moses an einen Galgen gegen die Sonne. — Dem Armen nimmt man sein Arbeitsgeräth, womit er Weib und Kind ernähren soll. Des Armen Schweiß wird verzehrt. — Gnädiger Meister! wie tugendlich und weislich schriebt Ihr vor drey Jahren in das Land: jeder Kläger sollte vor Euch treten, Ihr wolltet alle Gebrechen wandeln. Da erschraken die Teufel in der Hölle. Wehe dem, der es gehindert hat! Jetzt schreyet die Armuth nur zum Himmel; Eure Schafe sind Wölfen vertraut. Wenn Gott einst Rechenschaft von Euch fordert, so werde ich nicht ausrufen wie Johannes: weh mir! ich habe geschwiegen. Offenbar sind alle Dinge, aber sie werden bemäntelt, gehen nur wenigen zu Herzen. Wären nicht die ehrbaren Herren, die auf der Eiche zu Thorn saßen, eines frömmern Wandels gewesen, Gott hätte nicht geholfen. Heid=

nische Könige haben vormahls mehr auf Tugend gehalten, denn jetzo christliche Fürsten. Geistliches Recht verschmähen die Gebiethiger, obschon sie selber geistliche Männer sind. Auch weltliches Recht der Unterthanen verspotten sie, sprechend: „was Culmisch Recht? wir sind Euer Recht.“ Sachwaltern, für Bedrückte auftretend, wird mit dem Thurme gedroht.“

„Sonderlich auf den Dörfern sind Pfleger, Waldmeister and Compane, mit Vorwissen der Gebiethiger, bisweilen gar grob. Man kiest Schulzen, die den Armen drücken müssen, und dafür an der Herren Tische sitzen. — In der Beichte haben Schöpfen offenbart, daß man zu ungerechten Urtheilen sie gezwungen. — Wird in Händeln einer verwundet oder getödtet, so legen die gierigen Herren dem Thäter so hohe Geldbußen auf, daß er dem Beleidigten nichts mehr zu geben vermag. Gütliche Vergleiche dulden sie nicht; wäre auch der Handel gering, wider Willen muß geklagt werden. — Des Bauers Getreide, auf seinem Felde gewachsen, verschmäht die Herrschaft; er muß theuer von ihr kaufen, ihr wohlfeil verkaufen, und wird obendrein am Maße verkürzt. Wer bey dem Meister klagt, wird in Ketten geworfen, auch wohl von seinem Eigenthume verjagt. Lasten und Frohnen wachsen mit jedem Jahre. Im Winter kaufen die Gebiethiger das Korn um niedrige Preise, im Frühjahre müssen die Verkäufer es ihnen theuer wieder abnehmen. Das heißt dem Lande geholfen. Sind die Kasten gefüllt, so bittet man sich ab vom Amte. Setzt ein Gebiethiger einen Aufseher, so gibt er ihm von Stund an nichts mehr, sondern spricht: nähre dich von deinem Amte. O Gott, wie geht es dann über die armen Leute!“

„Mit Weibern wird geschwelgt. Jeder thut seinen Willen, der Meister fragt wenig darnach. Wäh-

rend in den Kirchen die Priester singen, sitzen die Ritter im Keller und prassen. Keiner will in den Conventen bleiben. Jeder sucht sich lieber ein Amt, wäre es auch in den Wildnissen, wenn nur fern von den Conventen, um sein Wesen ungestört zu treiben. — Noch immer hängen die Preußen an ihrer heidnischen Abgötterey, aber niemand kümmert sich darum. Man zwingt sie wohl an heiligen Tagen zur Frohn-Arbeit, und will, von Gierigkeit verblendet, sie nur beherrschen und benutzen, nicht unterrichten oder bekehren. Man beraubt sie ihrer Freyheit. Sie sollen Christen heißen, aber Christenrecht wird ihnen versagt. Stirbt einer ohne Sohn, so verfällt das Gut der Herrschaft, darum liegen die Aecker wüste. Keine Zusage hält man ihnen, mit dem Eide wird gespielt. Mancherley gute Verordnungen gelten ein halbes Jahr, denn die Obern treten sie mit Füßen. Wucher, Meineid, Ehebruch, sind gemein im Lande, werden nicht mehr für Sünde geachtet, denn die Herren stehen selber darnach. Handwerksgesellen betriegen Jungfrauen, geloben die Ehe und entweichen. Hoffart wird alljährlich größer. Bey Hochzeiten und Fastnachtsspielen geschehen teuflische Dinge. Ehrbare Weiber stecken sich in Mannskleider. Krämer und Krüger stören die seltenen Kirchengänger. Todschlag ist häufig, denn ein Mensch gilt weniger als ein Pferd. Die Herren achten dessen nicht, weil sie Geld dafür bekommen. Daran ist Schuld das nächtliche Schwelgen in den Krügen, und der Krüge werden immer mehrere, um des verfluchten Zinses willen. — Doppelspiel ist eingerissen, so bey Hofe als unter Knechten."

„Geklagt sey Gott und Euch: auch der Priester Leben ist mehr weltlich als geistlich. Die Pfarrherren müssen selber den Acker bauen. Man nimmt ihnen den Zehnten. Quod non tollit Christus, tollit fiscus.

Was den Priestern entzogen wird, verschlingen die Söldner. Was die Herren etwa übrig lassen, nehmen ihre Kammerdiener, und wäre gut, daß es geschehe nicht also grob. Summa, es gibt kein Christenland, da die Gebothe Gottes minder gehalten werden als in Preußen."

Am Schlusse bezeugte der fromme Eiferer, daß er die Wahrheit lauter und rein gesprochen, heimlich diesen Brief entworfen, dessen Inhalt niemanden offenbart.

Was Boringer schrieb, das predigte Tauler, ein vom Deutschmeister gesandter Doctor, laut und öffentlich in einem General-Capitel. Auch er warf den Kreutzherren Spiel, Trunk, Tanz und Handel vor. „In vielen schönen Kirchen," sprach er, „wird kein Gottesdienst gehalten, aber Jagdhunde zählt man bey zwey tausend. Die Kirchen werden für Geld losen Männern anvertraut, die mehr Hunde gekoppelt als Bücher gelesen haben. — Witwen und Waisen verlieren ihr Gut durch falsche Eide. Verschreibungen werden nicht gehalten, das doch sogar die Türken thun, und wenn die armen Preußen drum reden, so hält man sie wie Hunde. Ketzerey geht im Schwange. Selbst Abgötterey dürfen die Preußen treiben, wenn sie nur dafür bezahlen. — Kirchen zerstören, Kinder ermorden, Frauen und Jungfranen schänden, sind gemeine Dinge."

Das hörten die Brüder, und konnten den Prediger nicht Lügen strafen. Es gab viele unter ihnen, die ihre Statuten nie gesehen hatten. — Widerspänstige Comthure wollten ihre Aemter nicht räumen, keck behauptend, sie wären für Geld ihnen auf Lebenszeit verliehen. — Schon zu Küchmeisters Zeiten trieben die Ritter aus Schwaben, Franken, Baiern Handel zur See und führten selber ihre Schiffe. — Gegen Reiche

fanden Arme kein Recht. — Das Verboth der Getreideausfuhr in Hungersnoth durften nur die Kreuzherren übertreten. — Der Stadtobrigkeiten freye Wahl, ein altes Recht, wurde gehindert. — Im Dienste des Hochmeisters gingen Fremdlinge den Landeskindern vor. — Freymüthig sprechende Räthe der Unterthanen litten Anfechtung. — Der Gesetze Lauf wurde gehemmt durch willkührliche Einmischung. — Was mit Land und Städten reiflich erwogen und beschlossen worden, wandelte Eigenmacht.

Ordensfreunde haben vergebens versucht, alle diese schweren Anklagen für erdacht, übertrieben, untergeschoben zu erklären. Doch nicht allein die Chroniken-Schreiber, auch beurkundete Thatsachen sprechen. Ein Comthur von Tauchel ließ durch seinen Kammerdiener ein Mägdlein von neun Jahren rauben zu unnatürlicher Wollust. Auf der Aeltern Klage wurde das arme Kind geschändet zurück gegeben. In mannbaren Jahren vermählte sich die Dirne mit einem Burgemeister, gebar ihm einen Sohn und lebte 16 Jahr in ungekränkter Ehe; bis der Mann starb, da raubte der Orden ihre Güter, unter dem schnöden Vorwande: sie habe in keiner rechtmäßigen Ehe gelebt, da sie schon vormahls dem Kammerdiener des Comthurs beygelegt worden. — Selbst Bäuerinnen im freyen Felde waren ihrer Ehre, ihres Lebens nicht sicher, wurden in den Wald geschleppt, und nach vollbrachter Unzucht bey den Füßen aufgehängt. —

Den Freyen und Schulzen wurden ihre Handfesten abgelockt, vernichtet, die Beraubten obendrein gemißhandelt, von ihren Gütern vertrieben. Anderer Briefe wurden verfälscht; die armen, gedrückten Preußen gleichsam noch verspottet, indem man ihrer schweren Frohnen, an Straßen, Brücken, Dämmen, als Vorwand sich bediente, um dem Kaiser die Ver-

willigung neuer Zölle zu entlocken. — Drohungen erpreßten Geld von Reichen, die nicht einmahl vor ihren Weibern und Kindern darüber seufzen, noch weniger dem Hochmeister klagen durften. — Wenn zwey Männer haderten, und ein Dritter sie gütlich vereinen wollte, so strafte der Beamte diesen, weil er dem Gerichte seine Sporteln entzogen. — Ungehört, unüberwiesen litten viele an Leib und Gut. — Ließen an der Ordensbrüder Fenstern Beyschläferinnen sich schauen, und ein vorüber gehender Bauer wagte Spott, so büßte er hart. — War es einem Ritter der heiligen Jungfrau gelungen, eine ehrbare Frau zu verführen, so rühmte er sich noch öffentlich seines Verbrechens und ihrer Gunst. Schöne Weiber wurden ihren Männern entrissen, in Schlösser eingesperrt. Reiche Bürgerstöchter, selbst verlobte Bräute ehrbarer Gesellen, mußten Schützlinge des Ordens heirathen, wider ihrer Aeltern und ihren eigenen Willen. Der Aeltern oder des Bräutigams Klagen erstickten im Gefängnisse; oft versiegelte der Tod ihren Mund. — Kein Bürger konnte sicher mehr zu einem Jahrmarkte ziehen; seitdem die Brüder selber Krämer geworden; Waaren, um halbes Geld abgedrungen, verschifften, theure Bedürfnisse zurück brachten; dennoch Schiffer und Bothsleute nicht bezahlten; die Mahner in den Thurm warfen.

Oft kam es auf den Straßen zu blutigen Händeln; wurde ein Bürger verwundet, das hieß adelig; blieb er Sieger, so mußte er landflüchtig werden. — Auch zwischen der Ritterschaft und dem Orden herrschte Neid und Zwietracht. Auf einem Turnier zu Marienburg trug ein Edler aus dem Lande den Preis davon, daraus entsprang Hader und Todschlag. Der Adel siegte, aber viele seiner Glieder mußten nach Pohlen flüchten.

Ob die verderbte Geistlichkeit den Orden, oder dieser mit seinen Lastern jene angesteckt, ist unentschieden; daß keiner von dem andern übertroffen wurde, gewiß. Priester buhlten um Weiber, achteten nicht der Spottlieder. Im Pfarrhofe schwelgten Pfaffen und Ritter, haderten, schlugen einander, und hieben sich die Nasen ab. Umsonst versuchte der Bischof von Heilsberg dem Unfuge durch Interdict zu steuern. „Wenn ihr nicht Gottesdienst haltet," schrien endlich die Bürger, „so wollen wir mit Hunden euch aus der Stadt hetzen." — Ein redlicher Comthur von Osterode bath den Hochmeister wehmüthig, ihm einen gewissen Priester nicht zu senden, weil er ein ungerathener Mann sey und nicht rein. Er habe ja bereits einen solchen, (auch sonst ungerathene Leute genug) und wenn die beyden zusammen kämen, so möchte groß Unheil daraus entstehen. — Der Ordensbruder, Graf von Gleichen, mußte Klage führen, daß die Priester das Hofgesinde nur für Geld von Sünden los sprechen wollten. — In einem Dorfe wurde ein Priester von einem Fremden erschlagen, der Thäter entfloh. Der Vicarius legte Interdict auf das Dorf, obschon die Bauern unschuldig an dem Morde waren, und bestand darauf, es nur für Geld zu heben, bis endlich der Papst sich selbst ins Mittel legte. Wollte der Orden einen solchen Nichtswürdigen absetzen, so mußte er säuberlich verfahren, vielleicht im Bewußtseyn eigener Schuld. Dann lockte der Vogt den Pfarrer zu sich, und, während er ihn des Nachts bewirthete, sandte er heimlich in dessen Haus, ließ die Kasten erbrechen und plündern.

Dennoch widersetzte sich Paul, als der Papst einen Meister Peter Wichmann als Besucher ketzerischer Boßheit nach Preußen sandte; es gäbe

dort der frommen Prälaten genug, meinte der Hochmeister, die der Ketzerey zu steuern wüßten.

Wo ein Land unter solchem Jammer seufzte; wo geistliche Hirten und weltliche Regenten um die Wette Zucht und Recht mit Füßen treten; da müßte Gott Wunder thun, um den Sturz der bösen Herrschaft abzuwenden.

Zu der Edelmönche Beschämung hielten zu derselben Zeit die Bürger streng auf Sittlichkeit und Ordnung. In den Städten blühten Schulen. Jedes Gewerk befolgte Gesetze, die ihm Ruhe, Zucht und Sitte verbürgten. Keiner durfte bewaffnet bey der Morgensprache erscheinen, keiner beym Trinkgelag „mit seinem Leibe missebaren, das schmählich wäre zu sehen oder zu hören" bey Strafe eines Pfundes Wachs. Keiner sollte die Alten Lügen strafen, oder seinen Mitbürger durch Ekelnahmen beschimpfen. Es gab schon damahls einen Club, die Companye genannt, dessen Gesetze verbothen jede Mißhandlung in Worten oder Werken, bey Strafe einer Tonne Honig. Gleiche Buße traf den Säufer. Nur nach dem Vesperläuten wurde die Zusammenkunft gestattet, um 9 Uhr der Keller verschlossen; Spiel und Freymarkt außer Fastnacht nicht gestattet; der Frauen Besuch auf wenige Stunden eingeschränkt; den Gesellen kein blauer Montag vergönnt.

So wurde in Preußen das seltene Schauspiel erblickt, daß der Befehlenden Verderbtheit die Gehorchenden nicht ergriff, und Rechtlichkeit aus Ritterschlössern in Bürgerhütten floh.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt
des dritten Bandes.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 18 04 04 009 3